# Germanisches sagen- und märchenbuch

Karl Schmidt, A. Floss


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TS

# Germanisches Sagen- und Märchenbuch.

Für den Unterricht bearbeitet

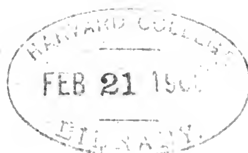
von

Dr. C. Schmidt,
etatsmäßigem wissenschaftlichem Lehrer
im Königlichen Kadetten-Corps.

und

A. Floß,
wissenschaftlichem Hülfslehrer
am Kadettenhause Wahlstatt.

Berlin 1891.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.


FEB 21

Bei der vorliegenden Bearbeitung deutscher Sagen und Märchen ist die Verwendbarkeit für den Unterricht der maßgebende Gesichtspunkt gewesen. Benutzt sind außer den Quellen in allgemeinerem oder engerem Anschluß die bekannten Werke von Grimm, Uhland, Simrock, Dahn, Wägner, Schwab, Adolf Lange, Mohnike, Engelmann, Osterwald, Rocholz, Frahme u. a. In die Reihe der behandelten Sagen und Märchen sind nur diejenigen aufgenommen, welche in den im Königlichen Kadetten-Corps eingeführten Lehrbüchern (Hopf und Paulsieks deutsches Lesebuch und Schillmanns Vorschule der Geschichte) noch nicht oder in ungenügender Form enthalten sind. In den genannten Lesebüchern liegen vor: Bearbeitungen der Nibelungensage (Hopf und Paulsiek VI, 207. V, 42 f., 240. III, 8 f., 246 f. Schillmann 67 bis 90), der Gudrunsage (H. u. P. V, 49. III, 19, 254. Schillm. 91 bis 103), der Walthariſage (H. u. P. III, 3 f., 241), der Dietrichsage (H. u. P. IV, 31 f.), der Karl- und Rolandsage (H. u. P. V, 63 f. IV, 45 f., 253 f. III, 257 [48, 92]), langobardischer Sagen (H. u. P. V, 55 f., 61, 242. IV, 41), kleinerer Sagen, wie der Kyffhäuser- (H. u. P. VI, 34, 41) und Rübezahlsagen (H. u. P. VI, 31. V, 38. IV, 29), sowie eine Reihe von Märchen in den Lesebüchern von Hopf und Paulsiek für VI bis IV.

In dem vorliegenden Buche sind die Göttersagen, sowie die Sagen von Sigurd, Fridthjof, Wieland und Hildebrand von Floß, die übrigen Abschnitte von Dr. Schmidt bearbeitet worden.

---

# Vorwort.

Dem lebenden Geschlechte ziemt es, das Erbe der Väter heilig zu halten und mit Ehrfurcht und Liebe zu hegen, was jene hinterließen. Wenn wir schon urväterlichen Hausrat sorgfältig aufbewahren, wenn erinnerungsreiche Besitzstücke uns wertvoll erscheinen, so sind doch weit kostbarer die geistigen Schätze, welche ein gütiges Geschick aus früheren Zeiten auf die unsere gerettet hat. Ein solches Gut sind die alten Sagen aus der Jugendzeit des germanischen Volkes. Vollkräftig und frisch, wie das Blut des Jünglings durch die Adern strömt, rauscht in der Sage der Strom deutschen Fühlens, deutschen Empfindens. Alles, was deutscher Art und Sitte von alters her als edel und gut gegolten, was deutsche Tugend hieß, das strahlt in hellem Glanze aus der Sage wieder. Vor allem aber sind zwei Tugenden, die Grundpfeiler deutschen Wesens überhaupt, in einer unerschöpflichen Fülle von Heldengestalten der Sage lebendig geworden: Mannesmut und Treue.

In Kampf und Streit ist der Deutsche von jeher groß geworden; mit kraftvollem Arm und unerschrockenem Herzen hat er sich in mehr als tausendjährigem Ringen einen Ehrenplatz unter den Völkern erstritten. Längst vermodert sind die Gebeine jener Helden der Vorzeit, aber unsterblich ist ihr Ruhm: aus den Liedern der Sage steigen sie vor unserem Auge wieder empor in ihrer gewaltigen Stärke, ihrem trotzigen, todesverachtenden Mute. Die Krone aller deutschen Tugenden aber ist die Treue, sie erst giebt dem Helden die Weihe der sittlichen Kraft. In den meisten unserer alten Sagen ist die Verherrlichung der Treue der Gedanke, der das Ganze durchzieht und belebt. Der Fürst und seine Mannen sind mit unauflöslichen Banden an einander gefesselt: sie lassen ihr Leben für ihn, und wehe dem Feigling, der es nicht thut! Der

Fürst ist milde und väterlich besorgt für seine Schildgenossen und lohnt ihre Treue mit reicher Huld. Die Freundestreue wird unverbrüchlich gehalten, die Gattentreue ist bei keinem Volke reiner und inniger gewesen und von keinem Volke schöner besungen worden.

An den Beispielen solcher Tugenden sich erheben, sich zur Bethätigung gleicher Gesinnung begeistern zu dürfen, muß jedem Deutschen eine hohe Freude, ein Glück erscheinen. So lange die deutsche Jugend mit Bewunderung und Liebe die Thaten ihrer Ahnen vernimmt, wird sie freudig jenen Heldenbildern nacheifern und sich ihrer Väter würdig erweisen: so lange wird auch deutsche Kraft, deutscher Mut und deutsche Treue gegen alle Widersacher den Sieg behalten.

---

# Inhalts-Verzeichnis.

# Göttersagen.

## Die Welten und ihre Bewohner.

Gegen Feindeswaffe und reißender Tiere Zahn wußte sich der Germane selbst seiner Haut zu wehren, aber den unergründeten Äußerungen der Natur, dem Wüten der Elemente gegenüber war der Starke wehrlos. In ihnen sah er das Walten überirdischer Mächte, die ihm wohl oder übel wollten. Gute Götter sandten ihm Erntesegen und Wohlstand, Kraft und Gesundheit, Sieg und Heldenruhm; die bösen, feindseligen Geister Mißwachs und Hagelschlag, Krankheit und Not, Unsieg und Tod. Wie aber des Menschen Leben ein fortwährender Kampf ist gegen die drohenden Gefahren, so dachte sich der Germane auch das geheimnisvolle Leben der Natur als einen Kampf zwischen den lichten, freundlichen Göttern des Himmels und den finstern, bösen Mächten der Riesenwelt.

Nicht immer war es so gewesen. Einst herrschte ein goldenes Zeitalter, kein Unterschied der Zeiten, kein Wechsel des Glücks. Da lebten die Götter in seligem Frieden. Als sie aber in unseliger Goldgier sich zu Frevelthaten fortreißen ließen, da war es vorbei mit dem Frieden der Welt, und seitdem tobt der große Weltkampf, bis dereinst alles Bestehende in einem ungeheuren Brande zu Grunde geht und eine neue, schuldlose Zeit ohne Kampf und ohne Übel hereinbricht.

Die Welt, wie sie besteht, ist eine Schöpfung der Götter oder Asen. In die Mitte des Alls setzten sie Midgard und wiesen hier Wohnung den Menschen, die sie aus Bäumen schufen. Hoch darüber im blauen Himmel richteten sie selbst ihre Wohnstätte in Asgard auf, wo sie in zwölf hochragenden, von Gold und Silber weithin strahlenden Burgen hausen. Vom Himmel zur Erde hernieder führt eine Brücke, Bifröst, die bebende Rast, genannt, ein Kunstwerk, wie es kein zweites im Himmel und auf Erden giebt; denn sie ist zwar sehr stark und fest, aber doch vermögen nur die Götter darüber zu schreiten oder zu reiten, weil von den drei Farben, in denen sie erglänzt, das

Rote brennendes Feuer ist. Rings um die Erde fließt, wie eine Schlange gekrümmt, das Meer, und an seinen Küsten haben die Riesen ihr Reich, Jötunheim genannt: hierher haben die Asen sie verwiesen, als sie dem älteren Riesengeschlecht die Herrschaft über die Welt nahmen. Fern im Süden von Midgard, hoch in der Luft, liegt Muspelheim, das Reich der Feuersöhne, wo Surtur regiert. Von hier droht einst den Asen große Gefahr. Unter der Erde aber ist zunächst Schwarzalfenheim, das Reich der dunklen Alfen oder Zwerge, die tief im Schoße der Erde nach den Erzadern spähen, daraus die herrlichsten Kunstwerke schmieden und oft geheimer Weisheit voll sind. Sie scheuen das Tageslicht, während die Lichtalfen ihr sonniges Reich im reinen Äther bewohnen. Tiefer als Schwarzalfenheim liegt Niflheim, die Welt der Toten, ein schauerlicher Ort, in Nebel gehüllt und freudelos. Dort regiert Hel, die fürchterliche Todesgöttin.

Den gesamten Weltenbau dachten sich die Germanen auch getragen von einer ungeheuren Esche, Yggdrasil, die ihre Wurzeln bis Niflheim, ihre Wipfel nach Asgard erstreckt.

Die Asen sind nicht ewig; sie sind selbst erst aus den Riesen hervorgegangen, die sie vertrieben haben, und sie werden dereinst auch untergehen, nur erfreuen sie sich bis dahin ewiger Jugend. Ebenso wenig sind die Asen allmächtig; denn über ihnen, wie über allem Geschaffenen waltet das Schicksal, unabänderlich, im voraus bestimmt. Verwalterinnen der Schicksalsfügungen sind drei göttliche Jungfrauen riesenhaften Ursprungs: es sind die drei Nornen Urd, Werdandi und Skuld. Sie umfassen alles, was zeitig und ewiglich ist, das Gewordene, das Werdende und das da kommen soll. An einem Brunnen, der unter den Wurzeln der Weltesche quillt, sitzen sie und walten über das Geschick der Welt, nicht nach eigenem Gutdünken, sondern so, wie ihnen der ewige Schicksalsspruch vorschreibt. Sie spinnen schon bei der Geburt dem Menschen die Schicksalsfäden und bestimmen jedem Sterblichen die Todesstunde. Nicht immer sind sie einig in ihren Sprüchen; manchmal haben zwei der Schwestern dem Kinde schon Glück verheißen, da fügt die dritte einen Unglücksspruch hinzu. So in der Sage von Nornagest. Als dieser dänische Sangesheld geboren war, traten an seine Wiege die Nornen, und die beiden ältesten Schwestern wünschten ihm lauter Glück. Die jüngste aber fügte hinzu, daß er nicht länger leben sollte, als die neben der Wiege stehende Kerze brennen würde. Da ergriff Werdandi das Licht, löschte es aus und gab es der Mutter des Kindes mit der Mahnung, die Kerze nicht eher wieder anzuzünden als an des Sohnes letztem Lebenstage. Lange lebte Nornagest, in seiner

Harfe barg er die Schicksalskerze. Dreihundert Jahre eines beglückten Lebens lagen hinter ihm, da zündete der lebensmüde Greis selbst seine Kerze an und sah ruhigen Blicks langsam sein Lebenslicht verglimmen.

Nur den Nornen ist der unabänderliche Wille des Schicksals bekannt. Deshalb sind auch die Asen nicht allwissend; selbst der weiseste von ihnen, der Göttervater Odin, wenn er auch viel größerer Weisheit kundig ist als alle andern, kennt nicht alle Schicksalsschlüsse und geht hinab in die Unterwelt, sich Rates zu holen.

Der Asen sind zwölf. Ihr oberster ist Wodan oder Odin. Neben ihm erscheinen seine Söhne Donar (Thor), Zio (Tyr), der treue Wächter Asgards Heimdall, Balder und Höder, der sangeskundige Bragi, der schnelle Hermoder. Aus anderem Geschlechte stammt Freyer und seine Schwester Freya. Asinnen sind Frigga, Wodans Gemahlin, Sif, Thors Gattin, Idun, welche an Bragi vermählt ist und die Äpfel hütet, deren Genuß den Göttern ewige Jugend gewährt.

In Asgard lebt auch Loki, seinem Namen nach, welcher die leuchtende Lohe bedeutet, aus dem Geschlecht der Feuerriesen. Er übertrifft alle Asen an Schlauheit und jeder Art von Betrug. Von Gestalt ist er schön und schmuck, aber böse und unbeständig. Anfänglich half er den Asen, und wenn er auch oft selbst an den Verlegenheiten schuld war, in die sie gerieten, immer wußte sein Scharfsinn einen Ausweg zu finden und die Gefahren abzuwenden. So bei der Gelegenheit, als die Götter das erste Mal eidbrüchig wurden.

Es geschah bei der ersten Niederlassung der Asen, als sie Midgard erschaffen und Walhall, Odins Saal, erbaut hatten, daß ein Baumeister kam und sich erbot eine Burg zu bauen in drei Halbjahren, die den Göttern zum Schutz und Schirm wäre wider Bergriesen und Frostriesen, wenn sie gleich über Midgard eindrängen. Aber zum Lohne bedang er sich aus, daß er Freya haben sollte, dazu Sonne und Mond. Da traten die Asen zusammen und hielten Rat und schlossen den Vertrag mit dem Baumeister, daß er haben sollte, was er begehrte, wenn er in einem Winter die Burg fertig brächte; wenn aber am ersten Sommertage noch irgend ein Ding an der Burg unvollendet wäre, so sollte er keinen Lohn empfangen, auch durfte er sich von niemandem bei dem Werke helfen lassen. Als sie ihm diese Bedingung sagten, verlangte er, daß sie ihm erlauben sollten, sich der Hülfe seines Pferdes Swadilfari zu bedienen. Loki riet dazu, ihm dies zuzugestehen, und die Asen willigten ein. Mit starken Eiden bekräftigten sie den Vertrag; denn ohne solchen Frieden hätte jener sich nicht sicher geglaubt, wenn

Thor heimkäme, der Riesenvertilger, der gerade nach Osten gezogen war, Unholde zu schlagen. Da fing der fremde Baumeister am ersten Wintertage an die Burg zu bauen und führte in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbei. Die Asen deuchte es ein großes Wunder, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog; noch halbmal so viel Arbeit verrichtete das Tier als der Baumeister. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg sehr beschleunigt, und schon war sie so hoch und stark, daß ihr kein Angriff mehr schaden konnte. Und als noch drei Tage blieben bis zum Sommer, war es schon bis zum Burgthor gekommen. Da setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle und hielten Rat, und einer fragte den andern, wer dazu geraten hätte, Freya nach Jötunheim zu vergeben und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen und den Riesen gegeben werden sollten. Und alle meinten, daß es Loki gewesen, der stets zum Bösen riete, und sie drohten ihm, er sollte eines üblen Todes sein, wenn er nicht Rat fände, den Baumeister um seinen Lohn zu bringen. Als sie Loki so zusetzten, ward ihm bange vor ihnen, und er gelobte es so einzurichten, daß der Baumeister um seinen Lohn käme, was es ihm auch kosten möchte. Denselben Abend, als der Baumeister nach Steinen ausfuhr mit seinem Hengste Swadilfari, lief aus dem Walde eine Stut. ihnen entgegen und wieherte dem Hengste zu. Wie der Hengst di. merkte, ward er wild, zerriß die Stricke und lief der Stute nach, hinter ihm her der Baumeister, der ihn wieder einzufangen suchte. So liefe die Rosse die ganze Nacht umher, und das Werk ward versäumt, da auch am nächsten Tage nichts daran geschah. Da sah der Meister, daß er die Burg nicht zur bestimmten Zeit fertig stellen konnte, und geriet in Riesenzorn. Die Asen aber, die nun erkannten, daß es ein Bergriese war, achteten ihre Eide nicht mehr und riefen zu Thor. Der kam auch im Augenblick und hob seinen Hammer und bezahlte dem Riesen den Baulohn, aber nicht mit Sonne und Mond; vielmehr verwehrte er ihm das Bauen für immer auch in Jötunheim, denn mit dem ersten Streiche zerschmetterte er ihm den Hirnschädel in kleine Stücke und sandte ihn hinab zur Hel. Die Stute aber war ein Blendwerk gewesen, das Loki dem Hengste vorgemacht hatte. Nachher warf sie ein Füllen, das war grau und hatte acht Füße. Das ist der Pferde bestes bei Göttern und Menschen; es heißt aber Sleipnir und ist Odins Roß.

Allmählich aber ward Loki den Asen immer feindlicher gesinnt und ihr böser Geist, der sie immer mehr in Unrecht und Schuld verstrickte. Von ihm stammt auch eine scheußliche Brut, seine Kinder mit einem Riesenweibe. Das ist der riesenhafte, fürchterliche Fenriswolf, die

ungeheure Midgardschlange und die schreckliche Todesgöttin Hel. Als diese Ungeheuer den Asen gefährlich zu werden drohten, schleuderte Odin die Midgardschlange ins Weltmeer, wo sie noch liegt, die ganze Erde mit ihrem Leibe umschlingend. Hel warf er hinab in die finstere Nebelwelt und gab ihr Gewalt über die an Krankheit oder Alter Gestorbenen. Den Fenriswolf behielten die Götter bei sich und zogen ihn auf.

## Wodan — Odin.

Der oberste der Asen und Vater der meisten von ihnen ist Wodan oder Odin, ein hoher, ehrfurchtgebietender Greis mit langem, grauem Haar und wallendem Bart. Blitze zucken aus seinem einzigen Auge, das andere hat er nicht mehr. Ein blauer, mit Sternen besäter Mantel flattert von seinen Schultern herab, ein Goldreif schmückt seinen Arm. Von seinem Hochsitze aus überschaut er die ganze Welt. Auf seinen Schultern sitzen zwei Raben, die er täglich aussendet, um zu erfahren, was unten auf der Welt vorgeht; was sie erkundet, raunen sie ihm ins Ohr. Zu seinen Füßen niedergekauert liegen zwei Wölfe, seine steten Begleiter, denen er von dem Fleische des wilden Ebers zu fressen giebt.

Geheimnisvoll muß jedem Naturmenschen das Wesen des Windes sein; er höret sein Sausen wohl, aber er weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Vom leisesten Hauch des säuselnden Sommerwindes bis zum furchtbaren Brausen des wälderbrechenden Sturmes war dem Germanen jede Bewegung der Luft Wodans Werk: er ist der allesdurchdringende, allumfassende Gott des Windes. Zu ihm flehen besonders die Schiffer um günstigen Fahrwind. Er wandelt über das tosende Meer, stillt der Wellen Wüten und gebietet dem Sturme Schweigen; zuweilen läßt er sich in menschlicher Gestalt in ein Schiff aufnehmen, um seine Schützlinge glücklich durch Wind und Wellen zu geleiten. Auch die Kaufleute, die ihre Waren zu Schiffe verladen, beten zu ihm als ihrem Beschützer.

Aber nicht bloß der Windeshauch kennzeichnet Wodans Walten, auch der geistige Hauch, der den Verstand erregt und die Seele bewegt, geht von ihm aus. Deshalb ist Wodan der Schöpfer und Urheber jeder geistigen Regung, vom tiefen, stillen Grübeln und Forschen nach Weisheit bis zum tosenden Sturm der Leidenschaft.

Der weiseste aller Asen wird Wodan genannt; denn wenn auch selbst er nicht allwissend ist, so überragt er doch bei weitem alle andern Asen an Weisheit, und unablässig sinnt und sucht er nach verborgener

Weisheit. Ja, soweit geht er in seinem Wissensdrang, daß er dem Riesen Mimir, in dessen Brunnen die tiefste Weisheit verborgen liegt, sein eines Auge für einen Trunk aus diesem Quell dahingegeben hat. Er, der weiseste aller Götter, war auch der Erfinder der Runenschrift, welcher die Germanen die größte Zauberkraft zuschrieben. Auf kleine Buchenstäbchen ritzten sie geheimnisvolle Zeichen, Runen genannt, deren jedes ein Wort bezeichnete; dann warfen sie die Stäbchen auf ein Tuch und deuteten aus ihrer Zusammenstellung auf die Zukunft. Die Kunst, Runen zu ritzen, hat Wodan die Götter und seine Lieblinge unter den Menschen gelehrt; er selbst ist so mächtig durch seinen Runenzauber, daß ihm kein Wesen auf der Welt zu widerstehen vermag.

Sein Forschen nach Weisheit treibt Wodan oft aus Asgard fort. Dann nimmt er die Gestalt eines Greises mit langem Haupt- und Barthaar an, seine Schultern umflattert ein blauer, fleckiger Mantel, den Schlapphut drückt er tief ins Gesicht, um seine Einäugigkeit zu verbergen. So durchstreift er, ein unermüdlicher Wanderer, alle neun Welten. Oft prüft er auch in dieser Verkleidung die Menschen: als müder Wanderer, hungernd und dürstend, nimmt er zuweilen das Gastrecht in Anspruch, straft den Ungastlichen, belohnt den Gastlichen.

Der Sturm der Leidenschaft, der tobende Kampfeszorn ist ebenfalls Wodans Werk. Darum ist er auch der Lenker der Schlachten, der Geber des Sieges. Wenn er seinen Speer über die Heere schleudert, entbrennt der Kampf: Von Wodans Geist beseelt, stürmen die deutschen Helden der Urzeit in die Schlacht. Kampf ist ihre höchste Lust, Sieg ihr höchstes Gut, der Tod auf dem Schlachtfelde der einzige eines Helden würdige. Denn wer daheim auf dem Krankenlager den Strohtod stirbt, dessen Seele muß hinab zur Hel in freudelose Nacht. Nur wer des Schwerttodes teilhaftig wird, kommt zu den Asen nach Walhall, in Wodans schimmernden Saal. Deshalb ritzten sich auch Helden, denen das Schicksal den Schlachtentod versagte, in ihrer letzten Stunde mit dem Speer die Todesrunen auf die Brust, um so als Wodans Geweihte in Walhall aufgenommen zu werden.

Wodans Dienerinnen im Getümmel der Schlacht sind die Walküren, kriegerische Jungfrauen, strahlend von Schönheit, mit feurig blitzenden Augen. Gerüstet mit Brünne, Helm, Schild und Speer, kommen sie herabgesaust auf mutigen Rossen und führen Wodans Befehle aus; dem einen verleihen sie Sieg, dem andern den Tod. Sie küren den Wal, erlesen die Ernte des Todes, die Schar der zum Tode bestimmten Helden. Mit ihren weißen Armen heben sie die Sterbenden auf ihre Rosse und führen sie empor nach Asgard. Golden schimmert,

heißt es in der Edda, Walhalls weite Halle. Da kiest sich Odin alle Tage vom Schwert erschlagene Männer. Leicht erkennen, die zu Odin kommen, den Saal, wenn sie ihn sehen: aus Schäften ist das Dach gefügt und mit Schilden bedeckt, mit Brünnen die Bänke bestreut. Hier empfängt die ankommenden Helden Freya und bietet ihnen den Willkommentrunk. Lautes, fröhliches Treiben herrscht drinnen in Siegvaters Saal. Da sitzen die Einherier, die Schreckenskämpfer, mit den Göttern vereint an langer Tafel in heiterem Gespräch; breite Narben durchfurchen den Tapfern Antlitz und Brust. Ein gesottener Eber wird täglich zur Speise aufgetragen, und wieviel auch die Tischgenossen von seinem Fleische abschneiden mögen, allabendlich ist er wieder ganz und unversehrt. Feurigen Met und schäumendes Bier kredenzen die schnellfüßigen Walküren, die jetzt Speer und Schild beiseite gestellt haben. So feiern die Helden in Heervaters Halle Tag für Tag fröhliches Gelage. Am frühen Morgen aber weckt sie Hahnenschrei: da wappnen sie sich, eilen in den Hof und fällen einander in Speer- und Schwertkampf. Das ist ihr Zeitvertreib. Doch ist ihnen stete Waffenübung auch gar sehr von nöten; denn wenn der letzte, große Kampf der Asen mit den Riesen beginnt, da strömen sie heraus aus den fünfhundertundvierzig Thoren Walhalls, achthundert Einherier aus jedem, zur Schlacht gegen die Feinde der Asen.

Wodan als Götterkönig, als Lenker der Schlachten und Spender des Siegs, ist recht eigentlich der Gott der Könige und Helden. Von ihm abzustammen rühmten sich viele Fürstengeschlechter, und große Kriegshelden hießen seine Söhne. Doch als Luft- und Himmelsgott, als Spender alles Segens, also auch des Erntesegens, hört er auch gnädig die Bitte des fleißigen Landmannes. Wodans Geist beseelt endlich auch den Dichter, den Sänger: die höchste Blüte geistigen Webens und Schaffens, das aus dem Herzen dringende, zu Herzen gehende Lied ist seine Gabe.

Heilig war Wodan der Wochentag, den wir heut mit dem verblaßten Namen Mittwoch bezeichnen: nur mundartliche Bezeichnungen, wie das westfälische „Godenstag" erinnern an den alten Wodanstag, aber verwandte germanische Stämme, wie Engländer und Niederländer, haben den alten Namen bewahrt.

Deutlich aber hat sich die Kunde von dem Luft- und Windgott Wodan noch bis heutigen Tages in der Sage vom „wütenden" Heer und vom wilden Jäger erhalten. Wodan und sein Heer zieht durch die Luft, wenn in den Winternächten der Sturmwind heult und die Wolken wie flüchtiges Wild vor sich herscheucht. Freilich der Name

des Asengottes ist verschwunden und boshafte, ruchlose Menschen an seine Stelle getreten, die nach ihrem Tode in rastlosem Dahinjagen büßen müssen.

Wodans Gemahlin ist Frigga. Sie ist als Göttermutter auch Beschützerin des menschlichen Eheglücks und verleiht den Segen lieblicher Kinder. Sie hat den Hausmüttern das Spinnen gelehrt, ihr ist die Spindel und ihr Werk heilig; drum heißen auch die drei glänzenden Sterne im Gürtel des Orion „Friggas Rocken“. In Hessen und Thüringen wurde sie als Holda, in Süddeutschland auch als Berchta verehrt und als hülfreiches, freundliches Wesen geliebt. In den „Zwölf Nächten“ zwischen Weihnachten und Neujahr hält sie ihren Umzug auf Erden. Wo sie Fleiß und Ordnung im Haushalt findet, belohnt sie, besonders spinnt sie fleißigen Dirnen die Spindeln voll; faulen Spinnerinnen dagegen besudelt oder verbrennt sie den Rocken. Noch heut erkennen wir all diese Züge in dem schönen Märchen von Frau Holle.

## Donar—Thor.

Im rollenden Donner des Gewitters glaubte der Germane das Nahen Donars, des gewaltigen Donnergottes, zu hören, der die schwarzen Wolken zerreißt und der dürstenden Erde den befruchtenden Regen herabschickt. Denn nichts Furchtbares oder Schreckliches war dem sturmharten germanischen Manne Donner und Blitz, sein Herz zitterte bei den Luft und Erde erschütternden Schlägen ebensowenig als im Getümmel der Schlacht.

Freilich geht nicht immer das Gewitter vorüber, ohne Unheil anzurichten. Der schmetternde Blitzstrahl tötet den Bauer hinter dem Pfluge zusamt dem Zugstier, er entzündet die erntegefüllte Scheuer, der Wolkenbruch schwemmt das fruchtbare Ackerland fort, reißt die Herde dahin, der Hagelschlag vernichtet die blühende, grünende Saat. Aber das ist nicht das Werk Donars, des Freundes der Menschen: heimtückische Sturm- und Hagelriesen sind die Urheber der Verwüstung, und gegen sie führt Donar selbst den unerbittlichen Kampf.

Ein mannhaftes Volk muß es sein, das in dem Donnergotte seinen Freund vernimmt. Und daß gerade diesen Gott unsere Vorfahren als ihren Lieblingsgott verehrten, ihn am liebsten anriefen noch bis in die spätesten Zeiten, von ihm die schönsten Sagen erzählten, ihm Züge ihres eigenen Wesens verliehen, das beweist ihren starken Sinn, der sich zu dem Gleichgewaltigen hingezogen fühlte.

Schon in der äußeren Gestalt, wie ihn sich die alten Deutschen dachten, drückt sich des Donnerers gewaltige Kraft aus. Breitschulterig und starkknochig, mit wirrem, rotem Bart um Kinn und Wangen, steht Donar oder Thor auf seinem mit zwei Ziegenböcken bespannten Wagen und fährt durch die Lüfte. Das Rollen der Räder vernimmt das menschliche Ohr als Donner, und Blitze zucken durch die Luft, wenn der Gott im Zorne in seinen roten Bart bläst, daß er im Winde flattert.

Zum Kampfe gegen die Riesen, die den Menschen schaden wollen, führt Thor einen Streithammer von wunderbarer Kraft, Miölnir oder Zermalmer genannt. Nie fehlt die Waffe, von Thors Hand geschwungen, das Ziel, zerschmetternd saust der Hammer dahin und kehrt nach jedem Wurfe von selbst in des Gottes Hand zurück. Dies Kunstwerk haben Zwerge unter der Erde geschmiedet, und über die Entstehung Miölnirs berichtet die Edda folgende Mär.

Als Thor eines Morgens erwachte, gewahrte er, daß in der Nacht seiner Gattin Sif ihr goldglänzendes Haar von einem heimtückischen Diebe abgeschoren worden war. Er ahnte den Frevler: nur der böse Loki konnte dies gethan haben, und voll Zorn machte sich der Gott auf, den Uebelthäter zu suchen. Bald hatte er ihn gefunden und würde ihm alle Knochen zerschlagen haben, wenn jener nicht geschworen hätte, der entehrten Sif von den Schwarzalfen anderes Haar zu holen, aus Gold gefertigt, das ebenso wüchse wie ihr eigenes. Darauf fuhr Loki zu den Zwergen, die Iwaldis Söhne heißen, und brachte bald drei Gaben für die Asen zurück: goldenes Haupthaar für Sif, das Wurzel schlug und wachsen konnte wie natürliches Haar, einen Speer, Gungnir genannt, der nie sein Ziel verfehlte, und das Schiff Skidbladnir, welches die wunderbare Eigenschaft hatte, daß es mit jedem Winde segelte, und dabei konnte man es, wenn man seiner nicht bedurfte, zusammenfalten und in die Tasche stecken. Stolz rühmte sich Loki, daß niemand so kunstvolle Dinge verfertigen könnte wie Iwaldis Söhne, und verwettete sein Haupt gegen den Zwerg Brock, daß dessen Bruder Sindri bei aller seiner Kunstfertigkeit nicht ebenso herrliche Kleinode machen könnte. Sindri begab sich an die Arbeit, legte eine Schweinshaut in die Esse und gebot seinem Bruder den Blasebalg zu bewegen, aber nicht eher aufzuhören, als bis er wiederkäme und aus der Esse nähme, was er hineingethan. Als Brock eifrig blies, kam eine Fliege und stach ihn in die Hand. Das war aber kein anderer als Loki, der diese Gestalt angenommen hatte, um Brock zu stören und die Arbeit zu nichte zu machen. Der Zwerg hörte jedoch nicht auf mit dem Blasen, bis der Schmied kam und das Werk aus der Esse zog. Da

war es ein Eber mit goldenen Borsten. Darauf legte Sindri Gold ins Feuer und befahl seinem Bruder zu blasen und nicht aufzuhören, bis er wiederkäme, und ging fort. Wieder kam die Fliege, setzte sich auf Brocks Hals und stach noch heftiger als vorher. Der aber ertrug den Schmerz und hielt aus. Jetzt zog Sindri einen Goldring aus dem Feuer hervor. Und zum dritten Mal that er Eisen ins Feuer und sagte seinem Bruder, alles sei vergebens, wenn er aufhöre zu blasen. Da setzte sich die Fliege dem Blasenden zwischen die Augen und stach ihn so heftig in die Augenlider, daß ihm das Blut in die Augen troff und er nichts mehr sah. Da konnte er den Schmerz nicht ertragen, ließ den Blasebalg los und fuhr mit der Hand nach dem Haupte, um die lästige Fliege zu verjagen. Als der Schmied wiederkam, sagte er, das Werk wäre nun beinahe ganz verdorben, was in der Esse lag. Darauf zog er einen Hammer hervor, der war gut gegossen, nur der Stiel war etwas kurz geraten.

Brock fuhr alsdann mit den drei Kleinoden, dem Eber, dem Ringe und dem Hammer, nach Asgard, und die Götter kamen zusammen: Odin, Thor und Freyer sollten entscheiden, wessen Werke die besseren wären. Da gab Loki dem Thor das goldene Haar für Sif, den Speer empfing Odin und Freyer das Schiff. Darauf brachte Brock seine Kleinode hervor. Den Goldring Draupnir gab er dem Göttervater selbst und sagte dabei, daß in jeder neunten Nacht acht ebenso kostbare Ringe von dem Kleinode herniederträufeln würden. Dem Freyer gab er den Eber Gullinbursti und sagte, er renne durch Luft und Wasser Tag und Nacht schneller als irgend ein Pferd, und wäre es auch noch so finster in der Nacht oder im schwarzen Walde, so würden seine goldenen Borsten leuchten, daß es hell genug wäre. Den Hammer Miölnir aber schenkte der Zwerg dem Thor mit den Worten: „Schlage damit, so stark du willst, er wird keinen Schaden nehmen; und wohin du ihn auch wirfst, stets wird er gehorsam von selbst in deine Hand zurückkehren. Wenn es dir aber beliebt, so wird der Hammer so klein werden, daß du ihn im Busen verbergen kannst." Da urteilten die Götter, daß der Hammer das Beste sei und die trefflichste Waffe gegen die Riesen. So hatte Brock die Wette gewonnen, und Lokis Haupt war ihm verfallen.

Nun erbot sich Loki sein Haupt auszulösen, aber der Zwerg entgegnete, das dürfe er nicht hoffen, er wolle das Haupt selbst. „So nimm mich denn!" rief Loki. Als aber jener ihn fassen wollte, war er schon weit fort, denn er hatte Schuhe, die ihn durch Luft und Wasser trugen. Da bat der Zwerg den Thor, Loki zu ergreifen, und dieser that es bereitwillig. Schon schickte sich der Zwerg an, Loki das Haupt

abzuschneiden, aber dieser rief: „Nur das Haupt ist dein, nicht auch der Hals!“ Unmutig mußte sich Brock damit zufrieden geben, aber zur Rache durchbohrte er dem Listigen die Lippen und nähte sie zusammen.

Seitdem führte Thor die herrliche Waffe im Kampfe gegen die Riesen. Eines Morgens aber war der Hammer verschwunden. Wild ward Thor, als er erwachte und Miölnir vorhanden nicht sah. Zornig schüttelte er das Haupt, und es sträubte sich sein roter Bart: vergeblich suchte er überall. Da sprach er zu Loki: „Höre, Loki, was niemand noch ahnt auf Erden und hoch im Himmel: mein Hammer ist mir geraubt.“ Beide gingen zu Freyas herrlichem Hause, und auf Thors Bitten lieh die Göttin ihr Federhemd, auf daß Loki ausflöge und nach dem verschwundenen Hammer spähte. Da flog Loki, das Federhemd rauschte, bis er der Asen Gehege hinter sich hatte und Jötunheim, das Reich der Riesen, erreichte. Dort saß auf einem Hügel Thrym, der Thursenfürst, schmückte die Hunde mit goldenem Halsband und strählte den Rossen die Mähnen zurecht. „Wie steht's mit den Asen?“ rief er Loki entgegen. „Was fliegst du so einsam gen Riesenheim?“ „Schlecht steht's mit den Asen,“ erwiderte Loki. „Hältst du Thors Hammer verborgen?“ „Ich halte,“ sprach Thrym, „Thors Hammer verborgen acht Rasten tief unter der Erde, und wieder erwerben fürwahr soll ihn keiner, er brächte denn Freya als Braut mir daher.“ Da flog Loki, das Federhemd rauschte, bis er hinter sich hatte der Riesen Gehege und endlich erreichte der Asen Reich.

Vor der Thür der Halle traf er Thor und verkündete ihm, was er erfahren. Beide gingen zu Freya, und Thor sprach: „Lege, Freya, dir an das bräutliche Linnen, wir beide reisen gen Riesenheim: Thrym sollst du zum Gemahl nehmen!“ Wild ward da Freya, sie bebte vor Wut und wies die Asen aus ihrer Halle. Da berieten Asen und Asinnen, wie sie Thors Hammer wieder gewännen. Endlich sprach Heimdall, Asgards weiser Thorwart: „Thor selbst soll an Freyas Statt in bräutlichem Gewande zu dem Riesenfürsten gehen und seinen Hammer holen. Das bräutliche Linnen legen wir ihm an, ihn schmücke Freyas schimmerndes Halsband, am Gürtel erklirre der Schlüsselbund, und hoch umhülle der Schleier sein Haupt.“ Unwillig weigerte sich Thor der weibischen Verkleidung. Doch als Loki sagte: „Dann werden bald die Riesen Asgard bewohnen, wenn du deinen Hammer nicht heimholst,“ da fügte sich Thor und ließ sich in festliches Brautgewand hüllen. Loki begleitete als schmucke Magd die Riesenbraut gen Jötunheim, und dahin fuhren sie auf Thors Wagen mit dem Bocksgespann, daß Felsen brachen und Funken stoben.

Froh empfing sie der Riesenfürst, und bald saßen sie beim Hochzeitsmahl. Die Riesen schwelgten in Speise und Trank. Da aß Thor einen Ochsen, acht Lachse dazu, alles süße Geschleck, das für die Weiber bestimmt war, und trank drei Kufen Met dazu. Staunend hub Thrym an: „Nie sah ich Bräute so gierig schlingen, nie soviel Met ein Mädchen trinken.“ Doch die Magd, die der Braut zur Seite saß, stand schnell bereit dem Riesen Rede: „Acht Nächte lang hat Freya nichts genossen, so sehr sehnte sie sich nach Riesenheim.“ Kußlüstern lüftete dann der Riese den Schleier der Braut, doch weit fuhr er vor Schreck zurück: „Wie furchtbar flammen der Freya die Augen! Mich dünkt, es brenne ihr Blick wie Glut.“ Und wieder sprach die Magd: „Acht Nächte kam kein Schlaf in ihr Auge, so sehr sehnte sie sich nach dir.“ Jetzt ließ Thrym den Hammer holen und ihn der Braut in den Schoß legen, auf daß sie zusammengegeben würden nach ehelicher Sitte. Da scholl grimmes Lachen unter dem Schleier hervor: Thor lachte das Herz im Leibe, als er seinen Miölnir wiedersah. Der Schleier sank; in furchtbarem Asenzorn erhob sich der Gott und zerschmetterte mit gewaltigen Schlägen Thrym und das ganze Riesengeschlecht. So holte Thor seinen Hammer heim.

Außer dem Hammer besitzt Thor noch Eisenhandschuh, die seine Hand decken, wenn er den Schaft des Hammers umspannt und den Blitz schleudert; ferner einen Stärkegürtel, der seine Asenkraft verdoppelt.

Gar viele Sagen gingen von Thors Kämpfen gegen die Riesen; weite Wanderungen unternahm er von Asgard, um die übermütigen Thursen zu züchtigen, und stets blieb er Sieger. Nur einmal war seine Fahrt vergeblich, als er nach Utgard ging.

Thor fuhr einst aus auf seinem Wagen mit den Böcken und mit ihm Loki. Da kamen sie am Abend zu einem Bauer und fanden dort Herberge. Zum Nachtmahl schlachtete Thor seine Böcke und kochte sie im Kessel, dann setzten sich die beiden Götter mit dem Bauer, seinem Weibe und seinen Kindern zu Tische. Neben den Tisch aber legte Thor die Bocksfelle und gebot allen Tischgenossen, die Knochen auf die Felle zu werfen. Alle thaten dies, nur Thialfi, des Bauern Sohn, zerschlug auf Lokis heimtückischen Rat mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bockes, um zum Mark zu kommen. Thor blieb die Nacht da, und als er am andern Morgen erwachte, nahm er seinen Hammer Miölnir und erhob ihn, die Felle samt den Knochen zu weihen. Da standen die Böcke auf und waren lebendig, wie tags zuvor, doch dem einen lahmte das Hinterbein. Als Thor das bemerkte, sagte er,

der Bauer oder seine Hausgenossen müßten unvorsichtig mit den Knochen umgegangen sein, denn das eine Schenkelbein wäre zerbrochen. Wie erschrak der Bauer, da Thor im Zorne die Brauen über die Augen sinken ließ! Wie wenig er auch nur noch von den Augen sah, er meinte vor der Schärfe des Blicks in den Boden sinken zu müssen. Zugleich faßte Thor den Hammerschaft so hart in seinen Fingern, daß die Knöchel weiß wurden. In Todesangst fiel der Bauer mit seinen Hausgenossen ihm gnadeflehend zu Füßen und bot ihm all seine Habe zur Sühne. Da beruhigte sich Thor und nahm als Ersatz des Bauern Sohn Thialfi und seine Tochter Röskwa an; die folgten ihm seitdem überallhin als seine Diener.

Mit ihnen und Loki wanderte Thor zu Fuß weiter ostwärts nach Jötunheim. Sie fuhren über die See und stiegen an ferner Küste ans Land. Weiter gingen sie landeinwärts und kamen bald in einen großen Wald. Durch den wanderten sie den ganzen Tag, bis es Abend ward. Da suchten sie nach einer Herberge und fanden endlich ein Ding, das in der Dunkelheit so aussah wie eine Hütte, nur war der Eingang an dem einen Ende so breit wie der Bau selbst. Sie gingen hinein und legten sich zum Schlafe nieder. Um Mitternacht aber erweckte sie ein starkes Erdbeben, der Boden zitterte und die Hütte schwankte. Da stand Thor auf und rief seinen Gefährten; sie suchten weiter und fanden in der Mitte der Hütte zur rechten Hand einen Anbau, in den gingen sie hinein. Thor setzte sich am Eingange nieder und hielt den Hammerschaft fest umspannt; denn er dachte sich zu wehren, wenn ein Feind nahte. Die andern aber saßen ängstlich hinter ihm und hörten, wie das schreckliche Getöse fortdauerte. Als aber der Tag graute, ging Thor hinaus und sah nicht weit davon im Walde einen ungeheuren Riesen liegen, der schlief und schnarchte dabei so gewaltig, daß die Bäume sich bogen und der Boden erzitterte. Da merkte Thor, woher das Erdbeben und das Getöse in der Nacht gekommen war. Er umspannte sich mit dem Stärkegürtel, daß ihm die Asenstärke wuchs, und gedachte den Störenfried zu züchtigen. Derweil erwachte aber der Riese und sprang auf. „Wie heißest du, ungefüger Gesell?“ fragte Thor. „Skrymir heiße ich,“ antwortete der Riese. „Nach deinem Namen aber brauche ich nicht zu fragen; ich weiß, du bist Asathor. Doch wohin hast du meinen Handschuh geschleppt?“ Damit streckte er seinen Arm aus und hob seinen Handschuh auf. Da sah Thor zu seinem Staunen, daß das, was er und seine Genossen in der Dunkelheit für eine Hütte angesehen hatten, des Riesen Handschuh war, und der Anbau, in dem sie zuletzt gesessen, war der Däumling gewesen. Nun fragte Skrymir, ob Thor

ihn zum Reisegefährten nehmen wollte, und Thor bejahte es. Alsdann öffnete der Riese seinen Speisesack und begann sein Frühstück zu verzehren; die anderen thaten ein gleiches. Als sie gegessen hatten, schlug Skrymir vor, ihren Speisevorrat zusammenzulegen, und Thor willigte ein. Da knüpfte Skrymir all ihr Essen in ein Bündel und legte es auf seinen Rücken. Dann ging er mit gewaltigen Schritten voran, und sie wanderten den ganzen Tag ohne Aufhören; am Abend aber machten sie halt unter einer großen Eiche. „Ich will mich gleich schlafen legen", sprach der Riese. „Wenn ihr Hunger habt, so nehmt den Speisesack und bereitet euch ein Nachtmahl." Damit warf er sich auf den Boden, und es dauerte nicht lange, da schnarchte er wieder so furchtbar, wie in der vorigen Nacht. Thor nahm das Speisebündel und wollte es öffnen: aber er brachte keinen Knoten los, und wie sehr er sich auch abmühte, keiner der zusammengeschnürten Riemen ward loser. Da geriet Thor in großen Zorn, faßte seinen Miölnir mit beiden Händen, trat an den Riesen heran und schlug ihn aufs Haupt. Schlaftrunken brummte Skrymir: „Mir war, als ob ein Blatt vom Baume auf meine Stirn herabgaukele. Habt ihr jetzt gegessen, und wollt ihr nicht auch zur Ruhe gehen?" Thor antwortete, sie seien eben daran, sich hinzulegen. Sie gingen nun unter eine andere Eiche, konnten aber vor Furcht nicht einschlafen. Der Riese war gleich wieder eingeschlafen, und um Mitternacht wurde sein Schnarchen so entsetzlich, daß es Thor nicht mehr ertragen konnte. Er stand auf und ging zu ihm, schwang den Hammer hastig und heftig und schlug ihn mitten auf den Wirbel, daß er merkte, wie das Hammerende tief eindrang. Skrymir fuhr auf: „Was ist mir? Ist mir eine Eichel auf den Kopf gefallen? Oder was ist mit dir, Thor?" Der trat eilends zurück und antwortete, er sei eben aufgewacht; aber es sei erst Mitternacht und also noch Zeit zu schlafen. Und wieder schlief Skrymir ein. Thor aber gedachte ihm einen dritten Schlag zu versetzen, daß er nicht mehr aufstünde. Kurz vor Tage schlich er zu ihm. Der Riese lag gerade auf der Seite: da schlug ihm Thor mit aller Kraft den Hammer auf die Schläfe, daß er eindrang bis an den Schaft. Da richtete sich der Schläfer auf, strich mit der Hand über seine Wange und sagte: „Sitzen denn Vögel über mir auf dem Baum? Es kam mir vor, als hätte ein Vogel etwas auf mich fallen lassen, davon ich erwacht bin. Wachst du, Thor? Es wird Zeit sein aufzustehen und sich anzukleiden, wenn ihr auch nicht mehr weit habt bis zu der Burg Utgard, wo Utgardloki auf dem Throne sitzt. Ich hörte, wie ihr unter einander sprachet, daß ich kein kleiner Mann sei. Dort aber werdet ihr noch weit größere Männer sehen. Einen

guten Rat noch will ich euch geben: wenn ihr nach Utgard kommt, so überhebt euch dort nicht zu sehr, denn Utgardlokis Hofleute werden von solchen Burschen, wie ihr seid, keine stolzen Worte dulden. Wenn ihr das nicht wollt, so kehrt lieber um, das wird euch besser bekommen. Wollt ihr aber euere Reise fortsetzen, so haltet euch ostwärts; mein Weg führt nordwärts nach jenen Bergen." Mit diesen Worten warf Skrymir das Speisebündel auf den Rücken und war bald im Walde verschwunden.

Thor und seine Gefährten wanderten weiter nach Osten und gelangten am Mittag zu einer Burg. Als sie an das Thor kamen, war es durch ein eisernes Gitter versperrt. Da sie es nicht öffnen konnten, schmiegten sie sich zwischen den Eisenstäben hindurch und kamen so in den Hof der Burg. Dort erblickten sie eine große Halle und schritten durch die offene Thür hinein. Ringsherum saßen auf Bänken riesige Männer, die Dienstmannen des Königs Utgardloki, und am Ende der Tafel der König selbst auf hohem Stuhl. Die Ankömmlinge begrüßten ihn, aber jener maß sie mit nachlässigem Blick und sagte: „Selten hört man von langer Reise Wahres berichten. Aber ich vermute, daß dieser kleine Bursch da Thor sei. Doch vielleicht bist du mehr, als du scheinst. Welcher Fertigkeiten rühmt ihr Gesellen euch? Denn niemand darf hier unter uns sein, der nicht durch irgend eine Kunst oder Geschicklichkeit sich vor den andern auszeichnete." Loki sprach: „Keiner soll hier sein, der seine Speise hurtiger aufessen könnte als ich." Da rief Utgardloki einen seiner Riesen, Logi geheißen; der stand von der Bank auf und trat auf den Estrich vor, sich gegen Loki zu versuchen. Ein mit Fleisch gefüllter Trog ward zwischen beiden niedergesetzt, Loki setzte sich an das eine Ende und Logi an das andere, und beide aßen auf das hurtigste darauf los, bis sie sich in der Mitte des Troges begegneten. Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, Logi aber hatte alles Fleisch mitsamt den Knochen verzehrt und den Trog dazu. Alle meinten nun, daß Loki das Spiel verloren habe. Jetzt wies Utgardloki auf Thialfi und sagte: „Welche Kunst versteht der junge Mann da?" „Ich will jeden im Wettlauf besiegen, den du dazu auserseihst," entgegnete Thialfi. Da stand der König auf und führte sie hinaus, wo auf ebenem Felde eine gute Rennbahn war, und rief einen jungen Burschen, namens Hugi, herbei, der sollte mit Thialfi um die Wette laufen. Beim ersten Laufe war Hugi so weit voraus, daß er sich am Ende der Bahn umwandte, Thialfi entgegen zu laufen. Da sagte Utgardloki: „Du mußt dich besser ausstrecken, Thialfi, wenn du das Spiel gewinnen willst. Doch ist fürwahr noch keiner hierher gekommen, der mich schnellfüßiger dünkte als du." Darauf begannen sie den zweiten Lauf, und als Hugi

am Ende der Bahn ankam und sich umwandte, da war Thialfi noch einen guten Pfeilschuß weit zurück. Und als sie das dritte Mal liefen, hatte Thialfi noch nicht die Mitte der Bahn erreicht, da war Hugi schon am Ziele und hatte den Wettkampf gewonnen. Nun wandte sich der Riesenkönig an Thor und sprach: „In welcher Kunst willst du dich denn vor uns hervorthun? Die Menschen machen ja so viel Rühmens von deinen Großthaten!“ „Am liebsten will ich mich mit jedem im Trinken messen, wer es auch sei,“ erwiderte Thor. Darauf ging Utgardloki mit ihm in die Halle zurück und befahl seinem Mundschenken das Horn zu bringen, aus dem die Hofleute zu trinken pflegten. Er reichte es Thor und sagte: „Wir halten es so, daß der, welcher das Horn auf einen Zug leert, als ein guter Trinker gilt; einige trinken es auf den zweiten Zug aus, aber keiner ist ein so schlechter Trinker, der es nicht in dreien leerte.“ Thor betrachtete prüfend das Horn: ziemlich lang schien es ihm, doch nicht allzu groß, und er dachte es mit einem Zuge zu leeren, denn er war sehr durstig. Da setzte er es an den Mund und schlang gewaltig. Endlich aber mußte er absetzen, weil ihm der Atem ausging, und als er ins Horn sah, war kaum zu merken, wieviel er getrunken. „Nicht übel war dein Schluck,“ sprach Utgardloki, „doch ich hätte geglaubt, daß Thor besser trinken könnte. Ich weiß aber, du wirst es beim zweiten Zuge leeren.“ Ärgerlich antwortete Thor nichts, sondern führte das Horn wiederum zum Munde und dachte einen großen Trunk zu thun. Doch wenn er auch sog, so lange ihm der Atem anhielt, das Ende des Horns wollte nicht in die Höhe gehen, und endlich mußte er absetzen. Da schien es ihm, als wenn nun noch weniger von dem Getränk abgegangen wäre; doch konnte man jetzt das Horn tragen, ohne zu verschütten. „Warum sparst du dir noch einen Trunk auf?“ sprach Utgardloki. „Wenn du nun mit dem dritten Zuge das Horn leeren willst, so muß das der größte sein. Jedoch wirst du bei uns kein so großer Mann heißen können, als bei den Asen, wenn du in den anderen Spielen nicht mehr leistest.“ Zornig setzte Thor das Horn zum dritten Male an und trank aus allen Kräften, und als er ins Horn sah, war noch ein großer Rest darin. Da gab er es zurück und wollte nicht mehr trinken. Utgardloki aber sprach zu ihm: „Es ist offenbar, Thor, daß deine Macht nicht so groß ist, als wir dachten. Denn im Trinken vermagst du nichts.“ „Wunderlich würde es mich dünken,“ antwortete Thor, „wenn ich daheim bei den Asen wäre und solche Trünke würden für klein erachtet. Aber ich will mich noch in anderen Spielen versuchen. Welches bietet ihr mir nun an?“ Da sagte der König: „Junge Bursche pflegen hier im Spiel meine Katze

von der Erde aufzuheben. Ich würde Asathor nicht eine so geringe Probe zumuten, wenn ich nicht vorhin gesehen, daß du viel weniger vermagst, als ich dachte.“ Alsbald lief eine große, graue Katze über den Estrich. Thor faßte sie mit der Hand mitten unter dem Bauche und lupfte an ihr: da krümmte sie bloß den Rücken. Und ob auch Thor alle Kraft anspannte, sie emporzuheben, er brachte es nicht weiter, als daß das Tier einen Fuß von der Erde aufhob. Höhnend sprach Utgardloki: „Es ist mit diesem Spiel gegangen, wie ich erwartete: die Katze ist ziemlich groß, Thor aber klein und kurz neben den großen Männern, die hier bei uns sind.“ Voll Ärger erwiderte Thor: „So klein ihr mich nennt, so komme nun her, wer da wolle, und ringe mit mir: nun bin ich zornig!“ Der Riesenfürst blickte nach den Bänken, wo seine Mannen saßen, und sprach verächtlich: „Keinen Mann sehe ich hier, den es nicht ein Kinderspiel dünken würde, mit dir zu ringen. Aber laßt sehen,“ fuhr er fort, „die alte Frau ruft mir herbei, meine Amme Elli! Mit der mag Thor ringen, wenn er will. Sie hat schon Männer niedergeworfen, die mir nicht schwächer schienen, als Thor ist.“ Alsbald kam eine alte Frau in die Halle, zu der sagte Utgardloki, sie sollte sich mit Thor messen. Darauf begannen sie den Ringkampf; aber je mehr sich Thor anstrengte, desto fester stand die Alte. Endlich stellte sie ihm ein Bein, und nach hartem Kampfe warf sie ihn auf ein Knie nieder. Da gebot Utgardloki den Kampf einzustellen. „Du brauchst nun niemand mehr an meinem Hofe zum Kampf zu fordern,“ sprach er zu Thor. Und da es bald Nacht war, wies er ihm und seinen Gefährten ihre Sitze in der Halle an, und sie brachten die Nacht bei guter Aufnahme zu.

Am andern Morgen schieden sie, und Utgardloki gab ihnen das Geleit. Vor dem Thore stand er still und sprach zu Thor: „Hast du nun einen Mächtigeren getroffen, als du selbst bist?“ Thor entgegnete: „Große Unehre habe ich von dieser Fahrt; denn ihr werdet mich für einen Schwächling halten.“ Da sprach der Riese: „Nun will ich dir die Wahrheit sagen, da du wieder außerhalb meiner Burg bist, in die du, so lange ich lebe nicht zum zweiten Male kommen sollst; und hätte ich vorher gewußt, welch gewaltige Kraft du besitzest, die uns beinahe in großes Unglück gebracht hätte, nie wärest du hineingekommen. Denn wisse, alles war Blendwerk. Ich selbst war der Riese, den ihr im Walde schlafend fandet. Den Speisesack, den du nicht öffnen konntest, hatte ich heimlich mit Eisenbändern zugeschnürt, und du fandest nicht, wo du ihn öffnen solltest. Darnach schlugst du mir mit dem Hammer drei Schläge, und war der erste der geringste und doch so stark, daß er mein

Tod gewesen wäre, wenn er mich getroffen hätte. Du sahest gewiß bei meiner Halle einen Felsstock und oben darin drei viereckige Thäler, und eins war das tiefste: das waren die Spuren deiner Hammerschläge. Den Felsen hielt ich vor deine Hiebe, aber du sahest es nicht. Ebenso war es mit den Spielen. Lokis Gegner, der Logi hieß, war das Wildfeuer, und verbrannte das Fleisch und den Trog zugleich. Hugi, der mit Thialfi um die Wette lief, war mein Gedanke; Gedanken aber sind schneller als der Blitz. So war es wahrlich nicht zu erwarten, daß Thialfi den Hugi besiegte, wenn er auch noch so schnell lief. Die größten Wunder aber hast du selbst verrichtet, und für unmöglich müßte ich sie halten, hätte ich sie nicht selbst gesehen. Denn als du aus dem Horn trankest, lag das andere Ende des Hornes außen im Meere, das sahest du nicht. Wenn du aber jetzt zum Meere kommst, so wirst du sehen können, welche Wassermenge du davon abgetrunken hast: das nennt man nun Ebbe. Als du aber der Katze das Bein von der Erde hobest, da erschraken alle, die es sahen: denn die Katze war die Midgardschlange, die alle Länder in unendlicher Windung umschlingt. Kaum war sie noch lang genug, daß Haupt und Schwanz die Erde berührten; denn so hoch strecktest du den Arm auf, daß nicht weit zum Himmel war. Ein großes Wunder war auch dein Ringkampf mit Elli: denn sie ist das Alter. Keiner aber ist geboren und wird geboren werden, den nicht, wenn Elli ihn erreicht, das Alter zu Falle brächte. Nun scheidet und kehrt nimmer wieder! Thut ihr es dennoch, so werde ich durch andere Listen mich und meine Burg vor euch schirmen." Als Thor das hörte, schwang er grimmig seinen Hammer; aber wie er zuschlagen wollte, war der zauberkundige Riese verschwunden. Da wandte sich Thor zurück nach der Burg und gedachte sie zu brechen: aber weite und schöne Felder lagen vor ihm, von der Burg war keine Spur mehr zu sehen. Da zog er heim nach Asgard.

Doch lange litt es ihn nicht in der Götterburg. Er wollte sich rächen für den Betrug und die Midgardschlange aufsuchen und töten. So eilig trat er die neue Fahrt an, daß er weder Wagen noch Böcke noch Reisegesellschaft mitnahm. Als junger Gesell wanderte er über Midgard, die Menschenerde, und kam eines Abends an das Haus eines Riesen, namens Ymir, bei dem er Herberge nahm. Mit Tagesanbruch stand der Riese auf und machte sich fertig, auf die See zu rudern zum Fischfang. Da bat ihn Thor, er möchte ihn mitfahren lassen. Doch Ymir entgegnete: „Wenig Hülfe nur kann ich von dir haben, da du so klein und jung bist; es wird dich auch frieren, wenn ich so weit hinausfahre und so lange draußen bleibe, wie ich gewohnt bin." „Fahre nur

immer so weit hinaus, als du willst!" versetzte Thor. „Es wird sich erst zeigen, wer von uns zuerst auf die Rückfahrt dringen wird." So zornig war er über des Riesen verächtliche Rede, daß wenig fehlte, er hätte ihn seinen Hammer fühlen lassen. Doch unterließ er es, weil er seine Kraft anderwärts zu versuchen gedachte. Nun fragte er den Riesen, was sie zum Köder nehmen wollten. „Hole dir nur selbst einen Köder!" brummte Ymir unwirsch. Da ging Thor dahin, wo er des Riesen Rinder weiden sah, nahm den größten Ochsen, der Himmelsbrecher hieß, und riß ihm den Kopf ab: den nahm er als Köder. Ymir hatte unterdes das Boot ins Wasser geflößt. Thor ging an Bord, setzte sich hinten ins Schiff, ergriff zwei Ruder und ruderte so stark, daß Ymir sich über die schnelle Fahrt verwunderte. Nach einer Weile meinte Ymir, sie wären nun an der Stelle angekommen, wo er gewohnt sei zu halten und Fische zu fangen. Aber Thor sagte, er wolle noch viel weiter rudern. Sie fuhren also lustig weiter. Wieder nach einer Weile sprach Ymir: „Laß uns halten! Gefährlich ist es, weiter hinauszufahren, denn dort haust die fürchterliche Midgardschlange." Aber Thor wollte noch eine Weile rudern, womit Ymir übel zufrieden war. Endlich zog Thor die Ruder ein, rüstete eine sehr starke Angelschnur und steckte den Ochsenkopf an den Haken; dann warf er die Angel in die See, und sie fuhr bis auf den Grund. Bald schnappte die Midgardschlange nach dem Ochsenkopf, und tief haftete der spitze Haken ihr im Schlunde. Vor Schmerz zuckte sie so gewaltig, daß Thor, der im Schiffe aufrecht stand, nach vorn über mit beiden Fäusten auf den Schiffsrand fiel. Da geriet er in großen Zorn, fuhr in seine Asenstärke und sperrte sich so mächtig, daß er mit beiden Füßen den Schiffsboden durchstieß und sich gegen den Grund des Meeres stemmte: also zog er die Schlange herauf an Bord. Vor Schreck erbleichte Ymir, als er sah, wie die See im Boote ein- und ausströmte, wie Thors Augen furchtbar funkelten, und wie die Schlange ihn von unten anstierte und ihm Gift entgegen blies. Schon schwang Thor mit einer Hand den Hammer hoch in der Luft, um der Schlange den Kopf zu zerschmettern, da stürzte Ymir hinzu und zerschnitt mit seinem Messer die Angelschnur, daß die Schlange auf den Meeresboden zurücksank. Hinter ihr her fuhr Thors Hammer in die See. Dem Riesen aber versetzte der zornige Gott einen so wuchtigen Faustschlag ans Ohr, daß er kopfüber aus dem Boote stürzte und seine Fußsohlen gen Himmel schauten. Dann watete Thor ans Land.

Noch viele Sagen erzählte sich der germanische Bauer von seinem Lieblingsgotte, der ihm den Acker urbar und fruchtbar machte. Aber nicht bloß als streitbarer Gott erscheint Thor, er ist, weil aus dem

Ackerbau jede höhere Kultur emporblüht, der Förderer der Ordnung und Gesittung im Gemeinwesen. Miölnir zerschmettert nicht nur die Hindernisse der widerspänstigen Elemente: geschwungen von Thors Hand bestimmt er die Markscheide der Ackerflur und giebt allem Eigentum die Weihe der Unverletzlichkeit; er weiht die Braut zur Frau, er weiht endlich auch den Scheiterhaufen, auf dem fromme Hände den Toten zur letzten Ehrenfeier gebettet. So geleitete der schirmende Gott seine Schützlinge bei allen wichtigen Ereignissen ihres Lebens.

Heilig waren dem rotbärtigen Donnerer Tiere von roter Farbe, wie Fuchs und Eichhorn, vor allem aber die reckenhafte, stolze Eiche, das Sinnbild der unerschütterlichen Kraft. Als die christlichen Sendboten das Evangelium in die germanischen Gaue trugen, legten sie zuerst die Axt an die uralten, heiligen Eichen Donars, um den alten Götterglauben an der Wurzel zu treffen. Die Bewohner des Eddergaues beugten willig zur Taufe ihr Haupt, als Bonifacius die berühmte Donareiche bei Geismar fällte, ohne daß, wie sie erwarteten, der Gott den Frevel durch seinen Blitzstrahl rächte. Auch auf Bergesgipfeln, noch näher dem blitzeschleudernden Gotte, verehrte man Donar, und noch geben zahlreiche Bergnamen, wie der des Donnersberges im Hardtgebirge, Kunde von der einstigen Heiligkeit des Ortes.

Derselbe Tag in der Woche, der dem römischen Donnerer Jupiter geweiht war, trug auch des deutschen Donnergottes Namen und hat ihn behalten bis auf den heutigen Tag: der Donnerstag war den heidnischen Germanen der heiligste Tag der ganzen Woche.

## Das Lied von Thrym oder die Wiedereroberung Miölnirs.

(Von Adalbert von Chamisso.)

1.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

2.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend einer,
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

3.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Freya,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Freya,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt."

4.

Freya sang:
„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben."
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

5.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fertigend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

6.

Thrym sang:
„Wie steht's mit den Göttern,
Wie steht's mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

7.

Loki sang:
„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen, —
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thor?"

8.

Thrym sang:
„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thor
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Freya
Zur Frau mir heim."

9.

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle,
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

10.

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit,
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde;
Oft im Sitzen gestört,
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

11.

Loki sang:
„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit.
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Freya
Zur Frau ihm heim."

12.

Sie gingen zu fragen
Freya, die herrliche.
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Freya,
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

13.

Zornig ward Freya,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte,
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:
„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reisten
Nach Riesenheim."

14.
Rasch kamen die Götter
Zum Rate zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zum Reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thor
Zu holen gelänge.

15.
Da hub Heimdall an,
Der hellleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an,
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;

16.
Klug lass' er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hochgetürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein."

17.
Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an."

18.
Da hub Loki an,
Laufeyas Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten;
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell."

19.
Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch getürmt.

20.
Da hub Loki an,
Laufeyas Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

21.
Hastig die Hirsche
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

22.
Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! Auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke!
Nun führt mir Freya,
Die Frau herein!"

23.
Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Freya
Zu freien annoch."

24.

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen was Süß'res
Sonst gab für die Frauen;
Er trank wohl des Metes
Drei Maße allein.

25.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je gesehn?
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je gesehn;
Nie Mägdlein des Metes
Mehr genießen, als sie.“

26.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nichts
Genossen hat Freya,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

27.

Thrym lüftet' das Leinen
Aus Lust sie zu küssen,
So weit der Saal war,
Ward zurück er geschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Freyas Augen,
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu sehn!“

28.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

29.

Da trat in den Saal Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt.
„Ich reiche die roten
Ringe dir dar,
Verlangt dich in Lust
Nach Freyas Liebe,
Nach Freyas Liebe
Und freudiger Huld.“

30.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,
Leget den Miölnir
Der Maid in den Schoß;
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!“

31.

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme,
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym den Herrscher
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

32.

Da traf er auch Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt:
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge;
Für tönende Ringe
Der tötende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

## Zio—Tyr.

Als die Götter die Brut Lokis unschädlich machten, Hel in die Unterwelt, die Midgardschlange ins Meer warfen, behielten sie den noch jungen Fenriswolf bei sich und zogen ihn auf. Er war jedoch von Anfang an so furchtbar, daß nur Tyr es wagte, zu ihm zu gehen und ihm das Futter zu geben. Als nun die Götter sahen, wie sehr der Wolf von Tag zu Tag wuchs, und alte Weissagungen kündeten, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, beschlossen sie eine sehr starke Fessel zu machen. Die brachten sie dem Wolfe und baten ihn, sich zur Probe seiner Kraft die Fessel anlegen zu lassen; denn sie glaubten, das Untier würde im Vertrauen auf seine Stärke ihnen willfahren. So geschah es auch: geringschätzig blickte der Wolf auf die Fessel und hieß die Asen damit machen, was sie wollten. Kaum aber war er gebunden, da reckte er sich nur einmal, und das Band war zerrissen. Darauf machten die Asen eine noch stärkere Fessel und reizten den Wolf, sich auch diese anlegen zu lassen, indem sie sagten, er würde seiner Kraft wegen sehr berühmt werden, wenn auch so starke Bande ihn nicht halten könnten. Zwar sah der Wolf, daß diese Fessel viel stärker war; aber er gedachte, daß auch seine Kraft gewachsen sei, seit er die erste gebrochen, und daß man nicht berühmt werden könne, ohne einige Gefahr zu bestehen. Er ließ sich also abermals binden. Als aber die Asen damit fertig waren, schüttelte er sich und schlug die Fessel an den Boden, daß die Stücke weit davon flogen. Da fürchteten die Asen, sie würden den Wolf gar nicht mehr binden können.

Odin aber schickte zu den Zwergen in Schwarzalfenheim, welche als die kundigsten Zauberschmiede galten. Die verfertigten eine Fessel, Gleipnir genannt, die war gemacht aus sechserlei Dingen: aus dem Schall des Katzentrittes, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fische und dem Speichel der Vögel. Dazu war das Band glatt und weich wie ein Seidenband. Als es die Asen empfingen, dankten sie dem Boten, daß er den Auftrag so gut ausgerichtet habe, und gingen zu dem Wolfe. Sie zeigten es ihm und baten ihn, es zu zerreißen wie die früheren. Zwar sei es etwas stärker, als es aussähe, meinten sie, auch versuchten sie selbst vergeblich ihre Stärke daran; aber er würde es schon zerreißen. Der Wolf entgegnete: „Ist diese dünne Schnur ein gewöhnliches Band, so werde ich damit wenig Ehre einlegen, wenn ich es zerreiße. Ist es aber mit List und Betrug gemacht, so kommt es nicht an meine Füße.“

Arglistig redeten ihm die Götter zu: „Fürchtest du ein dünnes Seidenband, nachdem du so schwere Eisenfesseln gebrochen hast? Versuch es nur! Wenn du aber diese Fessel nicht zu zerreißen vermagst, so sehen wir, daß wir uns vor deiner Stärke nicht zu fürchten brauchen, und dann werden wir dich alsbald wieder loslassen.“ Aber der Wolf traute ihnen nicht und sprach: „Wenn ihr mich erst so fest gebunden habt, daß ich mich selbst nicht befreien kann, so werdet ihr mich noch obendrein verspotten statt mich zu lösen. Ehe ihr mich aber der Feigheit zeiht, will ich mich binden lassen, wenn einer von euch seine Hand in meinen Mund legt zum Unterpfande, daß es ohne Falsch und Betrug hergeht.“ Da sah ein Ase den andern an, und keiner wollte seine Hand daran wagen. Endlich bot Tyr seine Rechte dar und steckte sie dem Wolfe in den Rachen.

Die Fessel ward dem Untier angelegt. Wie sich aber der Wolf reckte, da erhärtete sie, und je mehr er sich anstrengte, desto fester wurde sie. Da lachten alle Götter, nur Tyr nicht, denn ihm biß der Wolf die Hand ab. Als die Asen sahen, daß der Wolf völlig gebändigt war, zogen sie das Band durch einen Felsen und festigten diesen tief im Grunde der Erde. Dem Wolfe aber, der den Rachen furchtbar aufriß und nach ihnen schnappte, steckten sie ein Schwert in den Gaumen, das Heft gegen den Unterkiefer, die Spitze wider den Oberkiefer gestemmt: damit war ihm das Maul gesperrt. Er heulte schrecklich, Geifer rann aus seinem Schlunde und wuchs zu einem Strome an. So liegt er gefesselt bis zur Götterdämmerung.

Zio oder Tyr, der Kriegs- und Schwertgott, genoß bei unseren kriegslustigen Vorfahren hohe Verehrung. Ihm zu Ehren tanzten die germanischen Jünglinge den Schwerttanz: nackt sprangen sie über gezückte Schwerter, und wer den mächtigen Sprung fertig brachte, stand in hohen Ehren.

Auch unter anderen Namen wurde derselbe Gott bei den verschiedenen germanischen Stämmen verehrt. So war er als Saxnot der eigentliche Schwertgott der Sachsenstämme, die ihren Namen von der Urväter Waffe, dem Sachs oder Kurzschwert, tragen. Wie hoch geehrt der Gott war, zeigt sich in einer auf uns gekommenen Formel, in welcher christliche Bekehrer die Neugetauften ihre alten Götter, Wodan, Donar und Saxnot, abschwören ließen. Hier steht der Schwertgott neben den zwei gefeiertsten Heidengöttern. Auch Cheru oder Heru wird er genannt, und vielleicht führen von ihm die Stämme der Cherusker und Heruler ihren Namen als die Diener des Schwertgottes. Beim Schwerte zu schwören war allgemeine deutsche Sitte das ganze

Mittelalter hindurch. Von den deutschen Stämmen der Alanen und Quaden ist geschichtlich überliefert, daß sie dem heiligen Schwerte göttliche Ehre erwiesen. Ein bloßes Schwert stießen sie mit der Spitze in den Erdboden: so verehrten sie Zio unter dem Zeichen seiner heiligen Waffe.

Unverkennbar ist die Uebereinstimmung des germanischen Kriegsgottes mit dem römischen Mars, und so übertrug sich auch der römische Name für den dritten Tag der Woche auf germanischen Brauch. Dienstag hat mit Dienen nichts zu schaffen, sondern ist entstanden aus Tystag oder Ziestag, dem Tage des Tyr oder Zio.

## Freyer.

Einst führten die Asen Krieg mit den Wanen, einem verwandten Göttergeschlecht. Schon war die Schlacht entbrannt und die Kämpfer auf beiden Seiten verwundet. Da schied Odin die Streitenden, und ein Friedensbündnis versöhnte Asen und Wanen. Als Geisel ging der Wassergott Hönir von den Asen zu den Wanen, dagegen wurde der Wane Niörd mit seinen beiden Kindern Freyer und Freya in Asgard aufgenommen.

Freyer ist ein milder, gütiger Gott, der Sonnenschein und Regen dem Ackerlande spendet: um Fruchtbarkeit und Frieden fleht man zu ihm. Auf seinem goldborstigen Eber reitet er schneller wie der Wind durch die Luft, und von des Tieres Goldglanz wird die dunkelste Nacht, der finsterste Wald hell. Weil Freyer überallhin Licht verbreitet, ist ihm auch das Fest der sich wieder verjüngenden Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende heilig. Ein Rad ist das Abbild der Sonne, die ihren Kreislauf von neuem beginnt, und von ihm heißt Freyers Fest das Julfest. Es war das fröhlichste, ausgelassenste Fest unserer Väter; ein gebratener Eber war das Festgericht. Weislich erhielten die Diener des christlichen Wortes diese Freudenzeit dem neubekehrten Volke, indem sie sie mit dem lieblichen Zauber der Weihnachten umgaben: so ging der neue Glaube ein gut Teil leichter in die Herzen ein.

Eines Tages hatte sich Freyer auf Odins Hochsitz gesetzt und sah über alle Welten. Als er nach Norden blickte, sah er in einem Gehege ein großes und schönes Haus. Zu diesem Hause ging eine Jungfrau, und als sie die Hände erhob, um die Thür zu öffnen, da leuchteten von ihren Armen Luft und Wasser, und alle Welten strahlten davon wieder. Da rächte sich an Freyer seine Vermessenheit, sich an diese heilige Stelle

zu setzen; denn harmvoll ging er von dannen, das Herz voll Sehnsucht nach der schönen Maid. Als er heim kam, sprach er nicht, auch mochte er weder schlafen noch trinken, und niemand wagte es, das Wort an ihn zu richten. Besorgt sandte sein Vater den Skirnir, Freyers Diener, zu ihm, um ihn zu fragen, warum er so unwirsch sei, daß er mit niemandem reden wolle. Nur ungern ging Skirnir, denn er versah sich übler Antwort. Dem treuen Diener aber klagte der Gott sein Leid, wie er in des Riesen Gymir Garten die schönste Maid gesehen, die sein Auge je geschaut: „Ihre Arme leuchteten, und Luft und Meer schimmerten von dem Schein. Mehr lieb' ich sie, als ein Jüngling mag im Lenz seines Lebens. Doch will es keiner von den Asen, daß wir beisammen seien."

Da erbot sich Skirnir, als Bote Freyers zu Gerda zu eilen, wenn ihm der Gott sein windschnelles Roß und sein Schwert gäbe. Das war aber ein so gutes Schwert, daß es von selbst focht. Gern gab Freyer beides hin. Nun eilte Skirnir zu des Riesen Wohnung. Da waren wütige Hunde an die Thür des hölzernen Zaunes gebunden, der Gerdas Wohnung umschloß, und flackernde Flamme umgab rings das Gehöft. Aber das edle Roß trug Skirnir hinüber, und er pochte ans Thor. Da fragte Gerda ihre Magd: „Welch Getöse hör' ich in unsern Hallen ertönen? Die Erde bebt davon, und das Haus erzittert." Jene erwiderte: „Ein Mann ist draußen vom Rosse gestiegen und läßt es grasen." „Bitte ihn einzutreten in unsern Saal und reiche ihm den Willkommentrunk!" befahl Gerda. — „Wer bist du von den Asensöhnen oder den weisen Wanen?" fragte die Jungfrau den eintretenden Fremdling. „Nicht bin ich einer von den Asen oder den weisen Wanen," entgegnete jener. „Auf Freyers Gebot ritt ich hierher. Elf Aepfel, schwer von Golde, biete ich dir, deine Liebe zu kaufen, wenn du Freyers Gattin werden willst." Doch stolz sprach die Jungfrau: „Die Aepfel will ich nicht um eines Mannes Minne, noch auch will ich mit Freyer, dieweil wir atmen beide, jemals zusammen sein." „So biete ich dir Odins Goldring; acht ebenso schwere entträufeln ihm in jeder neunten Nacht." „Den Ring verlange ich nicht, und nicht bedarf ich des Goldes, denn genug hütet mein Vater der Schätze." „Siehst du, Mädchen, das Schwert, das scharfe, das ich halte in meiner Hand? Das Haupt hau' ich damit dir vom Halse, wenn du dich Freyer weigerst." „Nimmer werde ich Zwang erdulden um Mannesminne. Doch hüte dich: wenn dich mein Vater gewahrt, so wirst du Kühner üblen Kampf zu kosten bekommen!" „Siehst du, Mädchen, das Schwert, das scharfe, das ich halte in meiner Hand? Seine Schneide

erschlägt den alten Riesen, deinen Vater, wenn er wagt mir zu nahen. Mit der Zauberrute zwingen werde ich dich zu meinem Willen. Dahin sollst du kommen, wo kein Auge dich mehr sieht: weg von der Welt gewandt fahre zu Hel! Leid für Lust wird dir zum Lohn, und mit Thränen sollst du dein Unglück tragen! Ein scheußlicher Riese soll dich haben hinterm Totenthor, oder du alterst unvermählt. Gram ist dir Odin, gram ist dir Thor, der Asenfürst, Freyer verflucht dich. Hört es, ihr Riesen, hört es, ihr Asen selber, wie ich verbiete, wie ich banne Mannes Gesellschaft der üblen Maid! Zauberkräftige Stabrunen ritz' ich dir: Ohnmacht, Unmut, Ungeduld!" Solch furchtbarer Beschwörung konnte die geängstigte Jungfrau nicht widerstehen, und sie willigte ein Freyers Liebe zu erwidern. Doch mit unsicherem Erfolge seiner Werbung war Skirnir nicht zufrieden und drang in die Jungfrau, ihm Zeit und Stunde zu sagen, wann sie zu dem harrenden Bräutigam kommen wolle. Da wies ihm Gerda einen stillen Wald, unbetreten von eines Menschen Fuß: dorthin wollte sie nach neun Nächten kommen.

Froh ritt Skirnir heim. Freyer stand schon draußen vor Asgards Thoren, grüßte ihn und fragte: „Sage mir, Skirnir, ehe du den Sattel räumst und den Fuß auf den Boden setzest, was du ausgerichtet hast in Riesenland?" Da kündigte ihm Skirnir die frohe Mär, aber viel zu lange dauerte die Frist dem liebenden Herzen Freyers, und er sprach: „Lang ist eine Nacht, länger sind zwei: wie mag ich drei Nächte erwarten? Oft deuchte mich ein Monat minder lang, als eine halbe Nacht solchen Harrens." — Nach neun Nächten aber ward Gerda Freyers Weib.

Freya, Freyers Schwester, ist eine kriegerische Jungfrau von großer Schönheit, mit langem, goldenem Haar. Wenn sie zum Kampfe zieht an der Spitze der Walküren, so gehört die Hälfte der Gefallenen ihr und die andere Odin. In ihrem großen und schönen Saale nimmt sie die gefallenen Helden auf. Doch gilt sie auch als Göttin der Liebe, und es ist gut, ihren Namen in Liebessachen anzurufen. Vielleicht war daher ihr, wie der römischen Venus, der Freitag heilig, der gern als Hochzeitstag gewählt wurde. Doch kann er auch seinen Namen von Frigga haben, da beider Göttinnen Namen und Walten oft in einander übergehen. Die christlichen Bekehrer nahmen dem Freitag seine gute Vorbedeutung und machten ihn zum Unglückstage, da er Christi Todestag war.

# Balder.

Ebenso sehnsüchtig, wie wir noch heut, warteten unsere Urväter in des Winters harten Banden auf das Nahen des Licht und Wärme spendenden Frühlings, der die erstorbene Natur zu neuem Leben weckt.

Balder, Wodans Sohn, war den alten Deutschen der Gott der Frühlingssonne, und mit ganz besonderer Liebe hat ihr Sinn sich sein Bild ausgemalt. Nur Gutes, so heißt es in der Edda, ist von ihm zu sagen: er ist der beste von allen Asen und wird von allen gelobt. Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Ein Kraut ist so licht, daß es mit Balders Augenbraue verglichen wird; es ist das lichteste aller Kräuter.*) Er ist der weiseste, beredteste und mildeste aller Asen: seine Urteile kann niemand schelten. Er bewohnt im Himmel die Stelle, welche Breidablick, die weitglänzende, heißt. Da wird nichts Unreines geduldet.

Aber kurz nur ist im germanischen Norden der sonnige Teil des Jahres. Der Frühling schwindet, der Sommer geht, wie alles Schöne auf Erden vergänglich ist. So findet auch der strahlende Lichtgott Balder ein frühes Ende. All die Wehmut, die das Menschenherz beim Scheiden der Sommerzeit empfindet, spiegelt sich wieder in der Sage von Balders Tod.

Balder, der gute, hatte schwere Träume, die seinem Leben Gefahr drohten. Und als er den Asen seine Träume erzählte, pflogen sie Rates zusammen und beschlossen ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Da nahm Frigga Eide von allen lebenden Wesen und leblosen Dingen, von allen vierfüßigen Tieren, Vögeln und Würmern, von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, von Steinen und Bäumen, Krankheiten und Giften und ließ sie schwören, daß keines Baldern schaden sollte. Als das geschehen und allen bekannt war, da trieben die Asen Kurzweil mit Balder: er stellte sich mitten in ihren Kreis, und die einen schossen nach ihm mit Speeren, die andern hieben nach ihm, und noch andere warfen mit Steinen. Aber was sie auch thaten, kein Geschoß, keine Waffe konnte Balders heiligen Leib verletzen.

Das sah Loki, und es gefiel ihm übel. Flugs nahm er die Gestalt eines alten Weibes an und ging nach Friggas Halle. Die Göttin sah die Frau kommen und fragte sie, ob sie wüßte, was die Asen in ihrer Versammlung vornähmen. „Sie schießen und werfen nach Balder,“

*) Die Kamille.

versetzte die Alte, „aber nichts schadet ihm." „Freilich," sprach Frigga, „kann keine Waffe, kein Baum Baldern schaden; denn ich habe von allen Eide genommen." Listig forschte die Alte: „Haben wirklich alle Dinge geschworen, Balders Leib nicht zu verletzen?" Frigga antwortete: „Östlich von Walhall wächst eine Staude, Mistelzweig genannt, die schien mir zu jung, sie in Eid zu nehmen." Darauf ging die alte Frau fort. Draußen aber warf Loki die Verkleidung von sich, nahm den Mistelzweig, riß ihn aus und ging zur Versammlung der Asen zurück. Da stand zuäußerst im Kreise der Männer Höder, denn er war blind. Zu dem trat Loki und sprach: „Warum schießest du nicht nach Balder?" „Weil ich nicht sehe, wo Balder steht," antwortete jener; „zum andern habe ich auch keine Waffe." Da sprach Loki: „Thu doch wie andere Männer und biete Balder Ehre, wie alle thun! Ich will dich dahin weisen, wo er steht: so schieße nach ihm mit diesem Reis!" Höder nahm den Mistelzweig und schoß auf Balder, wie Loki es ihm wies. Der Schuß flog und durchbohrte Balder, daß er tot zur Erde fiel. Das war das größte Unglück, das je Götter und Menschen traf.

Als Balder gefallen war, standen die Asen alle wie sprachlos und gedachten nicht einmal ihn aufzuheben. Einer sah den andern an: aller Gedanken waren wider den gerichtet, der diese That vollbracht hätte, aber sie durften es nicht sogleich rächen, denn sie waren an heiliger Freistätte. So konnte Loki entfliehen. Als aber die Asen die Sprache wiedererlangten, da war das erste, daß sie heftig zu weinen und klagen anfingen. Dann, als sie sich erholt hatten, fragte Frigga, wer von den Asen ihre Gunst und Huld gewinnen und den Helweg reiten wollte, um zu versuchen, ob er da Balder fände, und der Göttin Hel Lösegeld zu bieten, daß sie Balder heimfahren ließe gen Asgard. Und es erbot sich Hermoder, der schnelle Sohn Odins, zu dieser Fahrt. Sleipnir, Odins Hengst, ward vorgeführt, er bestieg ihn und stob davon.

Da nahmen die Asen Balders Leiche und brachten sie zur See. Auf des Toten Schiff ward der Holzstoß zum Leichenbrand geschichtet und der göttliche Leib darauf gebettet. Als Nanna, Balders Gattin, den geliebten Gemahl für immer davontragen sah, brach ihr vor Jammer das Herz, und sie ward an die Seite Balders gelegt. Dann weihte Thor mit seinem Hammer den Scheiterhaufen, ein letztes Abschiedswort, welches niemand verstand, flüsterte Odin dem geliebten Toten ins Ohr, und der Holzstoß ward entzündet. Bis zum Himmel schlug die Lohe, während die Wogen das Schiff langsam entführten.

Viele Gäste wohnten der traurigen Feier bei. Odin selbst war herangekommen, umflattert von seinen Raben, gefolgt von den Walküren;

seinen wunderbaren Goldring legte er auf Balders Scheiterhaufen nieder. Frigga stand neben ihm. Auf seinem Wagen mit dem goldborstigen Eber fuhr Freyer heran, Heimdall kam auf seinem Hengste Goldzopf und Freya mit ihrem Katzengespann.

Hermoder ritt unterdes neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler, so daß er nichts sah, bis er zu einem Flusse kam und über eine Brücke ritt, die mit glänzendem Golde belegt war. Eine finstere Riesenjungfrau bewachte die Brücke und rief ihn an: „Wer bist du? Gestern sind fünf Haufen toter Männer über die Brücke geritten, und sie donnerte nicht so laut unter ihren Hufen, wie jetzt unter dir allein. Auch hast du nicht die Farbe toter Männer. Warum reitest du den Helweg?“ Er antwortete: „Ich soll zu Hel reiten, Balder zu suchen. Hast du vielleicht Balder auf dem Helwege gesehen?“ „Wohl sah ich ihn über die Brücke reiten; aber nördlich geht der Weg hinab zu Hel.“ Da ritt Hermoder weiter, bis er an das Gitter kam, welches den Zugang zu Hels Reich versperrt. Herab sprang er vom Rosse und zog ihm den Gurt fester. Dann stieg er wieder auf und gab dem Hengste die Sporen, daß er mit mächtigem Satze über das Gitter sprang, ohne es zu berühren. Nun erblickte Hermoder eine große Halle; er saß ab und trat hinein. Da sah er seinen Bruder Balder auf dem Ehrenplatz sitzen, neben ihm seine Gattin Nanna. Die Nacht blieb Hermoder in der Unterwelt, am nächsten Morgen aber trat er vor Hel und bat sie, Balder wieder zum Himmelslicht hinaufzulassen; denn alles traure um ihn, Götter wie Menschen. „Nun soll sich's erproben,“ entgegnete Hel, „ob Balder wirklich so von allen geliebt und betrauert wird, wie du sagst. Wenn alle Dinge, lebendige wie tote, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen fahren. Doch wenn nur eins nicht weinen will, so muß er hier bleiben.“ Da rüstete sich Hermoder zum Heimritt. Balder geleitete ihn aus der Halle und gab ihm den Goldring, den Odin auf seinen Scheiterhaufen gelegt hatte, zurück; den sollte er Odin zum Andenken mitnehmen.

Als Hermoder den Asen Hels Bescheid verkündete, entsandten sie Boten in alle Welt und geboten, alles sollte Balder losweinen aus Hels Gewalt. Alle thaten das: Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze weinten um Balder, selbst die Riesen. Schon glaubten die Boten der Götter ihren Auftrag wohl ausgeführt zu haben, da fanden sie auf dem Heimweg in einer Höhle ein Riesenweib sitzen. Die baten sie auch, Balder aus Hels Gewalt zu weinen, aber sie sprach: „Ich muß weinen mit trockenen Augen über Balders Ende. Nicht im Leben noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm. Behalte drum Hel,

was sie hat!“ Wieder war es Loki, der in dieser Gestalt die Hoffnung der Asen zu nichte machte und ihnen viel Leid zufügte. So mußte Balder bei Hel bleiben. Er kehrt erst wieder, wenn nach dem Weltbrande eine neue und schönere Welt entsteht.

Blutrache für Balder nahm Wali, Odins Sohn. Kaum geboren, einnächtig war er. Doch er säumte nicht der Pflicht der Blutrache zu genügen: die Hände nicht wusch er, das Haupt nicht kämmt' er, bis er zum Holzstoß trug Balders Töter.

Bald sollte auch den tückischen Loki die Strafe ereilen. Nach seiner letzten Uebelthat war er entflohen und hatte sich auf einem Berge ein Haus mit vier Thüren gemacht, sodaß er nach allen Seiten sehen konnte. Oft am Tage verwandelte er sich in Lachsgestalt, barg sich in einem Wasserfalle und bedachte bei sich, welches Kunststück die Asen wohl erfinden könnten, ihn in dem Wasserfalle zu fangen. Und einst, als er daheim saß, nahm er Flachsgarn und flocht es zu Maschen, wie man seitdem Netze macht. Dabei brannte Feuer vor ihm. Da gewahrte er auf einmal nicht weit von dem Hause die Asen, wie sie herankamen, um ihn zu fangen; denn Odin hatte von seinem Hochsitze aus des Listigen Versteck erspäht. Schnell warf Loki das Netz ins Feuer, sprang auf und hinaus ins Wasser. Die Götter aber erkannten in der Asche die Maschen des Netzes und merkten, daß dies ein Werkzeug sein sollte, Fische zu fangen. Da verfertigten sie ein anderes Netz nach dem Vorbilde, welches sie in der Asche sahen, und als es fertig war, gingen sie an den Fluß und warfen es in den Wasserfall. Thor hielt das eine Ende, die übrigen Asen das andere Ende, und nun zogen sie. Aber Loki schwamm voran und legte sich am Boden zwischen zwei Steine, sodaß das Netz über ihn hinwegglitt; doch merkten die Asen wohl, daß noch etwas Lebendiges darunter zurückgeschlüpft war. Da gingen sie abermals an den Wasserfall und warfen das Netz aus, welches sie diesmal unten so beschwert hatten, daß nichts durchschlüpfen konnte. Loki fuhr vor dem Netze her, bis sie nahe an die See kamen. Weil er sich aber fürchtete, in die See zu schwimmen, sprang er über das ausgespannte Netz und lief zurück zu dem Wasserfall. Nun sahen die Asen, wo er geblieben war. Sie gingen zurück und teilten sich in zwei Haufen an den beiden Ufern des Flusses, Thor aber watete mitten im Flusse. So trieben sie den Lachs wieder vor sich her bis an die See. Als aber Loki jetzt wieder den Sprung über das Netz wagte, griff Thor zu und packte ihn in der Mitte. Weil der Fisch aber glatt war, so entglitt er ihm, und kaum konnte er ihn am Schwanze festhalten und zusammenpressen: davon ist der Lachs hinten spitz. Nun war Loki fried-

los gefangen. Die Götter brachten ihn in eine Höhle und legten ihn auf drei scharfkantige Felsblöcke, von denen einer unter seinen Schultern, der zweite unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken zu stehen kam. Darauf wurde er mit unlöslichen Banden gefesselt. Ueber seinem Haupte aber ward eine Schlange aufgehängt, die ihm ihr Gift ins Antlitz träufelt. So liegt Loki und leidet Pein bis zur Götterdämmerung. Sigyn aber, sein treues Weib, verläßt ihn nicht im Unglück, sondern steht neben ihm und fängt in einer Schale die Gifttropfen auf. Nur wenn die Schale voll ist, muß sie den gefesselten Gatten verlassen und die Schale ausleeren gehen. Derweil tropft ihm das brennend ätzende Gift ins Gesicht: dann windet und sträubt er sich so heftig, daß die ganze Erde schüttert. Das nennen die Menschen Erdbeben.

## Die Götterdämmerung.

Die Götter haben nicht die schuldlose Reinheit bewahrt, in der sie ursprünglich lebten: durch Goldgier und Treubruch haben sie sich immer mehr befleckt. Aber auch sie dürfen nicht ungestraft an der Weltordnung freveln, deren Hüter sie sein sollen, und deshalb wird einst auch über sie das Schicksal hereinbrechen, welches allem morsch und faul gewordenen Wesen bestimmt ist: der Untergang.

Ehe aber diese Nacht des Todes heranbämmert, die alles Bestehende verhüllt, wird sie sich durch eine schreckliche Zerrüttung in Natur und Menschensitte, durch die Auflösung aller Bande der Ordnung und Gesetzmäßigkeit ankündigen. Dann wird ein großer, schrecklicher Winter kommen, der dauert drei Jahre hintereinander, und ist kein Sommer dazwischen. Da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß, die Winde scharf und eisig, und die Sonne hat ihre Kraft verloren. Vorher schon haben furchtbare Kriege die Welt durchtobt; alle Menschlichkeit, alle Sitte geht in den schrecklichen Zeiten verloren. Da ist kein Frevel, vor dem das entmenschte Geschlecht zurückscheute; selbst die heiligsten Bande des Blutes werden zerrissen. Aus schnöder Habgier mordet der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, und der Sohn rötet seine Hand in dem Blute des Vaters; der Mann bricht der Frau, die Frau dem Manne die Treue: nichts ist mehr heilig.

Nun beginnt der letzte, große Kampf der bösen, riesenhaften Mächte gegen die schuldbeladenen Götter. Zwei ungeheure Wölfe, die schon lange den leuchtenden Gestirnen Sonne und Mond nachjagten, holen sie nun ein und verschlingen sie, und die Sterne fallen vom Himmel. Die

Erde bebt, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zittern und stürzen zusammen, alle Ketten und Bande brechen entzwei. Da wird der Fenriswolf frei, auch Loki wird seiner Bande ledig, aus der Tiefe des Meeres erhebt in neuem Riesenmut die Midgardschlange ihr Haupt und sucht das Land, daß die Flut mit furchtbarer Brandung die Küsten überströmt. Bei dieser Ueberschwemmung wird auch Nagelfar flott, das Totenschiff; es ist erbaut aus den Nägeln der Toten, denen keine liebende Hand das Haupt gewaschen, das Haar gekämmt und die Nägel verschnitten hat. Von Osten her kommt das schreckliche Schiff gesegelt, sein Steuer lenkt ein gewaltiger Frostriese, und bemannt ist es mit dessen Genossen. Mit klaffendem Rachen fährt der Fenriswolf umher, sein Oberkiefer berührt den Himmel, sein Unterkiefer die Erde, und wäre Raum dazu, er würde ihn noch weiter aufsperren. Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Midgardschlange speit Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden; entsetzlich ist sie anzuschauen, wie sie dem Wolfe zur Seite in den Kampf eilt. Von Süden her kommen Muspels Söhne, die Feuerriesen, geritten, an ihrer Spitze Surtur, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Sein Schwert ist wunderscharf und strahlt von lichtem Feuer heller als die Sonne. Die Feuerriesen stürmen über die bebende Regenbogenbrücke nach Asgard empor: da bricht Bifröst unter ihnen. Eine weite Ebene dehnt sich vor Asgard hundert Rasten nach allen Seiten hin aus, ein Tummelplatz für den letzten Kampfritt, Wigrid genannt. Hierher strömen die Muspelsöhne, die Riesen, Loki und seine Brut, alle Feinde der Asen zusammen.

Bei ihrem Nahen haben aber die Asen sich zum Kampfe gerüstet. Heimdall, der Wächter an der Brücke, stößt laut in das erhobene Giallarhorn, und bald strömen Asen und Einherier gewappnet zur Walstatt. Allen voran reitet Odin auf seinem achtfüßigen Hengste, den Goldhelm auf dem Haupte, die Brust gedeckt mit glänzender Brünne, den niefehlenden Speer in der Faust. So eilt er dem Fenriswolfe entgegen. An seiner Seite schreitet sein gewaltiger Sohn Thor; doch nur wenig kann er dem Vater helfen, denn gegen ihn erhebt die Midgardschlange ihr furchtbares Haupt, und er hat vollauf mit ihr zu thun. Freyer kämpft mit Surtur einen harten Kampf, doch endlich muß Freyer unterliegen, denn ihm fehlt sein gutes Schwert, das er einst an Skirnir gab. Thor gelingt es, die Schlange zu töten; aber kaum ist er neun Schritte gegangen, als er tot zur Erde fällt von dem Gifte, das der Wurm auf ihn gespieen hat. Auch Odin findet sein Ende: der Fenriswolf verschlingt ihn mit seinem furchtbaren Rachen. Widar, Allvaters Sohn, rächt seinen Tod. Den Fuß setzt er dem Ungeheuer in den Unterkiefer,

mit der Hand packt er den Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei. Das ist des Wolfes Tod. Loki und Heimdall haben einer den andern getötet. Alle Kämpfer auf beiden Seiten sind gefallen, da schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt, sich selbst mit.

Doch Surturs Lohe ist nicht die Vernichtung, sondern ein Feuer der Läuterung für Welt und Götter. Die Erde taucht wieder aus der See auf, grün und schön, und Korn wächst darauf ungesäet. Eine neue Sonne, die Tochter der alten, beleuchtet sie. Bewohnt wird die Erde von einem neuen Menschengeschlecht. Dies stammt ab von einem Paare, das dem Weltenbrande auf wunderbare Weise entging, indem es sich in einem Gehölze versteckte und von Morgentau nährte. Im Himmel aber leben nicht mehr die alten Götter, sondern ihre Söhne, die unbefleckt von Schuld geblieben sind. Widar und Wali, die beiden Rächer Odins und Balders, wohnen auf dem Idafeld, wo vormals Asgard war. Die Söhne Thors, Modi und Magni, stellen sich ein und bringen den Miölnir mit. Darnach kommen Balder und Höder aus dem Reiche Hels. Da sitzen sie alle beisammen und besprechen sich und gedenken an die früheren Dinge, an die Midgardschlange und den Fenriswolf. Da finden sie auch jene goldenen Scheiben im Grase wieder, mit denen die Asen einst spielten, als sie noch schuldlos waren.

---

# Tierfabel. — Märchen. (Nach den Brüdern Grimm.)

## Reineke Fuchs.

Pfingsten, das liebliche Fest, war wieder einmal gekommen, und Menschen und Tiere freuten sich seines Erscheinens. Busch und Hagen hatten sich grün belaubt. Da berief Nobel der Löwe, König der Tiere, einen glänzenden Reichstag. Alle Tiere, groß und klein, kamen denn auch fröhlich herbeigeeilt, nur Reineke nicht, der böse Schalk, der freilich so viel Übles gethan hatte, daß er sich nirgend blicken lassen durfte; war doch fast kein Tier am Hofe, das nicht über ihn zu klagen gehabt hätte. Da war vor allen anderen Isegrim, der Wolf, der finsteren Blickes wütete, der schamlose Reineke habe seine lieben, gut erzogenen Kinder aufs schimpflichste verletzt, und diesen Frevel wolle er rächen, koste es auch, was es wolle. Dann kam Wackerlos, das brave Hündchen, mit der schmerzlichen Klage, Reineke habe ihm erst jüngst eine Wurst gestohlen, wobei der Schelm allerdings vergaß, daß er sie kurz vorher selbst Hinz, dem Kater, entwendet. Aber auch der starke Panther erschien und berichtete, wie er den Hasen Lampe nur mit Mühe und Not vor dem schurkischen Fuchse gewahret, der ihm, dem Arglosen, versprochen habe, das Credo zu lehren, und ihn dabei plötzlich ergriffen und ohne seine Dazwischenkunft sicher auch gewürgt haben würde. Überall erhob sich beifälliges Gemurmel, und bald wußte der eine diesen, der andere jenen schlimmen Streich Reinekes zu berichten. Nur einen braven, unerschrockenen Verteidiger fand der so vielfach Angegriffene: das war Grimbart, der Dachs, sein treuer Neffe. Der sprach: „Wohl mag mein Ohm so manches verschuldet haben, allein weit größer ist sicher Isegrims, des Wolfes, Vergehen gegen jenen." Und nun erzählte er, wie oft dieser seinen Ohm betrogen und ihn um seinen wohlverdienten Lohn gebracht habe. Auch die anderen Vergehen, deren man ihn anschuldige, seien sicher nicht so schlimm, und es würde jenem gewiß ein Leichtes sein, sich

zu reinigen; zumal in letzter Zeit lebe er still und zurückgezogen als Klausner fromm dahin. So sprach Grimbart, und manches beifällige Kopfnicken ward gesehen. Da nahte sich ein seltsamer Trauerzug. Auf einer Bahre ward Kratzefuß herbeigetragen, ohne Hals und Kopf, des Hahnes Henning früher so schönes Töchterlein, und alle Verwandten gaben ihr das Geleit. Henning aber sprach seufzend: „Friedlich und fröhlich lebten ich und die Meinen in einem umfriedeten Klosterhofe, bewacht und beschützt vor dem bösen Reineke durch fünf treue Hunde. Da kam eines Tages vor kurzem der Falsche zu mir, zeigte einen offenen Brief von Euch, Herr König, und schwur, es sei ein allgemeiner Landfriede gemacht zwischen allen Tieren; er selbst aber sei zur Abbüßung seiner Sünden ins Kloster gegangen, enthalte sich auch aller Fleischspeise, wie er sich durch Briefe von ehrwürdigen Herren wohl ausweisen könne. Froh ging ich nun hinaus in die schönen Felder; allein plötzlich brach der Heimtückische, der Lügner, hervor, fiel in meine Schar, und von zwanzig stattlichen, herrlichen Häuptern sind jetzt nur noch fünf übrig geblieben. Dies hier, meine geliebte Kratzefuß, ist das letzte Opfer!“ So jammerte Henning und mit ihm alle seine Verwandten. Der König und alle Edlen aber gerieten in großen Zorn, beschlossen, den elenden Heuchler vor Gericht zu fordern und die arme Kratzefuß aufs ehrenvollste zu bestatten, ihr auch einen herrlichen Marmel als Leichenstein zu setzen. Braun aber, der starke Bär, sollte unterdes als Bote nach Malepartus, Reinekes Burg, gehen und den bösen Fuchs vor Gericht laden. Wohl warnte ihn Nobel, allzu unbesorgt zu sein, allein im Gefühl seiner Stärke trottete Braun auf Malepartus zu, ward hier auch freundlichst empfangen und gastlich geehrt. Gelegentlich ließ Reineke verlauten, er wäre gern zu Hofe gekommen, aber er sei in den letzten Tagen zu unpäßlich gewesen, habe er doch nichts als Honig, eine schlechte Speise für ihn, genießen können. „Was? Honig?“ rief der Bär. „O diese Speise esse ich für mein Leben gern, und nähme ich auch noch soviel, ich würde mir den Magen sicher nicht verderben. Hätte ich nur gleich etwas davon hier.“ Da sagte der ränkevolle Fuchs, wenn es weiter nichts sei, so solle er sich nicht kümmern, dem Dinge solle abgeholfen werden. Damit führte er ihn hin in den Hof eines Zimmermanns, genannt Rüsteviel, der gerade, einen Eichstamm zu zerklüften, in die Spalte zwei Keile geschlagen hatte. „In diesem Baume findet Ihr Speise genug, Herr Ohm, nur rate ich Euch, übernehmet Euch nicht.“ Gierig steckte Meister Braun jetzt den Kopf und die beiden Vorderpfoten hinein; Reineke, der Falsche, aber zog die beiden Keile heraus, und Braun war gefangen. Vergebens war sein Heulen und Zerren, er blieb gefangen,

während ihn Reineke höhnisch betrachtete, bis Rüsteviel, durch das Schreien herbeigelockt, ihn in die Flucht trieb. Dieser aber lief bei dem seltsamen Anblick ins Dorf und verkündete die Mär, wie er einen Bären im Hofe gefangen habe. Da eilte alles herbei, und mit Stangen, Besen, Dreschflegeln, Rechen schlug man auf den armen, dummen Braun los, bis es dem Verzweifelnden endlich glücklich gelang, sich zu befreien, freilich mit Verlust des einen Ohres, der Krallen und des schönen Felles der Vorderpfoten. Allein der Arme konnte vor Schmerz nicht laufen, das Blut lief ihm über die Augen, und er konnte weder bleiben noch fliehen. Von neuem schlug man jetzt unbarmherzig auf ihn los, und in seiner Verzweiflung stürzte sich Braun mitten unter eine Schar Weiber, die kreischend auseinanderflohen, wobei einige in einen nahen, tiefen Bach stürzten. Während der nun folgenden Verwirrung schleppte sich der arg Zerschlagene zum Bach und ließ sich von dem Wasser abwärts treiben. Eine Strecke weiter unten kroch er ans Land, stöhnte und fluchte entsetzlich auf Reineke. Dieser hatte aber inzwischen ein fettes Huhn erwischt und bis auf die Federn aufgespeist, meinte, Braun wäre tot, und ging an den Bach, um zu trinken. Hier fand er zu seinem Ärger den stöhnenden Braun noch lebend und höhnte ihn nun aufs schimpflichste, so daß dieser, um dem bösen Spötter zu entgehen, sich wieder ins Wasser machte und weiter abwärts treiben ließ. Nicht weit von König Nobels Hoflager stieg er ans Land und kam nach einer schmerzhaften und mühsamen Wanderung endlich am vierten Tage bei Hofe an, wo man ihn kaum wiedererkannte. Große Empörung herrschte, als man den Bericht des Armen vernommen, und sogleich wurde Hinz, der Kater, beauftragt, dem Schändlichen die zweite förmliche Ladung zu bringen. Aufs beste wurde dieser in Malepartus begrüßt, und willig erklärte Reineke, der Ladung zu folgen. Für den Abend aber verhieß er dem Gaste ein schönes Gericht sehr schmackhafter, fetter Mäuse, die man sich in der Scheuer eines Nachbarn bloß zu holen brauche. Nun hatte aber der Schalk am Tage vorher daselbst ein schönes Huhn geraubt und wußte, daß am Schlupfloch eine Schlinge, ihn zu fangen, angebracht war. Dorthin führte er Hinz; gierig sprang dieser nach einigem Zögern hinein in das Loch — und saß in der Schlinge, während Reineke ihn mit den bittersten Spott- und Hohnreden überschüttete. Laut auf heulte Hinze vor Schmerz und Wut, worauf der Sohn des Hauses herbeistürzte und ihn, bald auch im Verein mit anderen, arg zerbleute; endlich zerbiß Hinze glücklich die Schlinge und sprang in gewaltigen Sätzen davon, freilich mit Verlust des einen Auges. Wie tobten alle am Hofe, als der Unglückliche erschien! Nur schwer vermochte es Grimbart, der Dachs,

durchzusetzen, daß sein Ohm, dem Rechte gemäß, zum dritten Male geladen wurde, und in eigener Person mußte er die Ladung überbringen. Ernst sprach dieser nun Reineke ins Gewissen und stellte ihm seinen bösen Lebenswandel vor, bewog ihn auch, gleich mit zu Hofe zu kommen, um sich zu reinigen. Unterwegs aber pochte dem Schuldbewußten gar gewaltig das Herz, und es drängte ihn, Grimbart all seine Vergehungen zu beichten. Kurz freilich war die Beichte nicht, und besonders gegen Isegrim, den Wolf, und dessen Gemahlin hatte sich Reineke gar oft aufs gröblichste vergangen. Da er aber ernstliche Reue zeigte, auch hohe Buße versprach, so befahl ihm Grimbart, sich einige Streiche zu erteilen, sprach ihn los und nahm den Gebesserten mit zu Hofe, freilich nicht, ohne daß den alten Sünder unterwegs schon wieder ein fetter Hahn in schwere Versuchung geführt hätte. Kühnen Hauptes trat er nun vor den König und erklärte, nie habe dieser einen treueren Vasallen gehabt; alles, was gegen ihn vorgebracht werde, beruhe auf Lug und Trug. Nobel aber hielt ihm all seine früheren und besonders die letzten Übelthaten gegen seine eigenen Boten Braun und Hinze vor, und als nun Ankläger auf Ankläger erschien, ja kaum eins der Tiere ganz ohne Schaden weggekommen war, da beschlossen die Barone und hohen Beamten des Hofes, Reineke solle zur Sühne aller seiner Frevel am Galgen aufgehängt werden. Wohl entfernten sich zürnend die Leute seiner Verwandtschaft, aber das Urteil blieb ungeändert, und der König mit seiner Gemahlin und alle die Großen des Reiches erschienen selbst zu dessen Vollstreckung. Hei! wie ihn da Isegrim, Braun, Hinze, der Kater und alle seine Feinde höhnten, und wie ihm da das Herz erbebte, als er schon auf der Galgenleiter stand. Da verfiel der Schlaue auf eine neue List. Er bat den König, da es ja doch mit ihm vorbei sei, um die kurze Frist, vor seinem Scheiden noch eine Generalbeichte ablegen und zu Nutz und Frommen anderer seinen Lebensgang erzählen zu dürfen. Eine so geringe Bitte konnte billig nicht abgeschlagen werden, und so erzählte denn Reineke, wie er in der Jugend verführt worden sei, nach und nach am Stehlen Gefallen gefunden habe und endlich durch Isegrim, seinen Ohm, zu allen Verbrechen verlockt worden sei. Aber dieser sein Verführer habe ihn meist schändlich betrogen, das Beste hätten er und sein Weib immer für sich behalten, ja kaum etwas ihm von der Beute gegönnt. Dennoch habe er sich nicht schlecht gestanden, und was ihn jetzt am meisten schmerze, das sei, daß er nun seinen großen, vergrabenen Schatz, wohl sieben Wagen voll Gold und Silber, an einem nur ihm bekannten Ort zurücklassen müsse. Noch schlimmer aber sei, daß dieser Schatz einst König Emmerich, Nobels Vater, gehört habe. Der

Schlaue hatte richtig gerechnet; kaum hatten Nobel und seine edle Gemahlin von dem reichen Schatze vernommen, so ließen sie Reineke zu sich kommen und befragten ihn des näheren. Dieser aber erzählte eine so glaubwürdige Geschichte, worin er Braun und Isegrim, ja seinen eigenen Vater hart verklagte, und gab den Ort — es war der Busch Hüsterlo in Flandern — so genau an, daß beide ihm glaubten und er auf Fürsprache der Königin Urlaub zu einer Pilgerfahrt nach Rom erhielt, Braun und Isegrim aber ins Gefängnis geworfen wurden. Der arme Braun mußte sogar ein Stück seiner Rückenhaut hergeben zu einem Ranzen, Isegrim und seine Frau Gieremund aber je ein Paar Schuhe. Ehrenvoll wurde Reineke entlassen, und Lampe, der Hase, sowie Bellyn, der Schafbock, gaben ihm bis Malepartus das Geleite. Allein während Bellyn noch vor dem Schlosse stand, lockte der Heuchler den armen Lampe in das Innere, würgte ihn hier und verspeiste ihn auch sogleich mit seiner Gemahlin Ermelyn. Nachdem er nun seiner Trauten all seine Erlebnisse erzählt hatte, steckte er den Kopf Lampes in die Reisetasche und gab diese Bellyn mit den Worten, es seien wichtige Briefe darin an den König, er möge sie sorgsam hüten, sie könnten sein Glück machen. Er solle auch durchmerken lassen, sie wären mit seinem Beirat entstanden. Pünktlich übergab der Bock auch seine Briefe; als man aber die Tasche öffnete und Lampes Kopf sah, da erkannte man die neue Frevelthat, und der arme Bellyn mußte elendiglich sein Leben lassen; Isegrim und Braun aber kamen in hohe Ehren, und Nobel verlängerte ihnen zu Liebe sogar noch seinen Hof um zwölf Tage. Bald klang es nun wieder von neuen Freveln des falschen Pilgers. So klagte das Kaninchen, dieser habe vor Malepartus einen schändlichen Raubanfall auf seine Person gemacht, dem er nur mit Verlust eines Ohres knapp entgangen sei. Dann kam die Krähe Merkenau und klagte, wie seine treue Gattin von dem Fuchse, der sich tot gestellt habe und auf dessen vermeintlichen Leichnam sie geflogen, tot gebissen worden sei. Über diesen neuen Frevel aufs höchste erzürnt und schon so erbittert, weil er den Schatz nicht gefunden, befahl nun Nobel seinem Heerbann, am sechsten Tage zum Sturm auf Malepartus bereit zu sein. Da eilte der treue Grimbart hin auf die Burg, den Ohm zu warnen; aber dieser zeigte keine Furcht und war bereit, mit ihm zu Hofe zu gehen. Unterwegs beichtete er Grimbart aufs neue, was er seitdem gefehlt, darunter auch, daß er den Wolf einst beredet habe, eine Stute wolle ihr Junges verkaufen und habe den Preis auf ihren rechten Huf geschrieben, wobei der Leichtgläubige fast sein Leben verloren habe. Nach ernstlicher Vermahnung sprach ihn Grimbart los, und so kamen sie an

den Hof. Hier redete Reineke sich nun mit vielen Worten gar trefflich heraus und bedauerte aufs tiefste, daß Bellyn nicht mehr am Leben; denn diesem habe er drei kostbare Kleinodien mitgegeben. Das erste sei ein Ring gewesen mit eingegrabenen zauberkräftigen, hebräischen Worten, der vor allen Qualen und Gefahren den König behütet haben würde; die beiden anderen Kleinodien aber seien für die edle Königin bestimmt gewesen: ein Kamm aus echtem Pantherbein habe in goldenen Bildern das Urteil des Paris dargestellt, und ein Spiegel, in dem man alles habe sehen können, was meilenweit geschehen, die Fassung von unzerstörbarem Holz, mit wunderbaren Bildern geschmückt, sei das dritte gewesen. Was könne er nun dafür, daß diese kostbaren Dinge durch Bellyns Leichtsinn oder wohl gar Habsucht verloren seien? Er und sein Vater bereits seien immer König Nobels treueste Vasallen gewesen, das könne er durch viele Beispiele beweisen. Übrigens erbiete er sich als echter Edelmann, von allen anderen Klagen sich in offenem Zweikampfe zu reinigen. So redete der Freche, und schon war Nobel nahe daran, sich abermals bethören zu lassen, da stürzte Isegrim vor und brachte eine Menge neuer Schändlichkeiten Reinekes ans Licht, besonders aber, wie gemein und schlecht er sich gegen seine, Isegrims, edle Gattin Gieremund betragen habe. So habe er einst im bittren Winter geheuchelt, er wolle ihr das Fischen lehren, und nachdem sie den Schwanz ins Wasser gesteckt und dieser fest eingefroren sei, da habe er sie noch verhöhnt und höchst unziemlich behandelt. Ein ander Mal habe er sie in einen Eimer setzen und in den Brunnen fallen lassen, indem er im anderen Eimer herausgestiegen sei; damals wäre sie von den herbeigeeilten Landleuten beinahe zu Tode geschlagen worden. Kurz, Reineke sei ein Dieb, ein Räuber, ein Ehrenschänder, und er fordere ihn hiermit vor allen Edlen auf morgen zum Zweikampfe. Wohl erschrak da Reineke, allein er faßte sich schnell und nahm scheinbar unerschrocken die Herausforderung an. Des Nachts aber lehrte ihn seine Freundin, die Äffin Rückenau, allerlei Fechterkünste, schor ihn ganz kahl und salbte ihn mit Öl, daß er nicht so leicht gefaßt werden könne, sprach endlich auch einen Segen über ihn, der ihn unüberwindlich machen werde. Am Morgen begann dann der Kampf. Trotzdem der Wolf so stark war, gelang es doch Reineke infolge seiner neuen Künste, sich lange zu halten; endlich aber geriet er mit seiner Pfote in Isegrims Rachen und suchte sich nun mit süßen Redensarten zu retten: er wolle für jenen eine Bittfahrt antreten, sein Dienstmann sein und für ihn jagen. Allein der wütende Wolf gab ihm kein Gehör und hielt ihm noch einmal alle seine Vergehen vor. Inzwischen aber zog Reineke unvermerkt seine Pfote langsam heraus, ersah sich eine

schwache Stelle Isegrims, griff ihn unerwartet an, und bald lag dieser heulend am Boden. Endlich schlichtete Nobel den Streit; der Sieger wurde nun von allen Anklagen freigesprochen und zu des Königs geheimen Rate ernannt. Während Isegrim nur langsam von seinen Wunden genas, zog Reineke in hohen Ehren ab nach Malepartus und lebte dort vergnügt noch viele Jahre. So endet die Geschichte von Reineke Fuchs.

## Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „Wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichtum groß wird und das Königreich ihm allein zufällt.“ Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkißchen, und ließ sie in eine verschlossene Stube bringen, dann gab er der Königin den Schlüssel und gebot ihr, niemand etwas davon zu sagen.

Die Mutter aber saß den ganzen Tag und trauerte, sodaß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war, und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „Liebe Mutter, warum bist du so traurig?“ „Liebstes Kind,“ antwortete sie, „ich darf dir's nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf mit Hobelspänen schon gefüllten Totenladen zeigte. Darauf sprach sie: „Mein liebster Benjamin, diese Särge hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen. Denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr allesamt getötet und darin begraben werden.“ Und als sie weinte, während sie dies sprach, so tröstete sie der Sohn und sagte: „Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns schon helfen und wollen fortgehen.“ Sie aber sprach: „Geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schlosse. Gebär' ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen; gebär' ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann fliehet fort, so schnell ihr könnt, und der liebe Gott behüte euch. Alle Nacht will ich aufstehn und für euch beten, im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet.“

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, saß auf der höchsten Eiche und schaute nach dem Turm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde. Es war aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne; die verkündete, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das hörten, wurden sie zornig und sprachen: „Sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden? Wir schwören, daß wir uns rächen wollen: wo wir ein Mädchen finden, soll sein rotes Blut fließen."

Darauf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten drein, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines, verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „Hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir andern wollen ausgehen und Essen holen." Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen, und was zu essen stand, das brachten sie dem Benjamin, der mußte es ihnen zurecht machen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herangewachsen, war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirn. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter: „Wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?" Da antwortete sie mit schwerem Herzen: „Liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern." Sprach das Mädchen: „Wo sind meine zwölf Brüder, ich habe noch niemals von ihnen gehört." Sie antwortete: „Das weiß Gott, wo sie sind, sie irren in der Welt herum." Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Totenkißchen. „Diese Särge," sprach sie, „waren für deine Brüder bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, ehe du geboren warst," und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Da sagte das Mädchen: „Liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen."

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag, und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen, da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" und erstaunte, daß sie so schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirn hatte. Da antwortete sie: „Ich bin

eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, so weit der Himmel blau ist, bis ich sie finde." Sie zeigte ihm auch die zwölf Hemden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war, und sprach: „Ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder." Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da: wir hatten verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten." Da sagte sie: „Ich will gerne sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann." „Nein," antwortete er, „du sollst nicht sterben! Setze dich unter diese Bütte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden." Also that sie, und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tische saßen und aßen, fragten sie: „Was giebt's Neues?" Sprach Benjamin: „Wißt ihr nichts?" „Nein," antworteten sie. Sprach er weiter: „Ihr seid im Walde gewesen, und ich bin daheim geblieben und weiß doch mehr als ihr." „So erzähle uns!" riefen sie. Antwortete er: „Versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen, das uns begegnet, nicht soll getötet werden?" „Ja," riefen sie alle, „das soll Gnade haben, erzähle uns nur!" Da sprach er: „Unsere Schwester ist da," und hub die Bütte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern mit dem goldnen Stern auf der Stirn und war so schön, zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie von Herzen lieb. Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, fingen Gewild, Rehe, Vögel und Tauberchen, damit sie zu essen hatten, und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüs und stellte die Töpfe ans Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Häuschen und deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf diese Zeit hatten die beiden daheim eine schöne Kost zurecht gemacht, und wie sie nun alle beisammen waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünschten Häuschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt. Nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Essen eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte, in

demselben Augenblicke waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Walde, und wie es sich umsah, da stand eine alte Frau neben ihm und sprach: „Mein Kind, was hast du angefangen? Warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehen lassen? Das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt." Das Mädchen sprach weinend: „Ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?" „Nein," sagte die Alte, „es ist keins auf der ganzen Welt als eins, das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst; denn du mußt sieben Jahre stumm sein, darfst nicht sprechen und nicht lachen, und sprichst du ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst, und deine Brüder werden von dem einen Wort getötet. Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „Ich weiß gewiß, daß ich meine Brüder erlöse," und ging und suchte einen hohen Baum, setzte sich darauf und spann und sprach nicht und lachte nicht. Nun trug sich's zu, daß ein König in dem Walde jagte, der hatte einen großen Windhund, der lief zu dem Baume, wo das Mädchen darauf saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldnen Stern auf der Stirn und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er ihr zurief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopfe. Da stieg er selbst auf den Baum, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und führte sie heim. Da ward die Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert, aber die Braut sprach nicht und lachte nicht. Als sie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu verleumden und sprach zum Könige: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht hast, wer weiß, was für gottlose Streiche sie heimlich treibt. Wenn sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen." Der König wollte zuerst nicht daran glauben, aber die Alte trieb es so lange und beschuldigte sie so vieler böser Dinge, daß der König sich endlich überreden ließ und sie zum Tode verurteilte.

Nun ward im Hofe ein großes Feuer angezündet. Darin sollte sie verbrannt werden, und der König stand oben am Fenster und sah mit weinenden Augen zu, weil er sie noch immer so lieb hatte. Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick von

den sieben Jahren verflossen. Da ließ sich in der Luft ein Geschwirr hören, und die zwölf Raben kamen hergezogen und senkten sich nieder, und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei und küßten und herzten sie. Nun aber, da sie ihren Mund aufthun und reden durfte, erzählte sie dem Könige, warum sie stumm gewesen wäre und niemals gelacht hätte. Der König freute sich, als er hörte, daß sie unschuldig war, und sie lebten nun alle zusammen in Einigkeit bis an ihren Tod. Die böse Stiefmutter ward vor Gericht gestellt und in ein Faß gesteckt, das mit siedendem Oel und giftigen Schlangen angefüllt war, und starb eines bösen Todes.

## Aschenputtel.

Einem reichen Manne dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleibe fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?“ sprachen sie. „Wer Brot essen will, muß es verdienen, hinaus mit der Küchenmagd!“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen, alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!“ riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein thaten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte; da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte.

„Schöne Kleider,“ sagte die eine; „Perlen und Edelsteine,“ die zweite. „Aber du, Aschenputtel, was willst du haben?“ „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimwege an den Hut stößt, das brecht für mich ab.“ Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückwege, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Hause kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Thränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vögelein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämme uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß.“ Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel,“ sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und Schuhe und willst tanzen?“ Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet; wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen. Das Mädchen ging durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vögel unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pik pik, pik pik, und da fingen die übrigen auch an pik pik, pik pik und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen

die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfe nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du wirst nur ausgelacht.“ Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche reinlesen kannst, so sollst du mitgehn,“ und dachte: „Das kann es ja nimmermehr.“ Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik pik, pik pik, und da fingen die übrigen auch an pik pik, pik pik und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles nichts, du kommst nicht mit; denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, wir müßten uns deiner schämen.“ Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemandem tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Hause gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich;“ denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und

sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?“ und sie mußten ihm Axt und Hacke bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein. Denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tage, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tage. Und als es mit diesem Kleid auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die anderen kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging; aber es sprang fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen; es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wohin es gekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen.“ Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?“ ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch. Denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich!“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleide zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sagte er: „Das ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt.“ Da freuten sich die beiden Schwestern; denn sie hatten schöne Füße. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei; da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester solle den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab; wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort.

Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte,“ sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein,“ sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein.“ Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Angesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck:
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut die führt er heim!“

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glücke nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

## Tischlein deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden; die Söhne thaten das auch nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends als es Zeit war heimzugehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater aber wollte sich selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Was muß ich hören?“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei du Lügner, sagst, die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen?“ und in seinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tage war die Reihe am zweiten Sohn; der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stalle fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Der gottlose Bösewicht!“ schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!“ lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn; der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran fressen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! Ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!“ und vor Zorn ganz außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Hause hinaus sprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Tierlein, ich will dich selbst zur Weide führen!“ Er nahm sie am Strick und brachte sie zur grünen Hecke und unter Schafrippe, und was sonst die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen,“ sprach er zu ihr und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er weg ging, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt!“ Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart'," rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davonlief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingeraten waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen; da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holze war; aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck dich!" so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller und Messer und Gabel daneben und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, soviel Platz hatte, und ein großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Geselle dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag," zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Felde, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich!" so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gerne wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war; sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht von dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten und meinten, er triebe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich!" Augenblicklich war es mit Speisen bedeckt, so gut, wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde!" sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen, wie es gemeint war,

ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu; er wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen.“ Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht; endlich legten sie sich schlafen, und der junge Gesell ging auch zu Bett und stellte sein Wunschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stände, das gerade so aussähe; das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wunschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte, und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?“ sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte; „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen.“ Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes Tischchen.“ „Aber es ist ein Tischchen deck dich,“ antwortete der Sohn; „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken; denn das Tischchen macht sie alle satt.“ Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich!“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, und schämte sich, daß er wie ein Lügner dastand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besonderen Art; er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu ist er denn nütze?“ fragte der junge Geselle. „Er speit Gold,“ antwortete der Müller; „wenn du ihn auf ein Tuch

stellst und sprichst: „Bricklebrit," so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn." „Das ist eine schöne Sache," sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Geld nötig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit" zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen hatte, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufsuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen." Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden. Der junge Geselle aber sprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht." Dem Wirte kam das wunderlich vor, und er meinte, einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren; aber als der Fremde in die Tasche griff, zwei Goldstücke herausholte und sagte, er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das Beste, was er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig wäre; der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte, noch ein paar Goldstücke müßte er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Geld war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt," sprach er, „ich will nur gehen und Geld holen," nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stallthüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing das Tier an, Gold zu speien von hinten und von vorne, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend," sagte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt; so ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen; der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab und meinte, er habe seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah, und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Weiter nichts als einen Esel." „Esel giebt's hier genug," sagte der

Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen.“ „Ja,“ antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage „Bricklebrit“, so speit Euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandte herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten.“ „Das lass' ich mir gefallen,“ sagte der Schneider, „dann brauch' ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen,“ sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht,“ sagte er und rief: „Bricklebrit“, aber es waren keine Goldstücke, was herabfiel, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von der Kunst verstand; denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heimgingen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie schlimm es ihnen ergangen wäre und wie sie der Wirt noch am letzten Abende um ihre schönen Wunschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin.“ „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten; aber was soll der Knüppel darin, der macht ihn nur schwer.“ „Das will ich dir sagen,“ antwortete der Meister; „hat dir jemand etwas zu leid gethan, so sprich nur: „Knüppel aus dem Sack!“ so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können, und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: „Knüppel in den Sack!““ Der Geselle dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel aus dem Sack!“ Alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem anderen den Rock oder Wams gleich auf dem Rücken aus und wartete nicht erst, bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging so geschwind, daß, eh sich's einer versah, die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja,“ sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich,

einen Goldesel und dergleichen, lauter gute Dinge, die ich nicht verachte; aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sacke führe." Der Wirt spitzte die Ohren. „Was in aller Welt mag das sein?" dachte er. „Der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet; wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief er: „Knüppel aus dem Sack!" Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirte auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wenn du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder herausgiebst, so soll der Tanz von neuem angehen." „Ach nein," rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden." Dann rief er: „Knüppel in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am anderen Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wiedersah, und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater," antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden!" „Ein kunstreiches Handwerk;" sagte der Vater, „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" „Ein kostbares Stück, lieber Vater," antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." „Was?" rief der Vater, „einen Knüppel? Das ist der Mühe wert! den kannst du dir von jedem Baume abhauen!" „Aber einen solchen nicht, lieber Vater! Sage ich: „Knüppel aus dem Sack!" so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel hab' ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandte ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der

Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm!“ Der Müller sagte „Bricklebrit,“ und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle soviel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gern dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm!“ und kaum hatte der Schreiner „Tischchen, deck dich!“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einem Schrank und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Haus kam, funkelten ihm ein Paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs? was machst du für ein Gesicht?“ „Ach,“ antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ „Das wollen wir bald austreiben,“ sprach der Bär, ging mit zur Höhle und schaute hinein. Als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an; er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Mute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießliches Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär; „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das ihr am Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glattgeschorenen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie und wie toll in die Welt hinein lief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

---

# Heldensagen.

## Sigurd und die Niflungen.

Von Odins Blut stammte Wölsung, der Ahn eines hochberühmten Heldengeschlechts. Sein Sohn war Sigmund. Von diesem sangen die Skalden die herrlichsten Lieder.

Einst saßen in Wölsungs Halle die Helden bei festlichem Gelage, denn der König gab seine Tochter einem mächtigen Fürsten zur Frau. Mitten im Saale ragte eine uralte Eiche empor und streckte ihre Äste über das Dach hinaus. Da trat plötzlich ein alter Mann in den Saal, von gewaltiger Gestalt, den niemand kannte. Ein langer, grauer Bart floß ihm auf die Brust, tief in die Stirn gedrückt beschattete ein Schlapphut sein Gesicht, ein fleckiger Mantel umschlug seine Schultern. Er zog sein Schwert und stieß es in den Eichstamm, daß es bis ans Heft hineinfuhr. Niemand wagte ihn anzureden, er aber sprach: „Wer dies Schwert aus dem Stamme zieht, dem sei es zu eigen: kein besseres giebt es auf Erden.“ Damit verschwand er ebenso plötzlich, wie er gekommen. Der Reihe nach versuchten alle Helden ihre Kraft an dem Schwerte, doch keinem gelang es, die Waffe zu lockern. Als aber Sigmund herantrat, fiel ihm das Schwert so leicht in die Hand, als ob er es aus der Scheide zöge.

Odin selbst war es gewesen, der seinem Lieblinge die herrliche Waffe brachte. Mit ihr gewann Sigmund den höchsten Heldenruhm.

Als sich sein Leben zum Abend neigte, gedachte er noch einmal zu freien um eine schöne Jungfrau, Hiördis, König Eilimis Tochter. Gleichzeitig mit ihm trat König Lyngwi, Hundings Sohn, als Bewerber auf. Die Jungfrau aber wählte Sigmund, wenn er auch weit älter war als Lyngwi; denn er war der ruhmreichere. Sigmund führte Hiördis heim. Unterdes aber sann der verschmähte Lyngwi auf Rache: er sammelte ein gewaltiges Heer und zog gen Hunaland, dem Reiche Sigmunds. Als der furchtlose Held das Nahen seines Feindes erfuhr,

säumte er nicht sich zum Kampfe zu stellen, obgleich sein Heer viel schwächer war. Eine große Schlacht ward geschlagen. Den Seinen voran hieb König Sigmund sich blutige Bahn durch die Reihen der Feinde; bis an die Achseln waren seine Arme vom Blute gerötet. Da trat ihm plötzlich ein Mann entgegen, hoch von Gestalt, graubärtig, mit breitem Hut und blauem Mantel. Wieder hob Sigmund sein Schwert, aber am Speere des Greises zersprang es in zwei Stücke. Zugleich war der Alte verschwunden. Da erkannte Sigmund, daß es Odin selbst gewesen, der ihn abgerufen zu sich nach Walhall. Glück und Sieg war mit dem Schwerte von Sigmund gewichen. Zwar kämpfte er tapfer weiter, aber bald deckte er todeswund mit den meisten seiner Mannen die Walstatt.

Vergeblich suchte Lyngwi die junge Hiördis in der Königsburg des Erschlagenen. Sie war ihrem Gatten in den Kampf gefolgt und hatte, in einem Walde versteckt, die Nacht erwartet. Da suchte sie ihren Gemahl unter den Toten. Doch Sigmund lebte noch und in die Zukunft schauend, verkündete er der trauernden Gattin, sie würde einen Sohn gebären, den sollte sie Sigurd nennen; der würde ein gewaltiger Held sein und seinen Vater rächen. Zugleich gab er ihr die Stücke seines Schwertes und gebot ihr, sie für Sigurd aufzubewahren. Als das Frührot aufging, verschied er.

Bald darauf landeten Wikingerschiffe unter Alf, König Hialpreks Sohn. Er fand die verlassene Frau und nahm sie mit in seines Vaters Land. Dort gebar sie, wie Sigmund verkündet hatte, einen Sohn. Als man den Knaben zu Hialprek brachte, freute sich dieser über seine scharfen Augen und sagte, keiner werde ihm gleich kommen an Kühnheit. Nach der Väter Weise begoß man den Neugeborenen mit Wasser und nannte ihn Sigurd. Hialprek aber liebte ihn sehr und erzog ihn mit großer Sorgfalt.

Bei Hialprek lebte ein Zwerg, namens Regin, der überaus weise, kunstfertig und zauberkundig war; dem gab der König den Knaben, damit er ihn in allerlei Künsten unterwiese. So lebte der junge Sigurd bei Regin, wuchs heran und nahm zu an Kraft und Weisheit. Eines Tages erzählte ihm der Zwerg folgende Geschichte:

„Einst fuhren drei Asen, Odin, Loki und Hönir, aus, die Welt zu sehen. Sie kamen an einen Wasserfall und sahen dort einen Otter sitzen, der hatte einen Lachs gefangen und verzehrte ihn blinzelnd. Da nahm Loki einen Stein und warf den Otter tot. Alsdann nahmen sie beides, den Otter und den Lachs, und gingen weiter, bis sie zu dem Hofe eines gewaltigen und reichen Mannes, Hreidmar genannt, kamen.

Den baten sie um Herberge und zeigten ihm ihre Beute. Als aber Hreidmar den Otter sah, erkannte er seinen Sohn Otur, welcher täglich Ottergestalt annahm und sich Fische fing im Strom. Er rief seine beiden anderen Söhne, und vereint griffen sie die Asen und banden sie. Schwere Buße forderte Hreidmar für das Leben seines Sohnes: den Balg des Otters sollten die Asen ihm mit Golde füllen und dann noch von außen mit Golde umhüllen, so daß kein einziges Haar mehr zu sehen wäre. Nun sandte Odin Loki aus, damit er das Gold schaffe. Der ging zur Meergöttin Ran und lieh von ihr ein Netz. Mit dem ging er an den Wasserfall des Andwari und fischte. Andwari aber war ein Zwerg, der einen großen Goldschatz im Felsen verborgen hielt und in Hechtsgestalt in dem Wasserfall lebte. Der Hecht lief in Lokis Netz, dieser griff ihn und forderte als Lösegeld alles Gold, was er besäße. Da trug Andwari aus seinem Felsen alles Gold, unermeßliche Schätze, hervor und gab es Loki, nur einen Goldring suchte er in seiner Hand zu verbergen. Aber Loki hatte es doch gesehen und verlangte auch den Ring. Flehentlich bat der Zwerg, ihm den Ring zu lassen, der die Kraft habe, ihm neues Gold zu schaffen, aber vergebens: Loki nahm ihm den Ring und wandte sich zum Gehen. Da rief ihm Andwari nach: „Unheil und Verderben soll das Gold jedem bringen, der es besitzen wird; keinem soll es zu gute kommen!“ Loki kehrte sich aber nicht daran und brachte das Gold zu Odin. Dem gefiel der Ring Andwaranaut sehr, und er nahm ihn an sich. Dann wurde der Otterbalg mit Gold gefüllt und als er voll war, aufrecht auf seine Füße gestellt; darauf umgab ihn Odin auch von außen ringsum mit Gold. Der ganze Schatz war dazu nötig. Nun verlangte Odin, Hreidmar solle sie ziehen lassen, denn ihr Versprechen sei erfüllt. Aber Hreidmar fand noch ein Barthaar des Otters, welches unter dem Golde hervorschaute, und meinte, wenn nicht auch dieses noch gedeckt würde, so sei der Vertrag nichtig. Da zog Odin den Ring hervor und drückte ihn auf das Haar. Nun ließ Hreidmar sie frei. Doch ehe sie schieden, warnte Loki Hreidmar und sprach: „Gewaltiger Goldschatz ward dir zu teil; doch hüte dich: dir und deinen Söhnen wird er Unheil und Tod bringen!“ Hreidmar aber erwiderte: „Deine Drohungen fürchte ich nicht; denn so sprichst du nur aus Groll, daß ihr so schwere Buße zahlen mußtet. Das Gold ist mir vergönnt, denk' ich, so lange ich lebe.“ Als die Götter fort waren, verlangten die Söhne Hreidmars von ihrem Vater Anteil an dem Hort zur Bruderbuße: doch Hreidmar verweigerte ihn mit schnödem Hohn. Da begingen die Brüder grause Unthat. Der ältere, Fafnir, durchbohrte den Vater im Schlafe mit dem Schwerte. So

begann der Fluch des Zwerges sich zu erfüllen. Aber auch zwischen den Brüdern erhob sich bald neuer Streit über den Schatz. Fafnir versagte seinem Bruder Anteil am Golde und jagte ihn unter Drohungen aus dem Hause. Er selbst aber fuhr auf die Gnitaheide, nahm Drachengestalt an und legte sich auf den Schatz, um ihn zu hüten. Dort liegt er noch," schloß Regin seine Erzählung. „Ich aber bin jener sein Bruder, den er vertrieb, und muß jetzt in der Fremde mein Leben hinbringen. Willst Du aber Fafnir töten und sein Gold gewinnen, so will ich dir ein gutes Schwert schmieden, wie es kein zweites auf der Welt giebt."

Sigurd versprach ihm das. Da ging Regin an die Arbeit und schmiedete ein schönes Schwert. Als aber Sigurd zur Probe mit dem Schwerte auf Regins Amboß schlug, zersprang es, so gewaltig stark war Sigurd geworden. Ebenso ging es mit einem anderen Schwerte, das der Zwerg schuf. Da ging Sigurd zu seiner Mutter und bat sie um das zersprungene Schwert seines Vaters Sigmund. Sie gab ihm die Stücke, und aus ihnen schmiedete Regin ein neues Schwert, das nannte er Gram: das war so scharf, daß es, als Regin es in den Sand des Rheines steckte, eine Wollflocke zerschnitt, welche er vom Wasser gegen seine Schneide treiben ließ. Und als Sigurd es wieder erproben wollte und auf den Amboß schlug, spaltete er ihn bis auf den Boden.

Regin mahnte nun Sigurd, sein Versprechen zu halten und Fafnir zu töten, doch Sigurd sprach: „Mein Wort werde ich nicht brechen, aber erst muß ich Dringenderes erfüllen: noch habe ich meinen Vater nicht gerächt. Laut würden Hundings Söhne lachen, wenn mich mehr verlangte nach roten Ringen als nach Vaterrache." Er ging zu König Hialprek und bat ihn um Schiffe und Kriegsvolk zum Kampfe wider Lyngwi. Da rüstete der gütige König dem mutigen Jüngling ein stattliches Heer, und Sigurd ging auf die Fahrt. Trotz Sturm und Unwetter landete er in König Lyngwis Land und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Als jener hörte, daß Sigurd, der Wölsung, mit Kriegsvolk gekommen sei, um seinen Vater Sigmund zu rächen, sammelte er sein Heer und zog alsbald dem Feinde entgegen. Eine fürchterliche Schlacht ward geschlagen. Vor Grams Schlägen aber konnte kein Held standhalten. Mit einem Streiche schlug Sigurd den König Lyngwi durch Helm und Haupt und Brünne, daß er tot dahinsank, und auch alle seine Brüder wurden erschlagen. So rächte Sigurd seines Vaters Tod an den Hundingsöhnen.

Nicht lange nachher mahnte Regin wieder Sigurd daran, den Kampf gegen Fafnir nicht länger aufzuschieben. Sigurd war auch

gleich bereit, und beide machten sich auf und ritten in die Gnitaheide, bis sie den Weg fanden, auf welchem der Drache zum Wasser zu kriechen pflegte. Auf dieser Spur machte Sigurd eine große Grube und stellte sich hinein, Regin aber bekam Furcht und ging fort. Es dauerte nicht lange, da kam der greuliche Wurm heran und blies unter schrecklichem Schnauben giftigen Dampf von sich. Als er aber über die Grube wegglitt, stach ihm Sigurd sein Schwert bis ans Heft in den Bauch; dann sprang er schnell aus der Grube, sonst hätte ihn der mächtige Blutstrom ertränkt, der aus der Wunde schoß. In Todeszuckungen wand sich Fafnir am Boden und schlug mit dem Schweife um sich, daß er alles zerschmetterte, was er traf. Da sah er seinen Gegner und rief: „Gesell, was bist du für ein Menschenkind, der du in Fafnirs Blut rötest den funkelnden Stahl? Mir haftet im Herzen dein Schwert!“ „Sigurd heiße ich,“ erwiderte jener, „Sigmund hieß mein Vater.“ „Wer reizte dich, mein Leben zu morden, kläräugiger Knabe?“ „Mich reizte das Herz, die Hände vollbrachten's und mein scharfes Schwert.“ „Regin verriet mich, ich weiß es; er wird auch dich verraten,“ sprach Fafnir mit sterbender Stimme. „Du aber, Sigurd, nimm Rat an und reite heim von hinnen; reite nicht zu meinem Hort: denn das funkelnde Gold, der glutrote Schatz, die glänzenden Ringe verderben dich.“ „Ich reite doch,“ sprach Sigurd, „zu dem Hort auf der Heide: du fahre zu Hel!“

So starb Fafnir. Während aber Sigurd noch das tote Ungeheuer betrachtete und das Blut vom Schwerte wischte, kam Regin wieder und rief: „Heil dir, Sigurd! Von allen Männern der Erde bist du der unverzagteste!“ Dann trat er zu dem Wurme, schnitt ihm das Herz aus dem Leibe und trank das quellende Blut. Das Herz gab er Sigurd und bat ihn, es am Feuer zu braten, dieweil er selbst sich zum Schlafe niederlegte. Sigurd that, wie ihm geheißen, steckte das Herz an den Spieß und briet es über dem Feuer. Als er nun dachte, daß es gar wäre, und der Saft aus dem Herzen schäumte, stieß er mit seinem Finger daran, um zu sehen, ob die Speise weich und gar wäre. Aber er verbrannte sich und steckte schnell, den Schmerz zu lindern, den Finger in den Mund. Sobald aber Fafnirs Herzblut auf seine Zunge kam, verstand er die Stimme der Vögel und hörte, was die Adlerinnen über ihm auf den Zweigen zwitscherten. Die eine sang: „Da sitzt Sigurd blutbespritzt und brät am Feuer Fafnirs Herz. Klug deuchte er mich, wenn er es äße.“ Die zweite: „Dort liegt Regin und geht zu Rate mit sich, wie er den Helden betrüge, der ihm vertraut; der Unheilschmied brütet Rache für seinen Bruder.“ Und die dritte:

„Hauptes kürzer lasse der Held den grauhaarigen Schwätzer zur Hel fahren; so gehört ihm der Schatz allein, auf dem Fasnir lag.“ Da gedachte Sigurd an Fasnirs Worte, daß Regin auch ihn verraten würde, und er schlug dem Schlafenden das Haupt ab. Dann aß er Fasnirs Herz und trank beider Blut, Fasnirs und Regins. Indem er der Spur des Drachen folgte, fand er den Schatz tief in der Erde vergraben: zwei Kisten füllte er mit dem kostbaren Gut und lud sie auf seines Rosses Rücken.

Siegesstolz ritt der Held von dannen, die Welt zu schauen. Zunächst wandte er sich südwärts nach dem Frankenlande. Da sah er auf einem Berge einen großen Lichtschein, gleich als brenne ein Feuer. Er ritt näher und erblickte eine Burg, die war rings mit glänzenden Schilden bedeckt und von hoch auflodernden Flammen wie mit einem Walle umgeben. Das schreckte aber den Kühnen nicht: er sprengte durch das Feuer und trat in die Schildburg. Hier sah er einen Mann, wie es schien, in voller Rüstung liegen und schlafen. Als er ihm aber den Helm abnahm, war es ein wunderschönes Weib. Nun wollte Sigurd ihr auch die Brünne lösen, aber die saß so fest, als wäre sie ins Fleisch gewachsen. Da nahm er sein gutes Schwert und ritzte das Eisengewand von oben bis unten durch. Jetzt erwachte die Jungfrau, richtete sich empor, sah Sigurd an und sprach: „Wer zerschnitt mir die Brünne? Wer weckte mich aus dem Schlaf?“ „Sigurd bin ich, Sigmunds Sohn,“ antwortete der Held; „mein Schwert zerschnitt dir die Brünne.“ Und wieder sprach die Maid: „Lange schlief ich, lange hielt mich der Schlummer befangen: so war es Odins Wille.“ Sigurd setzte sich nieder zu ihr und fragte nach ihrem Namen. Da nahm sie ein Horn voll Mets und bot ihm den Willkommentrunk, alsdann erzählte sie: „Brunhild heiße ich, und einst war ich Walküre. Doch ungehorsam ward ich Walvater, als ich gegen sein Gebot einem Helden den Sieg verlieh. Zur Strafe dafür stach mich Odin mit dem Schlafdorn und sagte, nie sollte ich wieder Sieg erfechten im Kampfe, sondern mich vermählen. Als ich aber gelobte, keinem Manne mich in Minne zu ergeben, der die Furcht kenne, umschloß er mich mit Schilden und umgab die Schildburg mit der Waberlohe. Der Held aber, der kühn zu mir durch die Flammen dränge, der sollte mein Gemahl werden, so lautete Odins Wille!“ Da verlobten sich Sigurd und Brunhild mit heiligen Eiden, und Sigurd gab der Jungfrau den Goldring Andwaranaut zum Zeichen seiner Treue; dann ritt er weiter und versprach bald wiederzukommen und sie als sein eheliches Gemahl heimzuführen.

Auf seiner Fahrt kam Sigurd an den Hof des Frankenkönigs Giuki. Als er in die Königsburg einritt, staunten alle, die ihn sahen. Auf dem edlen Roß Grani, das von Sleipnir stammte, saß der Held. Sein Schild flammte in rotem Golde, darauf stand ein Drache gemalt, dunkelbraun oben und schön rot unterhalb. Daran erkannte jeder den Fafnirstöter. Golden war auch sein Helm, seine Brünne, sein Sattel, sein Waffenrock. Sein Haar war lichtbraun und fiel in schönen, langen Locken herab auf die Schultern, von gleicher Farbe war sein dichter, kurzer Bart. Er hatte ein offenes Antlitz, die Nase hoch und edel geformt, die Augen aber waren so scharf, daß wenige seinen Blick ertragen konnten. Sein Leib war ebenmäßig gewachsen, doch viel höher als anderer Männer Wuchs; seine Schultern hatten die doppelte Breite. Auch seine Stärke war so groß wie seines Leibes Gestalt. Wohl vermochte er das Schwert zu schwingen, den Speer zu schießen, mit dem Schilde zu schirmen, den Bogen zu spannen und Rosse zu reiten. Furcht kannte er nicht, und seine Lust war, den Freunden Beistand zu leisten und sich selbst in Heldenthaten zu versuchen.

Niemand kannte den Recken am Frankenhofe. Da ging König Giuki selbst ihm entgegen und fragte: „Wer bist du, daß du in die Burg einreitest ohne meine Erlaubnis, was noch niemand gewagt hat?“ „Sigurd bin ich, König Sigmunds Sohn,“ erwiderte der Held. Da hieß ihn der König willkommen und führte ihn in seine Halle. Lange blieb Sigurd bei den Franken, und alle gewannen ihn lieb. Auch wuchs sein Ansehen von Tag zu Tage, denn alle übertraf er an Mut und Waffenübung, selbst des Königs Söhne, die jungen Giukungen, Gunnar, Högni und Guttorm, so tapfer und stark sie sein mochten. Die Königin Grimhild aber gewahrte mit Betrübnis, wie oft Sigurd an Brunhild gedachte, denn sie meinte, kein größeres Glück könnte ihrem Geschlechte widerfahren, als wenn dieser schöne und gewaltige Held ihre Tochter Gudrun zum Weibe nähme; auch dünkte sie der reiche Goldschatz, den Sigurd mitbrachte, gar begehrenswert. Deshalb mischte sie dem Helden einen Vergessenheitstrank, und als diesen Sigurd, der nichts ahnte, getrunken hatte, war seine Liebe zu Brunhild geschwunden, und er dachte nicht mehr an sie.

Eines Abends aber schenkte Gudrun den Männern Met in der Halle, und als Sigurd sah, wie schön die Jungfrau war, faßte er Liebe zu ihr. Gunnar merkte das, und weil sie alle den Helden, dessen starker Arm ihnen schon gegen viele Feinde geholfen hatte, gern bei sich behalten wollten, sprach er zu ihm: „Bleibe bei uns! Unser Reich wollen wir mit dir teilen, und du sollst unsere Schwester zur Gattin empfangen:

keinem andern würden wir sie geben, wer auch immer um sie würbe." Da schlug Sigurd mit freudigem Danke ein und schloß Blutsbrüderschaft mit Gunnar und Högni. Dann ward ein herrliches Hochzeitsfest gefeiert, und Sigurd gewann seine Gattin immer mehr lieb. Sie gebar ihm auch einen Sohn, welcher Sigmund genannt wurde. Sigurd aber blieb bei seinen Schwägern, half ihnen in mancher Kriegsfahrt und mehrte ihnen Land, Schätze und Ruhm.

Als König Giuki gestorben war und Gunnar die Regierung führte, mahnte ihn einst seine Mutter Grimhild sich zu vermählen, damit das Land eine Königin bekäme. Und zwar riet sie ihm, um Brunhild, die Schwester König Atlis von Hunaland, zu werben. Das gefiel Gunnar wohl, und er rüstete sorgfältig die Fahrt zu Atlis Hof, bei der ihn Högni und Sigurd begleiteten. Es war aber Atli ein grimmig anzuschauender Mann, groß und schwarz von Haaren. Als die Giukungen, die auch Niflungen heißen, bei ihm um seine Schwester Brunhild warben, nahm er die Werbung an; doch seine Schwester, sagte er, müsse auch einverstanden sein. Sie sei aber sehr stolz und wolle nur den zum Manne nehmen, der es wage, durch die Waberlohe zu ihr in die Schildburg zu reiten.

Da zogen die Helden vor die Burg, und Gunnar spornte alsbald sein Roß, um durch die Flammen zu reiten. Aber das Tier scheute vor dem Feuer zurück und wollte nicht hindurchrennen. Gunnar bat Sigurd um seinen Hengst Grani, aber der ging unter dem Könige keinen Schritt von der Stelle. Da tauschte Sigurd mit Gunnar die Gestalt, denn das konnte er, weil er von Odins Geschlecht und sehr zauberkundig war. Mit seinem Schwert schlug er Grani, da erlosch die Flamme vor ihm, und er ritt hinein in die Burg. Drinnen fand er Brunhild in Wehr und Waffen; die fragte ihn, wer er wäre. „Gunnar bin ich, Giukis Sohn," sprach Sigurd. „Dich begehre ich zum Weibe, und mein mußt du werden, so verhieß mir dein Bruder, und du selbst gelobtest nur den zu wählen, der durch die Waberlohe ritte. Nun halte dein Wort!" Brunhild durchschaute den Trug nicht. Wohl dachte sie in treuer Liebe an Sigurd, aber vor ihr stand auch einer, der durch die Flammen zu ihr gedrungen. Sollte dieser erst der Rechte sein, den Odins Wille ihr bestimmt? Sorgenvoll überlegte sie lange, endlich aber erhob sie sich und sagte dem Helden zu, sein Weib zu werden. Da blieb Sigurd bei ihr, aber er küßte sie nicht und legte sein blankes Schwert Gram zwischen sich und sie. Zwar verwunderte sich Brunhild der seltsamen Sitte; er aber sagte, also sei es ihm beschieden, mit seiner Frau die Verlobung zu feiern. Am andern Morgen

aber beim Abschiede zog er ihr Andwaranaut von der Hand, den er ihr einst selbst gegeben hatte, und gab ihr einen andern Ring. Dann ritt er wieder hinaus zu den harrenden Niflungen und tauschte mit Gunnar Gestalt und Aussehen, also daß jeder wieder die eigene hatte.

Brunhild mußte nun Gunnar an den Rhein folgen. Als aber die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert worden war, da kehrte allmählich Sigurd die Erinnerung an sein Verlöbnis mit Brunhild zurück, und er gedachte der Eide, die er ihr geschworen. Tief schmerzte es ihn, daß sie eines andern Weib geworden war, doch er bezwang sich und schwieg. In Brunhilds Herzen aber stritt die alte Liebe zu Sigurd, die nicht erlöschen konnte, sondern nur desto stärker wurde, je weniger sie Gunnar, ihren Gatten, liebte, mit dem Groll über seinen Eidbruch und der Eifersucht, wenn sie Gudrun an der Seite des herrlichen Helden glücklich sah.

Einst badeten die beiden edlen Frauen im Rhein, und Brunhild ging weiter hinaus in den Strom. Darob verwunderte sich Gudrun und fragte sie, warum sie das thäte. Brunhild antwortete: „Warum soll ich mich dir gleichstellen? Mein Gatte ritt durch das lodernde Feuer, während deiner König Hialpreks Knecht war.“ Da ward Gudrun sehr zornig über diese Schmähung und gedachte ihre Schwägerin arg zu kränken, wenn sie das Geheimnis offenbarte, welches Sigurd ihr einst anvertraut hatte. „Weiser wärst du gewesen,“ rief sie, „wenn du geschwiegen hättest. Lästere nicht Sigurd, denn er ist der herrlichste von allen Helden! Nicht Gunnar ritt durch Waberlohe zu dir und freite dich, sondern Sigurd in Gunnars Gestalt. Hier sieh an meiner Hand den Ring Andwaranaut, den er dir damals nahm!“ Gudrun hatte ihre Absicht erreicht: der furchtbare Schlag traf Brunhildens Herz, totenbleich erwiderte sie kein Wort. Nun war es klar, daß Sigurd schnöde den heiligen Eid gebrochen und sie doppelt betrogen; Gunnar war ein Schwächling. Rache schrie es in ihr, Rache für diese Schmach war der Gedanke, der ihr Herz erfüllte: Sigurd mußte fallen.

Da ging sie hin und trug Leid, also daß sie nicht von ihrem Lager aufstand und sich krank stellte. Besorgt ging ihr Gatte zu ihr und fragte, was ihr fehle; aber sie antwortete nicht. Als er jedoch immer mehr in sie drang, sprach sie: „Betrogen habt ihr mich alle! Wo hast du den Ring Andwaranaut, den ich dir gab, als du zu mir durch die Flammen kamst? Du hast ihn nicht; denn nicht du Feigling warst es, der Waberlohe durchritt, Sigurd war es, der mir von Odin bestimmt war. Er war mir verlobt, und heilige Eide schwuren wir uns. Nun bin ich eidbrüchig durch eure Schuld, ihr habt mich betrogen, und deshalb sinne ich deinen Tod!“ Vergebens suchte der erschrockene Gunnar

sie zu trösten; sie wies ihn von sich und sprach: „Nimmer werd' ich froh bei dir! Das ist mein größter Harm, daß ich Sigurd nicht habe!" Gunnar ging. Sie aber saß draußen vor dem Hause allein, als der Abend sank, und sprach laut zu sich: „Sterben will ich oder Sigurd im Arme haben. Gudrun, die falsche, freut sich seiner Liebe, und ich schmachte in Leid!"

Da kam Sigurd zu ihr; denn Gunnar hatte ihm erzählt, wie Brunhild sich gebärde, und ihn gebeten, zu ihr zu gehen und sie zu besänftigen. Aber gar übel lohnte sie ihm seinen Trost. „Wie erdreistest du dich, mir zu nahen?" rief sie. „Keiner handelte schlimmer an mir als du! Deshalb begehre ich deinen Tod!" „Darum klage nicht," sprach Sigurd; „bald wird ein Schwert in meinem Herzen stehen. Aber du wirst mich nicht überleben: so fügte es die Norne." „Nicht acht' ich meines Lebens, da ich dich nicht haben kann," erwiderte Brunhild; „denn kein Weib ist dir verhaßter als ich." „Mit nichten," sprach Sigurd, „ich liebe dich mehr als mich. Eine Zeit lang nur vergaß ich deiner, denn ein Zaubertrank bethörte meinen Sinn. Seit ich dich aber wieder erkannte, grämte ich mich oft, daß du nicht mein Weib wurdest. Aber ich bezwang mich; denn du warst Gunnars Weib, und ihm mußte ich die Treue halten." „Zu spät klagst du," gab Brunhild zur Antwort, „nun finden wir keine Hülfe mehr. Ich schwur, den zum Gemahl zu nehmen, der Waberlohe durchritte, und kann ich den Eid nicht halten, so will ich sterben." „Werde noch jetzt mein Weib!" bat Sigurd. „Ehe ich dich sterben sehe, verlasse ich Gudrun und nehme dich!" Aber dumpf sprach Brunhild: „Ich will weder dich noch einen andern." Da ging Sigurd hinweg und seufzte vor Kummer so heftig, daß ihm die Brünnenringe sprangen.

Wieder kam Gunnar zu Brunhild und fragte, ob sie irgend welche Buße verlange. Brunhild aber dachte nur daran, wie sie ihn anreizen könnte, Sigurd zu töten, und deshalb erweckte sie seinen Argwohn und seine Eifersucht, indem sie that, als ob Sigurd damals, als er in Gunnars Gestalt um sie warb, sie geliebkost habe, wie es nur Gunnar, dem Gemahl, zukam. Schweren Verdacht faßte da Gunnar, daß Sigurd sein Vertrauen getäuscht und ihm die Treue gebrochen habe, und lange sann er nach, ob er Brunhildens Drängen nachgeben sollte. Endlich faßte er den Entschluß, Sigurd zu töten und seinen Schatz an sich zu nehmen. Er machte seinen Bruder Högni zum Mitwisser seines Planes; der aber sprach: „Mit dem Schwert willst du die geschworenen Brudereide brechen? Das bringt uns ewig Schaden und Schande! So lange Sigurd bei uns steht, giebt es keine Mächtigeren auf Erden!" Aber wie sehr er

warnte und abriet, Gunnar ließ nicht von seinem Vorhaben, und endlich gab Högni nach. Sie selbst jedoch scheuten sich den Blutbund zu brechen und stifteten ihren Bruder Guttorm mit bösen Worten und Zaubertränken zum Morde an. Guttorm schlich sich in Sigurds Schlafkammer; aber als der Held erwachte und ihn anblickte, vermochte er seinen durchdringenden Blick nicht zu ertragen und ging wieder weg. Ebenso ging es beim zweiten Male. Als er aber zum dritten Male kam, war Sigurd eingeschlafen. Da stieß er ihm das Schwert in die Brust, daß die Spitze unter seinem Rücken in die Polster drang. Todwund fuhr Sigurd auf und sah den Mörder davoneilen; mit der letzten Kraft schleuderte er dem Fliehenden sein Schwert nach, daß es ihm den Leib mitten durchschnitt und er tot zu Boden stürzte.

Wie jammervoll erwachte nun Gudrun! Ihr geliebter Gemahl schwamm im Blute. Jäher Schmerz durchzuckte sie, und sie schlug die Hände so laut zusammen, daß Sigurd noch einmal die Augen aufschlug. „Weine nicht, Gudrun!" sprach er mit schwacher Stimme. „Brunhild stiftete dies Unheil an. Und doch hielt ich Gunnar die Treue." Damit hauchte er seine Seele aus. Wieder erhob Gudrun so laute Klage, daß die Gänse im Hofe erschreckt aufschrieen. Auch Brunhild vernahm das Wehgeschrei, und sie lachte aus grimmem Herzen. „Lache nicht, du Unheilstifterin!" sprach Gunnar, der nun ob seiner That erschrak und den seiner Schwester Jammer rührte. Sein Gewissen schlug ihm, und unruhig wandelte er umher, denn ihm ahnte üble Vergeltung. So ging der Tag hin, viel wurde in der Halle getrunken und gesprochen, während Gudrun in wortlosem Jammer an der Leiche ihres geliebten Mannes saß.

Am nächsten Morgen aber erhob Brunhild vor allen Leuten ihre Stimme und sprach: „Grimmes sah ich, Gunnar, im Schlaf. Im Saal alles tot — ich schlief in kaltem Bett, dieweil du gefesselt rittest in der Feinde Heer. So soll eure Macht vergehen, ihr Niflungen; denn meineidig seid ihr geworden, und Sigurds Blut lastet auf euch. Fürwahr, unverletzt hielt dir, Gunnar, der Edle die Treue. Denn als er bei mir in der Schildburg weilte, da legte er das Schwert, das goldgeschmückte, mitten zwischen uns: nicht küßte er mich, noch schlang er den Arm um mich. Nun ist er tot, den ich einzig liebte, und nun will auch ich nicht mehr länger leben. All meinen Harm aber wird Atli, mein Bruder, einst an euch rächen."

Gunnar wollte sie verhindern, sich den Tod zu geben, aber Högni sprach: „Verleide ihr niemand den letzten Gang! Besser wär's, sie wäre niemals geboren, denn zum Unheil gebar sie die Mutter und manchem Manne zum Herzeleid." Da stieß sich Brunhild das Schwert in die

Brust und sank sterbend hin, aber noch im Sterben gebot sie Gunnar, sie neben Sigurd auf den Scheiterhaufen zu legen. Ihr Wille wurde erfüllt, und im Tode ward sie mit dem Geliebten vereint.

Nicht lange litt es Gudrun nach der Ermordung ihres Gatten in der Heimat. Auch ihr Söhnlein hatte ihr die blutbefleckte Hand der Brüder geraubt, damit es nicht einstmals seinem Vater ein Rächer würde. Sie floh zu Alf, Hialpreks Sohn, und blieb bei ihm sieben Halbjahre, an ihrem Jammer zehrend. Nach ihrem Verschwinden rissen die Brüder Fafnirs fluchbeladenes, unheilstiftendes Erbe an sich. Darob entstand Unfrieden zwischen ihnen und Atli, der ihnen auch seiner Schwester Brunhild Tod schuld gab. Endlich aber kam eine Versöhnung zu stande, und Atli begehrte Gudrun zum Weibe. Da machten sich die drei Könige auf und zogen an Alfs Hof, um die trauernde Gudrun zur Ehe zu bewegen. Reiche Schätze boten sie ihr zur Sühne für die getöteten Lieben, und mit vielen schmeichelnden Reden suchten sie die Trauernde zu gewinnen. Nach langem Widerstreben gab sie endlich nach und willigte in die Heirat mit Atli; aber es wurde eine traurige Ehe, denn wenig froh ward Gudrun ihres Lebens.

Atli hatte besonders deshalb die Hand der Wittwe Sigurds begehrt, weil sie die Erbin des Fafnirschatzes war und er durch sie den Goldhort zu gewinnen dachte. Da ihn jedoch die Brüder für sich behielten und nicht herausgaben, faßte er den heimtückischen Gedanken, sie durch Mord zu beseitigen und den Schatz mit Gewalt an sich zu reißen; auch wollte er so zugleich den Tod Brunhildens an ihnen rächen. Er entbot seinen Schwähern Freundesgruß und lud sie zu einem großen Gastmahl; dabei hoffte er sie durch Güte oder Gewalt zur Herausgabe des Schatzes zu zwingen. Gudrun ahnte wohl den schwarzen Plan und warnte die Brüder durch geheime Runen. Auch schwere Träume und üble Vorbedeutungen wiesen ihnen die drohende Gefahr. Aber alles das konnte die unerschrockenen Niflungen nicht von der Fahrt abhalten. Bevor sie jedoch zu Schiffe gingen, versenkten sie heimlich Fafnirs Schatz in den Rhein, und niemand außer ihnen wußte die Stelle, wo er ruhte. Dann fuhren sie den Rhein hinab nach Hunaland.

Als sie landeten, war niemand da, sie zu empfangen, und wie sie vor Atlis Burg kamen, sahen sie das gesamte Kriegsvolk des Königs zum Kampfe aufgestellt. Gar üblen Gruß bot ihnen Atli: „Gebt den Hort heraus, der einst Sigurd gehörte und nun Gudruns Eigentum ist!“ „Nimmer empfängst du den Schatz,“ erwiderte Gunnar; „unser Leben aber wollen wir teuer verkaufen!“ Da kämpften die Niflungen einen Kampf, der ward weit gepriesen vor allen Kämpfen der Helden. Vom

frühen Morgen stritten sie bis an den heißen Mittag, aber endlich waren alle Franken erschlagen, und die beiden Brüder Gunnar und Högni wurden überwältigt und gebunden. Den Gunnar ließ Atli in einen Kerker werfen, dem Högni aber gebot er das Herz bei lebendigem Leibe herauszuschneiden. Da eilte Gudrun zu ihren jungen Söhnen, Erp und Eitil, und gebot ihnen, des Vaters Kniee zu umfassen und um Gnade zu flehen für die Könige: doch sie weigerten sich des. Grimmig lachte Högni, als man ihm mit scharfem Messer zum Herzen schnitt, aber er litt den Tod, ohne mit der Wimper zu zucken. Sein blutiges Herz trugen sie zu Gunnar, um ihn durch Furcht vor gleichem Schicksal zur Herausgabe des Schatzes zu zwingen. Doch der Held rief trotzig: „Nun Högni tot ist, weiß ich allein den Ort, wo Fafnirs Gold verborgen ruht. Niemals sollst du ihn erfahren, blutgieriger Mörder!“ Da gebot Atli, vor Zorn bebend, den Gefesselten in den Wurmgarten zu werfen, wo giftige Schlangen und Nattern hausten. Gudrun vernahm den grausen Befehl; sie drängte die Thränen zurück und sprach: „Also ergeh' es auch dir, Atli, wie du Gunnar die Eide hieltest, die du ihm geschworen!“ Heimlich ließ sie ihrem Bruder eine Harfe bringen, und da schlug der gefesselte Mann in seinem Elend mit den Zehen die Saiten so kunstvoll, daß die Männer und Frauen weinten, die sein Spiel hörten. Bezaubert schliefen alle Schlangen ein, nur eine alte Natter, groß und scheußlich, nicht; die kroch heran und biß ihn ins Herz. So starb der trotzige Held.

Höhnend trat Atli vor Gudrun: „Nun sind deine Brüder tot und Brunhild gerächt!“ Nichts erwiderte die Frau, aber im Herzen sann sie auf grausame Rache. Ein prächtiges Totenmahl rüstete sie zu und bot mit verstelltem Antlitz dem Gatten den Festtrunk, so daß sich Atli durch ihre anscheinende Ruhe bethören ließ. Heimlich aber rief sie Erp und Eitil, die jungen Söhne, zu sich und schnitt ihnen das Haupt ab; ihr Blut mischte sie in Atlis Trank, aus ihren Schädeln machte sie Trinkschalen und briet ihre Herzen dem Gatten zur Leckerspeise. Er trank und aß, auf einmal aber fragte er nach seinen Kindern, da er sie nicht im Saale bemerkte. Da erhob sich Gudrun mit schrecklichem Antlitz: „Du höhntest mich am Morgen; nun ist der Abend gekommen, und ich biete dir Gleiches. Nicht wirst du fürder deine Kinder an deine Kniee ziehen, nicht siehst du sie fortan Gere schäften und Rosse tummeln; denn ich mordete sie. Aus ihren Schädeln trankst du ihr Blut, und ihre Herzen schmaustest du für Kälberherzen!“ Entsetzt fuhren die Männer von den Bänken auf und erhoben drohend die Waffen; alle weinten, nur aus Gudruns Auge kam keine Thräne. Rasend vor Schmerz rief Atli: „Verbrannt sollst du werden, du grimmes Weib, für deine Unthat und

vorher mit Steinen zerschmettert! Der morgende Tag ist dein letzter!" Aber höhnend entgegnete Gudrun: „Sieh selber morgen solches zu meiden: schöneren Todes will ich zu Hel fahren!"

Schwer trunken lag Atli in der Nacht auf seinem Lager. Da stieß ihm Gudrun den Stahl ins Herz und rächte ihre Brüder. Noch rüstete sie am nächsten Tage dem Toten den Leichenbrand, aber in der folgenden Nacht, als alle Mannen Atlis schliefen, legte sie Feuer an das Gebälk des Hauses und fand mit allen darin den Tod in den Flammen.

So erfüllte sich schauerlich der Fluch, der auf Fafnirs Golde lag.

## Fridthjof der Starke.

Vor alten Zeiten regierte im Lande Norwegen ein mächtiger König, namens Bele, der hatte zwei Söhne und eine Tochter. Das Mädchen aber war ein gar schönes und kluges Kind, und weil ihre Mutter schon frühzeitig starb und der Vater wegen seiner Kriegszüge und Königspflichten keine Zeit hatte, über ihre Erziehung zu wachen, so gab er sie zu einem alten getreuen und weisen Manne, Hilding genannt. Bei ihm verlebte die schöne Ingeborg ihre Jugend zusammen mit einem Knaben gleichen Alters, der hieß Fridthjof und war der Sohn des reichen und tapferen Freisassen Thorstein Wikingsohn. König Bele und Thorstein aber waren Blutsbrüder. Thorstein hatte dem Könige in Krieg und Rat sehr große Dienste geleistet, und der König liebte und ehrte den treuen Mann deshalb sehr. Die beiden Kinder wuchsen heran und gediehen herrlich, dieweil ihre Väter in Mühen und Sorgen, in Kämpfen und Not ihre Kraft erschöpften. Grade als Fridthjof und Ingeborg Hildings Pflege entwachsen waren, wurde König Bele krank und fühlte, daß sein Tod nahe sei. Da rief er seine beiden Söhne, Helge und Halfdan, und gab ihnen gute Lehren und weise Ratschläge, vor allem aber gebot er ihnen, es nie mit Thorstein und Fridthjof zu verderben, sondern sie stets zu Freunden zu haben. Dann starb er. Aber auch Thorstein lebte nicht mehr lange und folgte bald seinem königlichen Waffenbruder in das Grab. Ehe er starb, rief er seinen Sohn zu sich und ermahnte ihn väterlich, den Königssöhnen treu und nachgiebig zu sein, dann würde auch sein Glück blühen.

Fridthjof trat den väterlichen Besitz an. Am innersten Ende eines tief in das Land einschneidenden Fjords lag der stattliche Gutshof Thorsteins, Framnäs genannt; gegenüber am andern Ufer König Beles

Sitz und nicht weit davon Baldershagen, ein heiliger Ort, wo der gute Gott Balder einen Tempel besaß und hoch verehrt wurde. Außer dem schönen Gute aber hatte Fridthjof noch andere wertvolle Habe von seinem Vater ererbt, nämlich das gute Drachenschiff Ellide und einen überaus schönen und kostbaren Goldring. Treue Diener und kriegserprobte Waffengefährten standen ihm zur Seite, und die stärksten waren Björn und Asmund. Fridthjof aber wurde bald wegen seiner gewaltigen Kraft, die er im Kampfe gegen Männer und wilde Tiere zeigte, weit berühmt, und man nannte ihn nur Fridthjof den Starken. Das ärgerte die beiden jungen Könige, die neidisch auf ihn waren, und sie vergaßen bald die letzten Worte ihres Vaters.

Nun hatte aber Fridthjof bei Hilding seine Jugendgespielin sehr lieb gewonnen, und als er jetzt allein auf Framnäs saß, überkam ihn bald die Sehnsucht nach ihr so sehr, daß er seinen treuen Björn rief und ihm sagte, er wolle gehen und um Ingeborg, die Königstochter, werben, wenn er auch von geringerer Abkunft sei. Sie fuhren hinüber zu Beles Strand und sahen die Könige auf ihres Vaters Hügel sitzen. Ehrerbietig grüßte sie Fridthjof und trug seine Bitte vor. Aber höhnisch wiesen ihn die Könige ab: „Nimmermehr geben wir Ingeborg einem Manne von unfürstlicher Herkunft zur Frau!“ Da sprach Fridthjof: „Nun, so ist mein Geschäft hier zu Ende. Aber ich will euch eure Absage vergelten! Nie wieder führe ich für euch mein gutes Schwert, und verderben könnt ihr meinetwegen, ich helfe euch nicht.“ So entzweite sich Fridthjof mit den Königen und dachte nicht daran, was ihm sein Vater auf dem Totenbette befohlen hatte.

Das hörte aber ein mächtiger König, der nicht weit davon auch in Norwegen saß. Er hieß Ring und war schon hoch betagt, aber in seiner Jugend ein tüchtiger Kämpe und tapferer Held gewesen. „Ich habe erfahren,“ sprach er zu seinen Mannen, „daß König Beles Söhne die Freundschaft mit Fridthjof gebrochen haben, obwohl er ein so ausgezeichneter Mann und tapferer Recke ist. So haben sie sich selbst ihrer besten Hülfe beraubt, und ich glaube, es wird ein leichtes sein, sie zu besiegen. Deshalb will ich Boten an sie schicken und sie auffordern, sich zu unterwerfen und mir Schoß zu zahlen. Thun sie das nicht, so will ich sie mit den Waffen bezwingen. So werde ich noch als alter Mann hohen Ruhm gewinnen, wenn König Beles Söhne mir gehorchen müssen.“ Da fuhren die Sendboten hin zu den Brüdern und sprachen: „König Ring läßt euch sagen, daß ihr ihm Schoß schicken sollt, sonst wird er euer Reich feindlich überziehen.“ Aber die Könige erwiderten, sie hätten keine Lust, etwas zu thun, was sie nie gelernt, nämlich mit Schande

dienen. Außerdem ließen sie ihm sagen, es mache ihnen wenig Ehre, mit einem Manne zu kämpfen, der so alt sei, daß er nicht allein den Rücken seines Rosses besteigen könne. Da ward der Krieg beschlossen, und die Brüder sammelten ihr Kriegsvolk. Sie wunderten sich aber sehr, als so wenige kamen, und vermißten besonders den starken Fridthjof mit seinen Leuten. Deshalb sandten sie den alten Hilding zu ihm und ließen ihn auffordern, als ihr Lehnsmann ihnen zu Hülfe zu kommen.

Fridthjof saß beim Schachspiel mit Björn, als Hilding eintrat. Der ehrwürdige Greis entbot ihm der Könige Gruß und Verlangen, aber Fridthjof erwiderte nichts; nur zu Björn sprach er: „Dein Stein dort steht entblößt, Streitbruder, doch brauchst du deshalb deinen Zug nicht zu ändern, denn ich will gegen den roten Stein ziehen und sehen, wie der gedeckt ist." Und eine andere Antwort gab er nicht, mochte auch Hilding noch dringender seine Bitte wiederholen und ihm mit der Rache der Könige drohen. Da mußte Hilding wieder abziehen, und er ging zu den Brüdern und sagte ihnen alles, wie es sich zugetragen und wie Fridthjof nicht kommen wollte. „Mit dem roten Steine aber," fügte er hinzu, „meint er gewiß Ingeborg, die er sich holen will. Darum verwahret sie sicher!" Da brachten die Könige ihre Schwester nach Baldershagen und meinten, so tollkühn würde Fridthjof nicht sein, daß er es wage, diese heilige Stätte durch sein Betreten zu entweihen; denn es galt für eine Sünde gegen die Götter, in ihrem heiligen Tempel an Liebe zu denken.

Kaum waren die Könige fort in den Krieg gegen König Ring, da schmückte sich Fridthjof mit seinen besten Gewändern und legte den guten Goldring an seine Hand. Schnell trug ihn Ellide hinüber nach Baldershagen. Besorgt warnte der treue Björn vor dem Zorne der Götter, aber Fridthjofs Sehnsucht ließ sich durch nichts mehr bändigen. Wie erstaunte Ingeborg, als Fridthjof, der Geliebte und Langentbehrte, zu ihr in den Saal trat! Zwar fiel auch ihr erst seine Kühnheit schwer aufs Herz, und sie gedachte der strafenden Götter, aber bald schwanden ihre Bedenken vor Fridthjofs liebevoller Zärtlichkeit, und sie brachten den Tag in trautem Zusammensein zu. Der Jungfrau gefiel der schöne Ring sehr, den Fridthjof an der Hand trug. Da zog er ihn ab und sagte: „Den Ring will ich dir schenken, wenn du versprichst, ihn nicht wegkommen zu lassen und ihn mir wieder zu schicken, sobald du ihn nicht mehr behalten willst. Und hiermit wollen wir uns Treue geloben." So wechselten sie Ringe. Fridthjof aber fuhr auch in der Folgezeit noch oft nach Baldershagen, und sie gewannen sich noch lieber, als sie sich schon hatten.

Unterdes lagen die Brüder gegen König Ring zu Felde. Da sie aber sahen, daß das Heer ihres Gegners weit stärker als das ihrige war, schickten sie Sendboten zu König Ring und ließen ihm einen Vertrag anbieten. Harte Bedingungen stellte der König. Er hatte von Schön-Ingeborg gehört, und da seine Gattin vor kurzem gestorben war, beschloß er Ingeborg zu freien und seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben. Daher verlangte er von den Gegnern, sie sollten ihm ihre Schwester zur Gattin und außerdem den dritten Teil ihres Reiches geben; dann sollten sie Frieden haben. Es blieb den Königen weiter nichts übrig, als den Willen Rings zu thun, und so ward der Friede geschlossen. Die Hochzeit sollte im Herbst in der Hauptstadt der Brüder stattfinden, wohin König Ring kommen wollte. Helge und Halfdan zogen mißvergnügt nach Hause.

Als sie nach Baldershagen kamen und erfuhren, daß Fridthjof oft den Frieden des Heiligtums gebrochen und Ingeborg besucht hatte, da wurden sie sehr zornig, aber mit Gewalt wagten sie Fridthjof nicht zu strafen; denn er hatte schnell seine Krieger gesammelt und gebot über eine stattliche Macht. Eine Buße jedoch gedachten sie ihm aufzuerlegen kraft ihrer königlichen Macht als Hüter der heiligen Gesetze. Deshalb schickten sie Hilding zu ihm und ließen ihm sagen, wenn er wieder Frieden vor ihnen haben wolle, so solle er nach den fernen Orkneyinseln fahren und von Angantyr den Schoß eintreiben, den dieser seit König Beles Tod nicht gezahlt hatte. Unwillig fügte sich Fridthjof; denn noch immer gedachte er der Freundschaft, die König Bele seinem Vater erwiesen hatte, und wollte seinen Söhnen willfährig sein, so lange es anginge. Allerdings mißtraute er ihnen, sie möchten sich in seiner Abwesenheit an seinem Eigentum vergreifen, und deshalb verlangte er einen Eid von ihnen, daß sein Gut befriedet sein sollte, während er draußen wäre auf der Meerfahrt. Den schwuren auch die Könige; aber kaum war Fridthjof fortgesegelt, so zogen sie nach Framnäs, verbrannten alle Häuser und führten alle Habe fort. So hielten sie ihren Eid.

Schaum aufwühlend durchfurchte Ellidens Kiel die Meerflut. Da erhob sich, als sie mitten auf dem Meere waren, ein fürchterlicher Sturm, der das Schiff in arge Not brachte. Mächtige Wasserberge stürzten hinein, so daß die Mannschaft alle Hände voll zu thun hatte, das Wasser wieder auszuschöpfen. Der Sturm war aber ein Zauberspuk, und Helge und Halfdan hatten ihn durch zwei Zauberweiber erregen lassen, damit Fridthjof darin seinen Untergang fände. Jedoch Kraft und Geschick der Schiffsmannschaft trugen endlich den Sieg über das Unwetter davon: hoch aufgerichtet stand Fridthjof am Steuer und lenkte sein gutes Schiff

durch die Wogen, dann, als alle vom Rudern erschöpft waren, ergriff er selbst zwei Ruder, deren jedes sonst von zwei Männern geführt wurde, und ruderte im Vorderteil des Schiffes auf das stärkste. So näherten sie sich ihrem Ziel. Als aber der Kiel auf dem Sande knirschte, waren alle so schwach, daß sie nicht allein heraussteigen konnten: da trug der starke Fridthjof allein acht Mann durch die Brandung. In seinem Saale auf hoher Warte saß Angantyr, zechend um ihn seine Mannen. Der Wächter hatte die Fremden landen gesehen und seinen Ruf erhoben. Da sprach Angantyr: „Gehet ihnen entgegen und empfanget sie freundlich, denn vielleicht ist es Fridthjof, der Sohn meines Freundes Thorstein; er ist berühmt in allen Mannesthaten.“ Einer der Wikinger aber nahm das Wort: „Nun soll sich's zeigen, ob Fridthjof wirklich so unerschrocken ist, wie man von ihm rühmt, daß er niemanden zuerst um Frieden bittet.“ Alsbald erhoben sich zehn Männer, böse und rohe Gesellen, die oft den Berserkergang gingen; mit den Waffen stürmten sie Fridthjof entgegen. Der aber zog sein gutes Schwert und wollte den Kampf aufnehmen: doch da kam ein Bote von Angantyr und gebot Ruhe. Fridthjof und seine Mannen wurden von dem Wikingerfürsten gut aufgenommen und hoch geehrt; den ganzen Winter über blieben sie bei ihm. „Ich weiß wohl,“ sprach Angantyr einst zu Fridthjof, „daß Helge dich ausgesandt hat, den Schoß von mir zu holen. Den bekommt nun König Helge freilich nimmer von mir; dir aber will ich so viel Geld und Gut geben, als du willst, das kannst du dann Schoß nennen oder nicht.“ Und Fridthjof nahm das Geld.

In Norwegen aber war unterdes Ingeborg König Rings Frau geworden. Denn wie sollte die schwache Jungfrau dem Willen ihrer Brüder widerstehen? Im Herbst ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert. Als sie beim Mahle saßen, erblickte der König den guten Goldring Fridthjofs an Ingeborgs Hand und fragte, von wem sie ihn habe. „Mein Vater schenkte ihn mir,“ antwortete sie. Doch der König glaubte es nicht und sprach: „Ich weiß wohl, von Fridthjof hast du ihn. Zieh ihn sogleich von der Hand, denn in meinem Hause wirst du Gold genug finden und sollst kein fremdes tragen!“ Da zog Ingeborg den Ring ab, gab ihn Helges Frau und bat sie, ihn Fridthjof zu geben, wenn er wieder käme. Dann fuhr König Ring mit seiner Frau in sein Reich und gewann sie sehr lieb.

Der Frühling kam, milde Lüfte wehten über die See: da schied Fridthjof von Angantyr und fuhr nach Norwegen zurück. Ein trauriges Wiedersehen war es, denn seinen Hof fand er verbrannt, sein Gut geplündert. Grimm und Schmerz erfüllten ihn, als er wieder sein Schiff

bestieg und über den Sund hinüber nach Baldershagen fuhr, wo die Könige beim Opfer waren. Den Silberschatz des Angantyr trug er in einem Beutel mit sich. Allein trat er in den Saal: da war nur wenig Volk, die Könige saßen beim Opfertrunk, die Weiber aber am Feuer und salbten die Götterbilder. Fridthjof trat vor König Helge und sprach: „Nun willst du wohl den Schoß haben?“ Und alsbald schwang er den Beutel, in welchem das Silber war, und schlug damit den König so hart ins Gesicht, daß ihm zwei Zähne aus dem Munde sprangen und er ohnmächtig vom Hochsitz sank. Da erblickte Fridthjof seinen Ring, den er Ingeborg als Zeichen der Treue geschenkt hatte, an der Hand von Helges Frau, die unter den Weibern am Feuer saß. Heißes Weh durchzuckte ihn; denn wie konnte er anders denken, als daß Ingeborg ihn verraten und vergessen habe. Er packte den Ring und riß daran. Doch der Ring saß fest, und weil Fridthjof so hart zog, sank die Frau um und ließ das Bild des Gottes Balder ins Feuer fallen. Da flackerte es lichterloh auf, und das Feuer schlug hoch hinauf bis ins Dach, also daß das ganze Haus verbrannte. Den Ring aber nahm Fridthjof mit sich und stach wieder in See. Ein trauriges Los harrte seiner, denn er war zum Tempelschänder geworden: verflucht und geächtet mußte er aus der Heimat fliehen. Die Könige hielten Ting über ihn und verbannten ihn aus ihrem Reiche; Framnäs wählte sich Halfdan zum Wohnsitz.

Da beschloß Fridthjof ein Wiking zu werden und auf Heerfahrt auszugehen. Sein Name zog viele verwegene Gesellen an sich und ward bald berühmt und gefürchtet in den nordischen Gewässern. Doch nur gegen Seeräuber und Mordgesellen führte er Krieg, Bauern und Kaufleute ließ er in Frieden. Reich an Geld und Gut wurde er und gebot über viele tüchtige Mannen; von neuem aber nannte man ihn Fridthjof den Starken. Wenn der Winter kam, fuhr er zu Angantyr und blieb bei ihm bis zum nächsten Sommer. So vergingen drei Jahre, da ward Fridthjof der Heerfahrten müde und erklärte seinen Leuten, er wolle nach Norwegen fahren und König Ring besuchen; am ersten Sommertage sollten sie ihn wieder erwarten. Vergebens war des treuen Björns Warnung, Fridthjof blieb bei seinem Entschlusse und ging.

In einen großen Pelz gehüllt und vermummt, daß er einem alten Manne glich, trat Fridthjof in Rings Halle. Der König bemerkte ihn alsbald und sprach zu Ingeborg: „Da kam ein Mann in die Halle gegangen, der war viel größer als die andern Männer.“ Aber die Königin achtete weiter nicht auf den Fremden. Nun schickte König Ring seinen Diener zu dem Ankömmling und ließ ihn fragen, wer er wäre

und woher er käme. Der Mann im Pelz antwortete: „Thjof heiße ich, bei Wolf war ich zur Nacht, im Harm bin ich auferzogen.“ Als der König das hörte, sprach er: „Es mag sein, daß es dem Manne nicht leicht ums Herz ist; er ist wohl ein kluger Mann, und es scheint mir, als wenn er wohl etwas wert ist,“ und ließ ihn zu sich rufen. Da trat Fridthjof vor den Hochsitz und begrüßte den König mit demütiger Stimme. „Wie heißest du, großer Mann?“ fragte der König. Der Fremde sprach: „Friededieb hieß ich, als ich fuhr mit Wikingern, Heerdieb, als ich Wittwen härmte, Spießdieb, als ich grimmige Speere warf, Kampfdieb, als ich ging zum Kampf, Inseldieb, als ich Inseln verheerte, Kraftdieb, als ich war über Männer;*) seitdem aber schweife ich im Elend umher.“ „Den Diebsnamen hast du wahrhaftig von vielen bekommen,“ erwiderte der König. „Doch lege deine Verhüllung ab, fremder Mann, und setze dich neben mich!“ Da legte Fridthjof den Pelz ab und stand da im dunkelblauen Rock; an der Hand hatte er seinen guten Ring, am Gürtel einen schweren Beutel mit blankem Silbergelde und an der Seite ein Schwert. Doch auf dem Haupte trug er eine große Pelzmütze, die ihn immer noch unkenntlich machte. Als die Königin den Ring erblickte, ward sie blutrot, allein sie vermochte kein Wort zu dem Fremden zu sagen. Der König aber war sehr aufgeräumt und sprach: „Einen guten Ring hast du da an deiner Hand, und du mußt lange dazu gearbeitet haben.“ „Der Ring ist mein ganzes väterliches Erbteil,“ antwortete Fridthjof. „Mag sein,“ sprach der König, „doch wenig fahrende Leute gleichen dir, wenn anders meine alten Augen recht sehen.“ — Den Winter über blieb Fridthjof da und wurde gut bewirtet; auch war er bei jedermann beliebt, denn er war freundlich gegen alle und freigebig mit seinem Gelde. Die Königin Ingeborg erkannte ihn nicht wieder, doch sie hatte Scheu vor dem fremden Manne und sprach wenig mit ihm. Der König aber war stets huldvoll gegen ihn.

Einst fuhr der König und die Königin zu einem Gelage, und Fridthjof begleitete sie. Ihr Weg führte über einen See, der zugefroren war. Fridthjof warnte den König und sprach: „Herr, das Eis scheint mir unsicher. Fahrt nicht über den See!“ Doch der Wagen war schon auf dem Eise, und die Warnung kam zu spät: die Decke krachte und riß den Wagen mit dem Könige und der Königin hinunter. Blitzschnell sprang Fridthjof hinzu und riß mit gewaltiger Kraft den Wagen samt den Pferden wieder heraus. Da sprach der König: „Das

*) Fridthjof, Herthjof, Geirthjof, Gunnthjof, Eythjof, Walthjof.

hast du gut gemacht, Thjof, und selbst Fridthjof der Starke hätte es nicht besser machen können."

So verging der Winter, und der Frühling kam. Da geschah es eines Tages, daß König Ring zu seinem Hofgesinde sprach: „Ich will heute in den Wald fahren und mich an den grünen Bäumen und dem Gesange der Vögel ergötzen und sehen, wie schön es auf dem Felde aussieht." Sie fuhren also in den Wald, und es traf sich, daß der König und Fridthjof auf einmal allein waren, fern von allen Begleitern. Da sprach der König: „Ich bin müde und will schlafen." Zugleich legte er sich ins Gras und schien bald fest eingeschlafen. Während er so dalag, zogen schwarze Gedanken in Fridthjofs Herz, und er gedachte, wenn er jetzt den König erschlüge, könnte er Ingeborg gewinnen. Aber die Treue gewann sogleich wieder die Oberhand: er riß das Schwert aus der Scheide und warf es weit weg. Nicht lange danach schlug König Ring die Augen auf und sagte: „Ist's nicht so, Fridthjof? Böse Gedanken kamen über dich, aber du widerstandest ihnen mannhaft. Dafür will ich dich nun hoch ehren! Ich erkannte dich gleich am ersten Abend, als du in meine Halle tratest. Jetzt aber darfst du mir nicht wieder sobald fort, und große Ehre steht dir noch bevor." Doch Fridthjof erwiderte: „Huldvoll und gnädig warst du gegen mich, König Ring, aber meines Bleibens ist hier länger nicht. Der Sommer steht vor der Thür, und meine Leute warten auf mich." Als sie nach Hause kamen, ward es allen offenbar, daß Fridthjof der Starke den Winter über bei ihnen gewesen war. Der Königin aber schlug das Herz gewaltig.

Eines Morgens frühe, als der König und die Königin noch schliefen, ward draußen an der Thür der Halle stark gepocht. Der König fragte, wer so laut klopfe. „Fridthjof ist hier," antwortete es, „und ich will jetzt von euch Abschied nehmen." Da that der König die Thür auf, und Fridthjof ging hinein. „Dank will ich dir sagen, o König," sprach er, „daß du mich so wohl aufgenommen hast. Und nun sage ich dir, Ingeborg, für immer Lebewohl. Nimm diesen Ring, der dich an die schöne Zeit unserer Liebe erinnert! Ich aber werde an dich denken, so lange ich lebe." Milde und gütig blieb der König und sprach: „So hat sie ja besseren Dank für die Bewirtung als ich, und doch ist sie nicht freundlicher gegen dich gewesen." Zugleich aber ließ er das Abschiedsmahl rüsten, und Fridthjof mußte noch so lange bleiben. Wie sie eine Zeit lang gegessen und getrunken hatten, sprach König Ring: „Ich wünschte, du bliebest hier, Fridthjof. Denn ich bin alt und meine Söhne noch unmündige Kinder. Schütze du mein Reich, wenn ein Feind es

mit gewaffneter Hand anfällt!" Doch Fridthjof antwortete: „Lange und glücklich lebe, König Ring! Nimmer kann ich bei dir bleiben; denn wie sollte ich es ertragen, täglich Ingeborg zu sehen, die ich so sehr liebe und doch nicht besitzen kann?" Da sprach der König: „Nun so wisse, Fridthjof, was ich längst im Herzen beschlossen habe! Meine Tage sind gezählt, und ich fühle, wie nahe mein Ende ist. Bleibe du drum noch so lange, bis ich gestorben bin. Dann heirate Ingeborg und sei meinen Kindern ein gütiger Vater! Unter deiner starken Hand wird mein Reich bestehen, und wenn meine Söhne einst erwachsen sind, wirst du es in ihre Hände geben." So lautete des Königs Wille, und Fridthjof fügte sich. Es dauerte nicht lange, da starb der König und ward begraben. Fridthjof aber heiratete Ingeborg.

Als Helge und Halfdan Kunde erhielten, daß Fridthjof Königsgewalt hätte in König Rings Reich und Ingeborg sein Gemahl geworden, sammelten sie ihr Heer und zogen gegen ihn, um ihn zu besiegen und sein Reich zu gewinnen. Da nahm Fridthjof Abschied von Ingeborg und ging in den Krieg. Wie ehedem war er im Streite der erste und tötete König Helge im Zweikampf. Alsbald ließ er den Friedensschild emporhalten, und die Schlacht hörte auf. „Nun wähle!" sprach Fridthjof zu Halfdan. „Entweder giebst du dich besiegt und thust meinen Willen, oder du mußt fallen wie dein Bruder." Da unterwarf sich Halfdan. Er trat die Hälfte seines Reiches an Fridthjof ab, und Fridthjof ward dort König; außerdem mußte Halfdan an ihn Schoß geben. König Rings Reich gab Fridthjof an dessen Söhne, als sie erwachsen waren. Er selbst aber lebte noch viele Jahre hochgeehrt und glücklich mit seiner geliebten Ingeborg.

## Wieland der Schmied.

Wieland war der kunstreichste Schmied, der je den Hammer geschwungen hat. In allen Ländern war sein Name bekannt, und viele treffliche Waffen oder herrliche Geschmeide sollten ein Werk seiner Hand sein. Diese Kunstfertigkeit hatten ihm in seiner Jugend Zwerge gelehrt, zu denen ihn sein Vater gebracht hatte. Sein Vater aber war der Riese Wate, ein gewaltiger und grimmer Mann, der zwölf Höfe in Seeland besaß und eine Meerfrau zur Mutter hatte.

Wate starb früh eines gewaltsamen Todes, und der junge Wieland ging in die weite Welt. Dabei kam er an den Hof des Königs Nidung und blieb allda als Knappe. Einst spülte er die Messer des Königs an

der See, und das beste von allen fiel ihm in das Wasser. Da er es nicht wiedererlangen konnte, ging er heimlich in die Schmiede des Amilias, welcher des Königs Schmied war, und schmiedete ein neues Messer, dem verlorenen ganz gleich. Das legte er dem Könige hin. Als aber der König damit Brot schneiden wollte, fuhr das Messer durch das Brot tief in den Tisch hinein, so scharf war es. Da wunderte sich der König sehr und wollte wissen, wer das Messer gemacht hätte. Wieland hatte bis dahin nichts von seiner Kunst merken lassen und sagte, Amilias der Schmied, der alles für den königlichen Hof arbeite, werde wohl auch dieses Messer gemacht haben. Aber der König glaubte es nicht, denn er traute es dem Amilias nicht zu, und drohte Wieland bei seinem Zorne, die Wahrheit zu sagen. Da blieb Wieland nichts übrig als zu gestehen, daß er selbst der Schmied gewesen, und der König lobte seine Kunstfertigkeit sehr.

Amilias aber ward sehr eifersüchtig auf Wieland und forderte ihn zum Wettkampf in der Schmiedekunst heraus. Er wollte in einem Jahre eine volle Rüstung, Helm, Brünne und Panzerhosen, schmieden, Wieland dagegen sollte ein Schwert machen, so gut er es verstünde. Der Preis des Kampfes aber sollte des andern Kopf sein. Nun ging Amilias sofort an die Arbeit und verwandte viel Mühe auf sein Werk, Wieland aber verrichtete seine Dienste bei dem Könige weiter und that keinen Hammerschlag. So verging ein halbes Jahr. Endlich aber wunderte sich der König, daß er gar nicht arbeitete, und er ließ ihm ein schönes Schmiedehaus bauen. Aber auch jetzt that Wieland nichts, bis nur noch zwei Monate übrig waren und der König ihn ernstlich warnte; denn er habe es mit einem geschickten und schlimmen Gegner zu thun. Da fing Wieland an und schmiedete in sieben Tagen ein Schwert. Als es fertig war, lud er den König ein es zu besehen und machte folgende Probe. Er warf einen Flock Wolle, der frisch aus der Presse kam und einen Fuß dick war, in den Strom und ließ ihn vom Wasser gegen die Schneide des Schwertes treiben; und der Flock stockte keinen Augenblick, als er an das Schwert kam, denn es schnitt ihn glatt durch. Da lobte der König das Schwert sehr, aber Wieland war noch nicht mit seinem Werke zufrieden. Er zerfeilte das ganze Schwert noch einmal in kleine Späne, sonderte die weniger guten Teile aus und schmiedete aus den übrigen ein neues Schwert, das war kleiner als das erste, aber viel schärfer. Doch auch dies genügte Wieland noch nicht, und er zerfeilte es wieder. Das dritte Schwert aber, welches er machte, war so scharf, daß es einen Wollflock von drei Fuß Dicke zerschnitt. Da war Wieland zufrieden, und der König lobte es über alle Maßen und wollte es haben.

Wieland jedoch war schlau und sagte, er wolle nur noch eine Scheide und Wehrgehäng dazu fertigen, dann werde er es dem Könige bringen. Und als der König sich das gefallen ließ, schmiedete Wieland in der Eile ein anderes Schwert, welches dem guten ganz ähnlich, nur nicht so scharf und hart war. Das gute aber versteckte er unter den Schmiedebälgen und sagte: „Da lieg, Mimung! Vielleicht bedarf ich bald deiner."

Am festgesetzten Tage erschien Amilias in seiner glänzenden Rüstung und brüstete sich damit. Er setzte sich auf einen Stuhl und forderte Wieland auf, die Probe zu machen. Der holte seinen guten Mimung hervor, stellte sich hinter Amilias und setzte das Schwert leicht auf seinen Helm. Dabei fragte er: „Spürst du etwas?" „Hau nur zu mit aller Kraft!" entgegnete Amilias. „Du wirst doch nichts gegen meinen Helm vermögen." Da drückte Wieland stärker, und das Schwert fuhr dem Amilias durch Helm, Haupt, Harnisch und Leib hernieder bis auf den Gürtel, also daß er, in zwei Teile gespalten, tot vom Stuhle fiel. Dann ging Wieland schnell zur Schmiede und verbarg das gute Schwert wieder, dem Könige aber gab er das andere; der meinte nun das beste Schwert von der Welt zu besitzen. Seitdem war Wieland König Nidungs Schmied und verfertigte viele kunstreiche Dinge, so daß sein Name weit berühmt ward.

Einst zog Nidung in den Krieg und lag im Felde fünf Tagemärsche von seiner Burg. Da fiel ihm ein, daß er zu Hause seinen Siegstein vergessen habe, der ihm immer den Sieg verlieh, und er ward sehr bekümmert. Die Hälfte seines Reiches und die Hand seiner Tochter bot er dem, der ihm den Stein brächte. Keiner traute sich den übermenschlichen Ritt zu, denn am nächsten Tage schon sollte die Schlacht sein; nur Wieland wollte es versuchen. Er sprang auf seinen guten Hengst Schimming und flog schnell wie ein Vogel dahin: kaum graute im Osten der Tag, da war er wieder dem Heere nahe und hatte den Siegstein geholt. Aber da verrannte ihm ein Haufe Krieger den Weg: des Königs Truchseß war es, der ihm das Kleinod nehmen und selbst den Preis gewinnen wollte. Wieland sollte den Stein herausgeben, und als er das nicht that, griffen ihn die sieben Ritter an. Er aber zog seinen Mimung und spaltete dem Anführer das Haupt: da flohen die andern und meldeten dem Könige Wielands That. Nidung war zwar sehr froh, daß er seinen Siegstein hatte, aber einem gemeinen Schmiede hätte er doch seine Tochter nicht geben mögen; darum benutzte er jetzt den Mord seines Truchsesses als Vorwand, Wieland um seinen Lohn zu bringen, und verbannte ihn bei Todesstrafe aus seinem Reiche.

Da zog Wieland fort und traf seine beiden Brüder. Mit ihnen ließ er sich in einer einsamen Waldschlucht, dem Wolfsthale, nieder, und dort lebten die drei vom Weidwerk. Eines Morgens sahen sie am Ufer des Wolfssees drei schöne Jungfrauen sitzen und Flachs spinnen; neben ihnen aber lagen ihre Schwanenhemden. Da erkannten die Brüder, daß es Walküren waren. Sie entwandten ihnen heimlich die Schwanenhemden, so daß die Jungfrauen sich ihnen gefangen geben mußten. Nun nahm jeder der Brüder eine zur Frau. Wieland wählte sich Allweiß und lebte sieben Jahre lang glücklich in seinem Jägerhause mit ihr. Endlich aber empfanden die Walküren wieder Sehnsucht nach Kampf und Krieg, und eines Tages, als die Brüder auf der Jagd waren, gelang es ihnen, die wohlversteckten Schwanenhemden zu finden. Da flogen sie davon. Die Brüder kamen und fanden ihre Frauen nicht mehr, und die beiden andern zogen aus, sie zu suchen. Wieland aber blieb allein im Wolfsthale zurück und hoffte immer noch, Allweiß würde wieder zu ihm zurückkehren. Er saß einsam in seinem Waldhaus, schlug rote Ringe aus funkelndem Golde und reihte sie auf Lindenbast.

Da hörte König Nidung, daß Wieland im Wolfsthale säße. In der Stille der Nacht ritt er mit einer Schar Gewappneter dorthin und trat in Wielands Haus. Alles war still und leer, denn Wieland war auf die Jagd gegangen. Am Lindenbast schwebten die Ringe; davon nahm Nidung einen, den Ring Allweißens, und verbarg sich mit den Seinen. Müde kehrte Wieland von der Jagd zurück und setzte sich ans Herdfeuer. Als er nun, wie er gewohnt war, die Ringe zählte, merkte er wohl, daß Allweißens Ring fehlte, aber er dachte, sie wäre zurückgekehrt und hätte ihn sich genommen. Während er so an die geliebte Verschwundene dachte und von ihr träumte, fielen ihm die Augen zu, und er entschlief. Da kamen Nidungs Mannen aus dem Versteck hervor und banden ihm Hände und Füße. „Wer sind die Leute, die in Bande legten den freien Mann?“ fragte er zornig, als er so grausam geweckt wurde. „Wie erwarbst du die Schätze?“ trat König Nidung hervor. „Ich denke, mir hast du das Gold genommen, und ich nehme es wieder.“ Aber Wieland verweigerte trotzig die Antwort. Da führte ihn der König gefangen mit sich auf seine Burg. Den Goldring, den er von dem Baste gezogen, schenkte er seiner Tochter Badhild, er selbst nahm das Schwert Mimung an sich. Der Königin aber graute vor den wildglühenden Augen des gefesselten Mannes, und nichts Gutes ahnte sie von ihm; deshalb redete sie ihrem Gemahl zu, dem Schmiede die Sehnen an den Füßen zerschneiden zu lassen, damit sie vor seiner Rache sicher wären. So geschah es. Wieland ward gelähmt und saß nun, traurig

und grimmig zugleich, Tag für Tag in seiner Schmiede. Kostbare Kleinode und herrliche Waffen schmiedete er wie einst, aber im Herzen sann er auf Rache.

Eines Tages kamen die zwei Söhnlein des Königs zu Wieland in die Schmiede, beschauten alles und sahen auch in einer Kiste allerlei funkelndes Geschmeide liegen. Da sagte Wieland zu ihnen, sie sollten am andern Tage wieder kommen, dann würde er ihnen die schönen Sachen schenken; sie sollten es aber niemand sagen, wo sie gewesen und wohin sie gingen. Auch gebot er ihnen, stets rückwärts zu seinem Hause zu kommen. Am nächsten Morgen war frischer Schnee gefallen, aber die Knaben konnten ihre Neugierde nicht bezähmen und schlichen zur Schmiede, rückwärts, wie Wieland sie geheißen. Nun mußte Wieland auf ihre Bitten die Kiste öffnen, und die Kinder steckten eifrig die Köpfe hinein, um alles zu schauen. Da ließ Wieland den schweren Deckel fallen, daß ihnen die Köpfe abgeschlagen wurden und in die Kiste rollten. Die Leichen versteckte Wieland. Bald kamen auch Diener von des Königs Hofe und forschten nach den Knaben. „Wohl waren sie bei mir, aber sie sind fortgegangen nach des Königs Halle," sagte Wieland, und das mußte man glauben; denn die Spuren der kleinen Füße gingen von der Schmiede nach dem Königshause. Als man die Kinder nicht fand, dachte der König, ein wildes Tier hätte sie im Walde zerrissen oder sie wären im See ertrunken, und er trug Leid. Wielands Rachedurst aber war noch nicht gestillt. Die Schädel der Kinder umgab er mit Gold und Silber und machte Trinkbecher daraus, aus den Knochen machte er Tafelgeräte für des Königs Tisch, aus den Augen Edelsteine für die Königin und aus den Zähnen ein Halsgeschmeide für Badhild.

Da geschah es eines Tages, daß der Königstochter ihr schöner Ring zerbrach, den ihr der Vater geschenkt hatte. Sie bekam große Angst, daß der König zornig werden möchte, wenn er es gewahrte, und ging heimlich zu Wieland, damit er das zerbrochene Kleinod wieder ausbessere. So sah sich Wieland allein mit der schönen Jungfrau, die er einst durch seinen kühnen Ritt gewonnen und doch nicht von dem wortbrüchigen Könige bekommen hatte. Deshalb gedachte er nun, dem Könige sein Unrecht zu vergelten. Er verriegelte die Schmiede und begab sich an die Arbeit, den Ring zu bessern. Unterdes aber bethörte er der Jungfrau Sinn durch einen Zaubertrank, daß sie ihm nicht widerstehen konnte und einwilligte, heimlich sein Weib zu werden. So hatte Wieland doch erreicht, was Nidung ihm nicht gegönnt.

In dieser Zeit kam Eigel, einer von Wielands Brüdern, an König Nidungs Hof. Der verstand meisterlich mit dem Bogen zu schießen.

König Nidung wollte einmal seine Kunst erproben. Er stellte deshalb Eigels kleinen Sohn, der erst drei Jahre alt war, in den Hof, legte einen Apfel auf sein Haupt und befahl dem Vater, mit einem Schusse dieses Ziel zu treffen. Alles Bitten Eigels, ihm diese grausame Probe zu erlassen, war vergeblich, der König bestand auf seinem Willen. Da nahm Eigel drei Pfeile, steckte zwei davon in den Gürtel, und einen legte er auf die Sehne. Dann spannte er den Bogen, zielte scharf — und der Apfel fiel, von dem Schuß in zwei Hälften gespalten, herab. Da lobten alle diesen Meisterschuß gar sehr. Es war aber Nidung nicht entgangen, wie Eigel zwei Pfeile in seinen Gürtel gesteckt hatte, und er fragte ihn, weshalb er dies gethan hätte. Eigel sprach freimütig: „Herr, ich will dich nicht betrügen: hätte ich mit dem ersten Pfeile meinen Sohn getroffen, so waren diese zwei für dich bestimmt, weil du mich dazu gezwungen hast.“ Alle erstaunten über seine Kühnheit, der König aber nahm sie nicht übel auf.

Durch Eigel ließ nun Wieland Badhild noch einmal zu sich rufen, und da sie den Schmied unterdes immer lieber gewonnen hatte und gern sein Weib sein wollte, kam sie mit Freuden und weilte lange bei ihm. Beim Abschied aber sprach er zu ihr: „Lebe wohl, geliebtes Weib! Bald werde ich von dir scheiden müssen, denn ich mag nicht deines Vaters Knecht sein. Du wirst einen Sohn bekommen, den ziehe zu einem tüchtigen Helden auf, und wenn er zu Mannesjahren kommt, so führe ihn in diese Schmiede und gieb ihm die Waffen, die sein Vater für ihn geschmiedet hat.“ Damit wies er ihr die Stelle, wo er die Waffen versteckt hatte. Badhild ging zurück in ihres Vaters Haus.

Wieland aber ging jetzt daran, seine Flucht zu bewerkstelligen. Er schickte seinen Bruder Eigel auf die Jagd, und der mußte ihm allerlei Vögel schießen, große und kleine. Aus ihren Federn machte Wieland dann mit großer Kunst ein Flughemd, das war ähnlich dem Gefieder eines Greifen. Als es fertig war, fuhr Wieland hinein und schwang sich hoch in die Luft. Seinem Bruder aber rief er zu: „Ich gehe jetzt noch zu dem Könige, Zwiesprach mit ihm zu halten. Die wird ihm wohl wenig behagen, und in seinem Zorne wird er dir befehlen nach mir zu schießen. Dann ziele unter meinen linken Arm; dort habe ich eine Blase, mit Blut gefüllt, verborgen. Wenn der König das Blut fließen sieht, wird er denken, ich sei getroffen.“

Darnach flog Wieland auf den höchsten Turm in der Königsburg. Die böse Königin stand gerade vor der Thür, und als sie Wieland erblickte, wie er sich auf der Zinne niederließ, lief sie schnell hinein zu ihrem Gemahl und verkündigte ihm, daß Wieland wie ein Vogel mit

großen Flügeln gekommen sei und sich auf den Turm gesetzt habe. Der König saß in seiner Halle und trauerte sehr um seine Söhne; auch reute ihn seine üble That an Wieland, zu der ihm seine Frau geraten hatte, denn er meinte, nun dafür durch den Verlust seiner Kinder bestraft worden zu sein. Er stand eilends auf und ging hinaus. Als er Wieland sah, sagte er: „Mir ahnt, Wieland, du weißt, was aus meinen Söhnen geworden ist.“ „Wohl will ich dir alles verkünden,“ antwortete Wieland, „doch schwöre mir zuerst einen heiligen Eid, daß du mein Weib nicht töten willst, noch mein Kind, wenn ich sie hier zurücklasse!“ Das that Nidung, und Wieland sprach: „Stets dachte ich an den Verrat, den du an mir geübt, so lange du mich in Knechtschaft hieltest, und jetzt endlich schlägt mir die Stunde der Befreiung und der Rache. Jetzt fliege ich weit weg von hier, und du sollst mich nie wieder in deine Gewalt bekommen. Geh hin zur Schmiede, dort wirst du die Gebeine deiner Söhne unter dem Herde versteckt finden. Aus ihren Schädeln machte ich Trinkschalen für dich, und du trankest daraus. Ihre Knochen prangen, in Silber gehüllt, als Leuchter auf deiner Tafel, und ihre Augen und Zähne tragen deine böse Frau und Badhild, deine liebe Tochter, als Geschmeide um ihren Hals. Und Badhild selbst, die du mir einst versprochen und nicht gegeben hast, sie ist heimlich mein Weib geworden und wird dir bald einen Enkel in den Schoß legen.“ Da ergrimmte der König gewaltig und befahl in seinem Zorne Eigel, auf Wieland zu schießen, der soeben seine Flügel entfaltete, um davon zu fliegen. Eigel mußte gehorchen, denn der König drohte ihn sonst zu töten; er schoß genau nach der Stelle, die ihm sein Bruder befohlen, und traf die Blase, daß das Blut herabträufelte. Da freute sich der König, denn er glaubte, Wieland sei getroffen. Der aber flog unversehrt davon und kam glücklich nach seiner Heimat Seeland.

Nicht lange darnach gebar Badhild einen schönen Knaben, den nannte man Wittich. Der König Nidung aber grämte sich so sehr, daß er krank wurde und starb. Da wurde sein Bruder König, der ein milder und gütiger Mann war. Zu ihm schickte Wieland einen Boten und ließ ihn um Frieden und Versöhnung bitten. Dazu war der neue König gern bereit, und so kam Wieland wieder zurück und führte seine Frau und sein kleines Söhnlein mit sich nach Seeland; auch das gute Schwert Mimung gab ihm der König wieder. Wittich aber wuchs fröhlich heran und ward später ein gewaltiger und berühmter Held.

# König Rother.

Vor langen Zeiten saß in der welschen Stadt Bari am Westermeere ein König aus deutschem Blute, der war Rother geheißen, und es dienten ihm zweiundsiebzig andere Könige und Fürsten, sowie viele Tausende von tapferen Recken, also daß er der gewaltigste Herrscher war, der jemals Krone trug. Nur eins fehlte ihm zum vollkommenen Glück: eine holde Gemahlin. Da trat eines Tages Graf Leupold, des Herzogs Berchter von Meran tapferer Sohn, vor Rother und sprach: „Wohl wüßte ich eine hohe, würdige Gemahlin für meinen Herrn; es ist Oda, die edle Tochter des Griechenkaisers Constantin, die an Lieblichkeit alle anderen Frauen weit überragt. Aber schwer ist es, um sie zu werben; denn bisher hat noch jeder Freier durch ihres Vaters Zorn das Leben verloren." Freudig bewegten diese Worte den jungen König, und er beschloß, mit allen Kräften um die Herrliche zu ringen. Als Freiwerber sollte Leupold mit elf der kühnsten und edelsten Grafen nebst stattlichem Gefolge vorausgehen. Beim Abschied aber gab er ihnen reiche Schätze an Gold, Silber und Edelgestein, damit sie eines so mächtigen und reichen Königs sich würdig erweisen könnten. Ehe das Schiff abfuhr, ließ Rother sich eine Harfe reichen und spielte darauf drei Weisen, so süß und seltsam, daß, wer sie nur einmal vernommen, sie niemals wieder vergaß. Dann sprach er: „Gefährten, so ihr in Not kommet und höret diese Weisen, dann wisset, daß ich euch helfend nahe bin."

Bald fuhren die Helden dahin und landeten auch wohlbehalten in Constantinopel. Dann stiegen sie in ihren reichsten und kostbarsten Gewändern ans Land, also daß alles Volk bewundernd die Edlen anstaunte und das Gerücht von den schönen und reichen Fremdlingen auch bald zu Hofe drang, wo sie in allen Ehren empfangen wurden. Als aber Leupold in geziemenden Worten mit seiner Werbung hervortrat, da rief Constantin in hellem Zorn: „Verruchter, weißt du nicht, daß du um deinen Kopf spielst? Um eures Königs willen sollt ihr das Leben behalten; aber im tiefsten Kerker, wohin weder Sonne noch Mond dringt, sollt ihr euren Frevel büßen!" Also wurden die Boten in ein finsteres, feuchtes Verließ geworfen, ihre herrlichen Güter jedoch in die Schatzkammer des Kaisers gebracht.

In Bari harrte unterdes König Rother gar bange seiner Boten, und oft stand er sehnend am Meere. Als aber Jahr und Tag ohne Kunde von den Getreuen verging, da fragte er seinen alten Waffen-

meister, Herzog Berchter, um Rat, und man beschloß endlich, in fahrender Recken Weise übers Meer zu ziehen und die Boten mit List zu befreien, da sonst Constantin jene sicherlich, falls sie noch lebten, umbringen lassen würde. An alle die zweiundsiebzig Fürsten erging nun die Aufforderung, sich zum Heereszuge zu stellen, und gar mancher weidliche Recke befand sich unter den Herzuströmenden. Aber alle die Großen und Gewaltigen mußten doch weit zurückstehen hinter dem Riesenkönige Asprian, mit dem einst Rother hoch im Norden Freundschaft geschlossen, und der jetzt nebst zwölf seiner Genossen auf dessen Ruf herbeieilte. Vierundzwanzig Ellen lange Eisenstangen trugen sie, dazu lichte Helme und schneeweiße Brünnen, gewaltige Geißeln ferner, an denen statt der Riemen eiserne Ketten mit schweren Knöpfen hingen. Am schrecklichsten jedoch war der grause Widolt, der an einer starken Kette geführt werden mußte, weil er sonst in seinem Zorne alles niederschlug, was ihm in den Weg kam. Mit unermeßlich reichen Schätzen, kostbaren Waffen und Gewändern brach endlich Rother nebst mehr als zwölfhundert Recken auf, nachdem er sein Land einem Getreuen übergeben. Unterwegs befahl er seinen Genossen, ihn fortan nur Dietrich zu nennen und für einen vom König Rother Vertriebenen auszugeben. Nach kurzer Fahrt landeten die Recken in Constantinopel und erregten durch ihre Pracht nicht geringes Staunen. Als aber Asprian und der grimme Widolt erschienen, da stob alles in wilder Flucht auseinander, und die Kunde von ihnen drang schnell zu dem Kaiser, der eben mit seinem ganzen Gefolge im Poderamushofe (Hippodrom) ein Fest feierte. Auf den Rat seiner klugen Gemahlin befahl er, die Fremdlinge wohl zu empfangen und vor ihn zu führen. Von zwei Herzögen geleitet, nahte sich Rother mit seinem starken Gefolge dem kaiserlichen Throne, verneigte sich tief und sprach: „Erhabener Herrscher, aus fernen Landen komme ich als Bittender vor Euren Thron; mich hat König Rother aus seinem Reiche vertrieben, wo ich ihm als Herzog allezeit treu gedient, bis er falschen Neidern sein Ohr geliehen. Mit einem Teil meiner Habe und Getreuen bin ich vor dem Gewaltigen entwichen. Jetzt komme ich flüchtig zu Euch und bitte um Euren Schutz, da ich mich sonst nirgends zu sichern weiß. Ich will Euch dafür mit allen meinen Mannen gern zu Diensten sein."

Constantin, froh, eine solch starke Schar so leicht zu gewinnen, sagte, gern wolle er sie in seinen Schutz aufnehmen, und lud sie freundlich zur Tafel. Hier gab es nun freilich einigen Anstoß mit den Riesen. Einmal nämlich stampfte Asprian bei einer ihm mißfälligen Bemerkung Constantins so fest mit dem Fuße auf, daß dieser tief in den Boden fuhr, und dann stieß Widolt einen Höfling, der ihm nicht gleich auswich, in

die Seite, daß er weithin in den Saal flog. Als aber gar der Liebling des Kaisers, ein zahmer Löwe, so wie er bei anderen Gästen that, Asprian ein Stück Fleisch vom Teller nehmen wollte, da ergriff ihn der Ungefüge und warf ihn über die Köpfe der Speisenden hinweg unwillig an die Steinwand, daß er mit zerbrochenen Gliedern tot liegen blieb. Der Kaiser verbiß seinen Zorn, als er das Erbleichen seiner Ritter sah, und derart verlief denn alles noch leidlich.

Am nächsten Tage ließ Rother seine Schätze ausladen, um sie in den köstlichen Schatzkammern des Kaisers, auf dessen Einladung hin, zu bergen. Gar manche kostbare Geschenke machte er freigebig auch an Bittende: Spangen, Ringe, Mäntel und Gewänder, sodaß die Kunde von seinem unerschöpflichen Reichtum und seiner königlichen Freigebigkeit sich schnell überall hin verbreitete und endlich auch zu Ohren Odas, der schönen Kaisertochter, kam. Sie brannte vor Begierde den edlen und reichen Fremdling zu sehen, und auf den Rat ihrer Kammerfrau Herlinde bat sie ihren Vater, im Poderamushofe ein großes Fest zu veranstalten, wobei sie jenen zu sehen hoffte. Allein die Fürsten und Grafen umstanden bei dem Feste den Fremdling, der durch seine edle Gestalt und reiche Kleidung alle anderen überstrahlte, in solcher Menge, daß die Jungfrau ihn nicht zu Gesicht bekam und ihre Sehnsucht nur noch mehr wuchs. Da befahl sie endlich Herlinde, in die Herberge zu gehen und den Gefeierten heimlich in ihre Gemächer zu führen. Gern vollführte diese den Auftrag; Rother aber antwortete: „Es könnte der Fürstin und mir übler Ruf daraus entstehen, und Constantin würde mir den Hof verbieten; doch damit ich deiner schönen Herrin meinen Dank bezeige, so überbringe ihr diese Schuhe als ehrfurchtsvollen Gruß.“ Damit reichte er ihr einen goldenen und einen silbernen, mit Edelsteinen besetzten Schuh und entließ Herlinde reich beschenkt, die freudestrahlend davon ging. Wohl kränkte Oda die Ablehnung, aber die Schuhe mußte sie doch erproben; allein siehe da, beide waren nur für den rechten Fuß bestimmt, und unter zornigen Thränen befahl sie Herlinde, nun auch die anderen zwei zu holen. Schnell eilte diese wieder in die Herberge und beschwor Rother, die Schuhe der weinenden Herrin selbst zu überbringen, und dieser sagte endlich auch zu. Die Zeit schien ebenfalls günstig; denn es wurden gerade im Poderamushofe große Spiele gegeben. Dorthin schickte Rother Asprian und seine Riesen mit dem Auftrag, möglichst die Leute von der Herberge zu entfernen. Da trieben nun die Riesen gar seltsame Spiele. Ihre schweren Eisenstangen warfen sie in die Luft und fingen sie wieder wie Holzpflöckchen, ja Widolt ergriff zwei mächtige Mühlsteine und spielte damit Fangeball, und als ihm dies nicht

mehr behagte, rieb er sie an einander zu Staub. Daß natürlich solch seltsame Schaustücke alle Leute auf die Gassen und den Riesen nach lockten, begreift sich, und so war es denn Dietrich möglich, unbemerkt in Odas Gemächer zu gelangen. Die Holde sah ihn vom Fenster aus, und freudig klopfte ihr Herz, als sie ihn bat, ihr die Schuhe anzupassen. Dietrich kniete ihr zu Füßen, stellte in Züchten ihren Fuß auf sein Knie und sprach schmeichelnd: „Hohe Fürstin, so viele Könige und Fürsten habt Ihr schon zurückgewiesen, möchtet Ihr denn keinem Eure Hand reichen?" Zögernd antwortete Oda: „Wenn ich die Wahl hätte, so nähme ich den König Rother, dessen Boten hier im Kerker liegen." Freudig erwiderte Dietrich: „O hohe Maid, Rother ist mein bester Freund, niemand hat mir so viel Liebes gethan als er." Da rief Oda frohbewegt: „So bist du sein Bote?" und Dietrich entgegnete: „Jetzt überlasse ich alles deiner Gnade, du Holde! Wisse: deine Füße stehen in König Rothers Schoß!" Errötend zog Oda den Fuß zurück, bald aber ruhten ihre Augen wohlgefällig auf dem knieenden Könige, und nun berieten beide, wie sie heimlich entfliehen und die treuen Boten retten könnten.

Am nächsten Morgen fand Constantin seine Tochter in Thränen, und diese erzählte ihm, schon mehrfach habe ihr in der Nacht eine gespenstische Gestalt zugerufen, sie sei der ewigen Verdammnis verfallen, wenn Rothers Boten nicht für kurze Zeit aus dem Kerker entlassen würden. Nach langem Widerstreben willigte der Kaiser endlich ein, die Boten auf drei Tage zu befreien, falls ein Held Bürgschaft für jene übernehme, was Dietrich sogleich versprach. So wurden die Unglücklichen bleich und abgezehrt aus dem Kerker hervorgebracht, gebadet, sowie mit Speise und Trank reichlich versehen. Schon meinten sie, man wolle sie zum Tode führen, da vernahmen sie plötzlich hinter einem Vorhange leisen Harfenton und eine wohlbekannte Weise, sodaß sie freudig riefen: „König Rother ist hier!" Zugleich teilte sich der Vorhang, in den Armen lagen sich der König und seine Getreuen, und Freudenthränen rannen über aller Wangen! Wohl mußten jene nach drei Tagen zurück in den Kerker, allein hier fanden sie durch Odas Fürsorge weiche Lagerstätten, Speise und Trank in Fülle, sodaß ihnen, mit froher Hoffnung im Herzen, jetzt alles köstlich dünkte, wenn auch noch mancher Tag bis zur Befreiung vergehen sollte.

Nun begab es sich, daß zu jener Zeit König Imelot von Babylon, ein wilder Heide, mit einem gewaltigen Heere und zweiundsiebzig Königen gegen Constantin heranzog. Dietrich versprach dem bedrängten Kaiser seine kräftigste Hilfe, wenn er ihm die zwölf Gefangenen, die er als tapfere Kämpen von früher her kenne, zur Verfügung stelle. Willig ging

der Geängstete darauf ein, und so standen die Getreuen bald an ihres Königs Seite. Nach wenigen Tagen lagerten sich die beiden feindlichen Heere gegenüber, und Dietrich entschloß sich zu einer kühnen That. Um Mitternacht zog er mit seinen Riesen kecken Mutes mitten hinein ins Lager der Feinde, gab sich für einen verspäteten Bundesgenossen Imelots aus und verlangte, zu diesem geführt zu werden. Die getäuschten Wachen thaten nach seinem Willen, und nun riß plötzlich Asprian den König in die Höhe; dieser wagte angesichts der Riesen nicht um Hilfe zu rufen und wurde so in aller Stille gefangen fortgeführt. Nachdem aber der Gefangene in Sicherheit gebracht worden war, richteten die wilden Riesen ein entsetzliches Blutbad unter den Heiden an, und zu ganzen Haufen lagen die Toten im Mondschein.

Unterdes pflegte Dietrich schon der Ruhe und säumte auch am nächsten Morgen, sich zu rüsten. Constantin eilte ihn anzutreiben; aber wer beschreibt sein Staunen und seine Freude, als er in Dietrichs Zelte den gefangenen Imelot erblickte! Voll Jubel sandte er den Helden mit der Freudenbotschaft an die kaiserlichen Frauen voraus, und dieser fand so herrliche Gelegenheit zur Flucht. Als er in Constantinopel ankam, da klagte er der Kaiserin: „Euer Gemahl liegt erschlagen, und Imelot folgt mir auf dem Fuße. Eilet, hohe Frau, mit Eurer Tochter und den besten Schätzen auf meinen Schiffen zu entfliehen!“

Während die Riesen den Kammerschatz herbeischleppten, rüsteten die Helden alles zur Abfahrt, und bald erschien auch die Kaiserin mit ihrer Tochter und edlem Gefolge. Schnell ergriff Dietrich die schöne Oda und schwang sich mit ihr aufs Deck; dann stieß plötzlich das Schiff vom Ufer ab, und Rother rief der bestürzten Kaiserin zu: „Verzeiht, edle Frau, die Täuschung! Euer Gemahl wird in drei Tagen als Sieger einziehen. Meldet ihm alsdann, Eure Tochter sei mit Rother und seinen Mannen über Meer gefahren; denn so und nicht Dietrich bin ich geheißen.“ Freudig rief da die Kaiserin, die ihm schon lange hold war: „Heil dir, Rother, gern gönne ich dir meine Tochter, seid glücklich!“ Während nun Rother wohlbehalten in Bari landete und fröhliche Hochzeit feierte, raste Constantin in wildem Zorne bei der Kunde von Odas Entführung, und noch mehr, als es auch bald Imelot gelang, sich durch die Flucht zu retten. Da kam eines Tages ein Spielmann zu ihm und versprach, die kaiserliche Tochter wieder zu schaffen, wenn er ihm in allen Stücken gehorchen wolle.

Wenige Tage darauf hielt zu Bari ein Schiff mit den kostbarsten Waren; der Preis für dieselben aber war so gering, daß alles hineilte, so unglaublich billige Einkäufe zu machen. Da erblickte einer der Käufer

neben all den strahlenden Kleinodien einen gewöhnlichen Kieselstein und fragte spottend, was man denn dafür fordere. „O, dieser Stein ist mir für tausend Pfund des reinsten Goldes nicht feil," antwortete der Kaufmann; „denn wunderbare Kraft birgt derselbe. Sowie ihn eine Königin berührt, dann leuchtet er im hellsten Glanze, und wen sie damit bestreicht, der wird zur Stelle gesund, er möge lahm oder schief sein, ja selbst ein Toter kann damit auferwecket werden, falls er noch nicht im Grabe gelegen. Wenn Ihr meinen Worten nicht glaubt, so möge die Königin selbst an Bord kommen, da ich den Stein um keinen Preis aus der Hand geben mag, und sind dann meine Worte nicht wahr, so mögt Ihr mich auf der Stelle henken."

Nun war unter den staunenden Anwesenden ein angesehener Ritter, der schon lange zwei Kinder schwer krank daheim hatte. Dieser eilte freudig zur Königin, die seit Wochen allein war, da Rother auf einem Heereszuge weilte, und bat flehentlich um ihren Beistand. Die mitleidige und jetzt auch neugierige Königin ging alsbald mit ihren Frauen an den Strand, um die Kraft des Wundersteines zu erproben. Kaum aber hatte sie die letzte Stufe der Schiffstreppe überschritten, da wurde diese umgestürzt, die Segel flogen empor, und ehe sich die am Ufer Stehenden von ihrem Schrecken erholten, fuhr das Schiff schon eiligst dahin und war bald den Blicken entschwunden. Ohne Unfall kam es auch in Constantinopel an, von dem Kaiser mit Jubel, von der Mutter mit Trauer begrüßt.

Als Rother am siebenten Tage von seiner Fahrt zurückkehrte, da war er über den Räuber keinen Augenblick im Zweifel und rüstete einen gewaltigen Heereszug nach Constantinopel. In einer Bucht, ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt, landeten die Helden und verbargen die Schiffe so gut wie möglich, sich selbst aber in einem großen Walde. Hier legten Rother, Leupold und Berchter Pilgergewand an und begaben sich auf Kundschaft in die Stadt. Unter dem Kleide aber trug der König ein goldenes Horn, um damit zur rechten Stunde die Fahrtgenossen herbeizurufen. Bald erfuhren sie gar üble Kunde: König Imelot war ins Land eingefallen, hatte Constantins Heere geschlagen und ihn selbst gefangen. Als Lösegeld forderte er für seinen mißgestalteten Sohn Basilistius die schöne Oda, und noch heute sollte die Hochzeit sein. Trüben Mutes hörte dies Rother und schwur, Oda sehen zu müssen, koste es, was es wolle. Die Pilger näherten sich der Königshalle, wo Oda neben ihrem Bräutigam saß, der höhnend Rothers gedachte. Geschickt gelang es diesem, der Gattin heimlich seinen Ehering zuzustecken; freudig erkannte sie das Kleinod und flüsterte ihrer Mutter

zu, Rother sei nahe. Allein der mißtrauische Basilistius hatte bald den Ring erspäht und rief wütend: „Verrat! König Rother ist im Saal!" Da warfen die Helden ihr Pilgergewand ab und gaben sich stolz zu erkennen. Voll Zorn drohten die erzürnten Heidenkönige, sie im tiefsten Meere zu ertränken, Rother aber sprach listig: „Nicht so, im Walde lasset mich hängen, das dünkt mir fürstlicher." „Sofort soll dies geschehen!" rief Basilistius, und der ganze Zug eilte hinaus in den Wald zu dem seltenen Schauspiel, einen König und einen Herzog hängen zu sehen.

Aber auch in die Stadt war die Kunde gedrungen; jetzt regten sich nun alle, denen Rother einst so freigebig geholfen, und unter der Führung eines Ritters, Arnold, eilten sie dem Zuge nach, den Edlen zu befreien. Bald kam es zum harten Ringen, und in dem Gewirr gelang es Rother, das Horn hervorzuziehen, und dreimal schallte es weithin in den Forst. Da wurde derselbe plötzlich lebendig, allen Ecken entströmten Bewaffnete, und schnell war der kaiserliche Haufe zerstreut, Imelot zum Tode verwundet und Basilistius gefangen, der sogleich an den Galgen gehängt wurde. Jetzt eilte Rother in die Stadt, wo ihm bereits Oda mit ihren Frauen entgegen kam, in deren Mitte den zitternden Kaiser führend. Unverzüglich wollten ihn Asprian und Widolt töten, da rettete ihn noch rechtzeitig Rother, setzte ihn später auch wieder in alle seine Lande ein. Dann segelte er zurück nach Bari, wo unter nicht zu beschreibendem Jubel eine neue, glänzende Vermählung stattfand. Oda und ihr Gemahl lebten noch lange Jahre in froher Gemeinschaft und erfreuten sich herrlicher und zahlreicher Sprößlinge. Ihr ältester Sohn aber war Pipin, der Vater Karls des Großen.

## König Ortnit.

Einst herrschte in Lamparten (Lombardei) ein gar mächtiger König, dessen Reich über ganz Italien, von den Alpen bis Sizilien, sich erstreckte, und dem auch viele andere Könige und Fürsten unterthan und zinspflichtig waren; besaß er doch die Stärke von zwölf ritterlichen Männern. Als er nun zur rechten Jugendblüte gelangt war, rieten ihm seine Getreuen, sich nach einer würdigen Gemahlin umzusehen. Da aber alle Könige diesseits des Meeres ihm zinspflichtig waren, so sagte endlich sein Ohm, der König Ylias von Reußen: „Ich wüßte wohl eine königliche Jungfrau, die würdig wäre, Krone in Lampartenland zu tragen; leider aber ist es mit ihr so bestellet, daß jeder, der um sie freite, bisher das Leben verloren hat. Ihr Vater ist Machorel von Montabur, der mächtige

Beherrscher Syriens und Jerusalems, ein wilder Heide, der jeden Freier der schönen Sidrat zu Suders (Tyrus), seiner Hauptstadt, töten läßt. Schon zweiundsiebzig Köpfe edler Werber stecken bleichend auf den Zinnen von Montabur!“ Dies Wort seines Ohms ließ Ortnit nicht mehr ruhen, und trotz aller Abmahnungen beschloß er, im kommenden Frühling die Brautfahrt zu unternehmen. Wohl suchte seine edle Mutter ihn mit allen Mitteln, mit Bitten und Thränen, von der gefährlichen Fahrt zurückzuhalten. Als aber Ortnit fest auf seinem Willen bestand, da gab sie ihm seufzend eines Tages einen schlichten Goldreif und sprach: „Nimm diesen Ring, ein Zauber ist darin eingeschlossen, den man nicht um ein Königreich erkaufen möchte. Nun reite ins Gebirge bis zum See, dann hinab ins Thal bis zu einer mächtigen Linde, in deren Nähe ein heller Quell entspringt; dort wirst du ein großes Wunder erfahren. Versprich mir aber dieses Goldringlein nun und nimmer jemand anders zu geben.“

Ortnit that, wie ihm geheißen, und fand auch endlich den gesuchten Ort. Ermüdet von der langen Fahrt band er sein Pferd an einen Ast der mächtigen Linde und wollte sich eben zum stärkenden Schlummer in ihren Schatten legen, da fiel sein Blick auf einen lieblichen, kaum siebenjährigen Knaben, der nicht weit von ihm inmitten duftiger Blumen lächelnd schlummerte. „Gewiß hat sich der Arme im Walde verirrt und weiß nicht, wie er sich zurückfinden soll,“ dachte mitleidig Ortnit und machte sich daran, ihn vom Boden aufzuheben. Allein plötzlich bekam er einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er beinahe zu Boden gesunken wäre. Zugleich fühlte er sich so fest von dem Knaben umschlungen, daß ihm der Atem verging, und ein gewaltiges Ringen begann zwischen dem zwölfmännerstarken Recken und dem zarten Knaben. Wohl eine Stunde währte es, bis es Ortnit gelang, den Kleinen niederzuringen, und schon wollte er erzürnt das Schwert zücken, da bat jener in so flehentlichem Tone, ihn zu schonen, daß er nicht widerstehen konnte. Der Wunderknabe versprach nun, ihm eine Rüstung zu schenken, die wie glitzerndes Gold erglänze, dazu das herrliche Schwert Rosen, das seinesgleichen auf der Welt nicht wiederfände. Er selbst aber, fügte er hinzu, sei Alberich, der König der Zwerge; sein Reich erstrecke sich weithin unter der Erde, und er besitze mehr Gold und Silber als selbst der reichste Fürst der Welt. Noch lange plauderte der Knabe und bat endlich auch, sich den Ring, den Ortnit trug, etwas genauer betrachten zu dürfen, wobei er ihm denselben zugleich schmeichelnd vom Finger zog. Plötzlich aber war der Kleine verschwunden, unter Spottreden flogen Ortnit von allen Seiten Steine entgegen, und seinen wütenden Schwerthieben folgten

nur höhnende Worte. Schon wollte sich Ortnit zu seinem Rosse begeben, da rief der unsichtbare Knabe: „Bleibe, Ortnit; wenn du dich nicht rächen willst, sollst du den Ring wieder haben!“ und als der Held gern einwilligte, fühlte er den Ring sich an den Finger gestreift, und vor ihm stand lächelnd der Knabe: „Wisse, Ortnit, ich stehe dir näher, als du glaubst. Ich errang mir einst deiner Mutter Liebe, der ich in der Gestalt eines jungen Fürsten nahte, und sie ward mein Weib. Nur kurz aber währte unser Glück, bald mußte ich meine Elfengestalt wieder annehmen, und dieser Ring ist das einzige sichtbare Zeichen unseres Bundes. Wohl aber habe ich dir unsichtbar immer treu zur Seite gestanden in allen Kämpfen und will dir auch fernerhin redlich beistehen. Sobald du meiner einmal bedarfst, drehe das Ringlein, rufe: „Alberich!“ und ich werde erscheinen. Jetzt aber harre hier, daß ich dich rüste.“

Verwundert hatte Ortnit alles vernommen, und noch größer wurde sein Staunen, als geschäftige Zwerge ihm Rüstung und Waffen brachten, alles so glänzend, so herrlich, wie er sie nie geschaut. Alberich aber sprach: „Nun muß ich scheiden, lieber Sohn, beschirme Gott dich und deine edle, tugendreiche Mutter!“ Damit war der Zwerg verschwunden, Ortnit aber ritt frohgemut von dannen und kam endlich wohlbehalten vor Garden an, wo man den strahlenden Ritter anfangs gar nicht erkannte und er erst nach manchem Abenteuer jubelnd begrüßt wurde. Seiner Mutter aber berichtete Ortnit getreulich alles, wie es ihm mit dem Ringe ergangen sei.

Im nächsten Frühjahr segelte nun eine stattliche Flotte ab ins Heidenland, und schon am zwölften Tage wurden sie von einem Sturmwind ganz nahe an Suders getrieben und mußten dort notgedrungen die Anker auswerfen, obwohl eine Menge von Piratenbarken im Hafen lagen, die, wie der erfahrene Ylias fürchtete, bald ihre Schiffe bedrohen würden. In dieser Not drehte Ortnit den Ring und rief: „Alberich!“ und siehe, sogleich stand ihm dieser zur Seite und riet ihm, er solle sich für einen reichen Kaufmann ausgeben, der herrliche Schätze des Abendlandes mit sich führe und um die Erlaubnis zum Landen bitte. Seine Bitte werde ihm sicher erfüllt werden. So geschah es auch.

Alberich aber ging als Ortnits Bote zum König Machorel auf Montabur und sprach: „Höre, was dir mein Herr, der König Ortnit, entbietet. Du sollst ihm deine holde Tochter Sidrat zur Ehegenossin geben, und sie soll Königin über Lampartenland sein. Willfahrst Du ihm nicht, so will er Deine Stadt Suders stürmen und hierher vor Montabur rücken, sich die Braut selbst zu erkämpfen.“ Machorel jedoch

schäumte vor Wut und warf einen centnerschweren Stein gegen den Zwerg, der aber plötzlich verschwunden war und unsichtbar dem Heiden ein paar kräftige Streiche auf die Wangen gab, so daß er laut aufbrüllte vor Schmerz und Wut. Nachdem Alberich von seiner Botschaft Bericht erstattet hatte, führte er in der Nacht auf den heimlich losgeketteten feindlichen Barken Ortnits Gefolgeschaft ans Land, und ehe noch der Morgen graute, standen 80 000 wohlgerüstete Helden vor der Stadt zum Sturm bereit. Ylias ergriff die gewaltige Sturmfahne mit einem goldenen Löwen als Zeichen, Ortnit zerhieb mit seinem Schwerte Rosen das starke Stadtthor, und hinein stürmten die Scharen. Doch die Heiden waren tapfere Männer, und ein blutiger Kampf erhob sich. Schon waren fünftausend der Mannen des Ylias gefallen und dieser selbst durch einen Keulenschlag zu Boden geschmettert, da brach sich Ortnit ungestüm zu ihm Bahn, und bald vermochte sich Ylias wieder zu erheben und wütete nun entsetzlich. Alles, selbst Kinder und Wehrlose, hieb er nieder; dann zerschlug er die Bildsäulen der heidnischen Götter und ruhte nicht eher, als bis die Heiden sich zur Stadt hinaus retteten und das Löwenbanner aufgepflanzt war. Nachdem die Verwundeten auf die Schiffe gebracht waren, pflegten die ermüdeten Helden der Ruhe, um sich für den nächsten Tag zum Hauptsturme auf Montabur zu kräftigen.

Am frühen Morgen versammelte Ortnit sein Heer und feuerte es in mutigen Worten an. Alsdann ergriff Alberich die Sturmfahne, schwang sich auf ein Roß und ritt ungesehen dem staunenden Heere voran, das, sich bekreuzigend, rief: „Getrost, ein Engel vom Himmel selbst führt uns zum Kampf!“ Nicht weit von der Burg machte das Heer Halt, und sogleich begann ein gewaltiges Schießen und Werfen aus Schleudermaschinen auf die Christen, so daß Ortnit schon bange wurde. Da plötzlich wurden von unsichtbarer Hand die gefährlichen Maschinen von der Mauer in den Graben hinabgestürzt, infolgedessen sich der Heiden banges Entsetzen bemächtigte, ja einzelne schon zur Übergabe rieten. Machorel aber tobte in wildem Zorn und schwur, nimmermehr seine Tochter dem Christenkönige zu geben. „Was tobst du so?“ ließ sich da plötzlich Alberichs Stimme hören, „mir müßtest du sie geben, wenn ich wollte, ja dir selbst könnte ich das Leben nehmen!“ Damit faßte er Machorel mit aller Kraft in den Bart und zog ihn hin und her, so daß er vor Wut heulte, und obgleich viele Hände nach dem Zwerge griffen, niemand vermochte den Unsichtbaren zu fassen; er stand bereits wieder bei Ortnit und riet ihm, sich auf baldigen, blutigen Kampf gerüstet zu halten.

Kaum graute der Morgen, da stürzten auch schon die Heiden heraus aus den Pforten, und ein gewaltiges Kämpfen begann. Unterdes flehte die schöne Sidrat in dem Heidentempel für ihren Vater; da fühlte sie sich plötzlich bei den Händen ergriffen und rief erstaunt: „Bist du es, Apollo, mächtiger Gott, der mich berührt?“ Allein Alberich — denn er war es — sagte: „Nicht Apollo ist es, sondern ein Bote des allein wahren Gottes, sieh, wie weit mächtiger er ist als deine Götter!“ Damit warf er die steinernen und hölzernen Götterbilder um, daß sie dröhnend zu Boden stürzten, ergriff Sidrat bei der Hand und führte sie hinaus auf die Mauer, von welcher sich der Kampfplatz überschauen ließ. Hier sah die Jungfrau herrlich vor allen den starken Ortnit hervorragen, und als dieser eben auf ihren Vater eindrang, da rief sie erschreckt: „Mächtiger Geist, rette meinen Vater, und ich will dir gehorsam sein!“ Blitzschnell stand Alberich neben Ortnit und rief ihm zu: „Laß ab vom Kampfe, bald stehst du am Ziel!“ Da senkte Ortnit das Schwert, und es gelang Machorel, sich mit den Seinen in die Burg zurückzuziehen.

Während Ortnit seinen Kämpfern die wohlverdiente Ruhe gewährte, schwang sich Alberich wieder auf Montabur und fragte leise Sidrat: „Wann willst du mir zu meinem Herrn folgen?“ „Sobald du willst und ich unbemerkt entkommen kann!“ war die Antwort. „So gehe zum Graben und bete dort zu den herabgestürzten Göttern!“ Sidrat that, wie ihr geheißen; aber alsbald ergriff sie Alberich und trug sie im Nu zu Ortnit, der sogleich in stürmischer Eile dem Meere zusprengte. Jedoch schon war die Flucht bemerkt worden; wütend jagte Machorel Ortnit nach und holte ihn auch an einem reißenden Bache ein, nachdem jener vorher kaum Zeit gefunden, die Jungfrau in einer nahen Höhle zu bergen. Allein stand der Held Hunderten gegenüber, und obwohl sein Schwert Rosen fürchterlich unter den Feinden mähte, versagte doch dem Könige endlich die Kraft, er vermochte seine Waffe nicht mehr zu schwingen und rief in dieser Not: „Ich gebe mich gefangen, Machorel, so du mir das Leben lässest!“ Indes der erzürnte Heide rief: „Nein, dich rettet keine Macht der Erde vom Tode!“ Da dröhnte plötzlich der Boden, und herbei jagte Ylias mit seinen Mannen, von Alberich noch rechtzeitig gerufen. Freudig tauschte Ortnit sein Schwert mit dem des Ohms und eilte zu der Höhle, wo Sidrat den halb verschmachteten Geliebten mit Wasser kühlte und seine Wunden verband. Ihr Anblick stärkte Ortnit auch bald derart, daß er wieder freudigen Mutes zum Kampfe hinaus eilen konnte, nachdem er der Jungfrau versprochen, das Leben ihres Vaters zu schonen. Wieder

fielen seine Streiche hageldicht, und bald wandten sich die Heiden zur Flucht, unter ihnen auch Machorel. Jetzt eilte Ortnit zurück zur Höhle, und als Sidrat ihren Vater entkommen sah, schlang sie ihre Arme um Ortnit, küßte ihn inniglich und rief: „Nun bin ich dein auf ewig!“

Eiligst ging die Fahrt gen Suders umd von da in die Heimat, wo sie jubelnd empfangen wurden. Sidrat gewann bald durch ihre Anmut aller Herzen, und nachdem sie als Christin getauft worden und den Namen Liebgart erhalten hatte, ward neun Tage lang eine herrliche Vermählung gefeiert, wozu Zwerg Alberich mit goldener Krone auf dem Haupte erschien und eine so reiche Brautgabe spendete, wie sie wohl kaum je eine Königin empfangen.

Jahre lang lebten nun die Gatten in seliger Gemeinschaft dahin, bis ihr Glück unerwartet jäh gestört werden sollte. Machorel nämlich sann auf Rache und stellte endlich folgendes an: Eines Tages erschien ein Abgesandter von ihm in Garden mit einem freundlichen Briefe und reichen Geschenken, die von Liebgart freudig empfangen wurden. Zuletzt aber brachte der Gesandte zwei große Eier hervor und sagte: „Diese Eier stammen aus dem Garten Eden und sind von einer echten Abrahamskröte gelegt worden. Wenn sie ausgebrütet sind auf einer steilen Felsenwand, so bringen die jungen Kröten die kostbarsten Edelsteine der Welt hervor.“ Ortnit ließ sich täuschen und die Eier im wilden Gebirge bei der Stadt Trient aussetzen. Nach einem Jahre aber kamen junge Drachen hervor, die bald heranwuchsen und Menschen und Vieh raubten, so daß Lampartenland schwer unter der schrecklichen Plage seufzte. Viele tapfere Helden waren schon im Kampfe gegen die Ungeheuer gefallen, da machte sich Ortnit endlich selbst auf, nahm herzlichen Abschied von seiner Gemahlin und bat sie, wenn er falle, so solle sie sich dem Rächer seines Todes vermählen, der ihr die Zungen der Drachen überbringen würde. Dann drehte er seinen Zauberring und fragte Alberich um Rat; allein dieser konnte ihm auch nichts anempfehlen, als sich vor dem Einschlafen zu hüten, und forderte den kostbaren Ring von ihm zurück, damit derselbe im Unglücksfalle nicht nutzlos verloren ginge. Nun ritt Ortnit mutig aus und kam nach vielen Mühen in die Nähe der Drachenhöhle. Um sich zu dem baldigen Kampfe zu stärken, beschloß er, erst unter einem mächtigen Baume sich ein wenig zu lagern. Da aber senkte sich tiefe Müdigkeit auf ihn, und bald lag er in festem Schlaf. Wohl suchte sein treuer Hund ihn beim Herannahen der Drachen durch Bellen und Kratzen zu erwecken, es war umsonst. Die Drachen aber erdrückten und erstickten jetzt den Helden und schleppten ihn in eine Höhle, wo ihre Jungen gierig über

ihn herfielen, und da sie den Panzer nicht zu zerreißen vermochten, sein Fleisch und Blut durch die Öffnungen desselben aussaugten. Der treue Jagdhund aber lief klagend zurück nach Garden und meldete so der zum Tode betrübten Liebgart das Entsetzliche. Noch vermochte sie der Unheilskunde nicht Glauben zu schenken; als jedoch Jahr auf Jahr verging, ohne daß der Held zurückkehrte, da konnte sie endlich nicht mehr zweifeln, daß ihrem Vater die Rache nur allzugut gelungen war.

Nach langer Zeit erst sollte Ortnit ein Rächer erstehen in Wolfdietrich, zu dessen Thaten wir uns nun wenden wollen.

## Wolfdietrich.

Hugdietrich, der mächtige, hochberühmte König von Byzanz, fühlte sein Ende herannahen und ließ seine drei Söhne Wolfdietrich, Bauge und Wachsmut ans Sterbelager rufen. „Mein Ende naht;“ sagte er mit schwacher Stimme, „euch, geliebten Söhne, will ich mein Reich hinterlassen. Du, Wolfdietrich, als der Älteste, sollst die Hälfte des Reiches nebst der guten Stadt Byzanz erhalten, ihr aber, Bauge und Wachsmut, die andere Hälfte.“ Hierauf bat er seinen altbewährten Freund, Herzog Berchtung von Meran, dem jungen Wolfdietrich als treuer Berater zur Seite zu stehen, was jener auch freudig versprach. Nach des Königs Tode und feierlicher Beerdigung nahm Berchtung seinen Schutzbefohlenen mit sich nach Meran und übte ihn daselbst fünf Jahre lang in allen ritterlichen Gebräuchen und Künsten, also daß Wolfdietrich es allen seinen Genossen bald an Stärke und Gewandtheit zuvorthat. Als nun der Jüngling herrlich herangewachsen war, sandte der Herzog Boten nach Byzanz und hieß daselbst alles zur Krönung rüsten. Allein üble Kunde kam von dort zurück. Bauge und Wachsmut hatten sich des ganzen Erbes bemächtigt und wiesen die Boten trotzig und höhnend ab. Da schwur Herzog Berchtung, für Wolfdietrichs Recht einzustehen, und sagte: „Ich habe sechzehn Söhne und fünfhundert wackere Degen, die sollen Euch sogleich zur Seite stehen, Herr.“

Bald brachen sie auf nach Byzanz und langten auch glücklich vor der Stadt an. Auf einem weiten Anger machte das Heer Halt, während Wolfdietrich und der Herzog sich hineinbegaben in die Stadt, eine friedliche Schlichtung des Streites zu versuchen, jedoch mit der Weisung an die Helden, sowie sie Berchtungs Horn erschallen hörten, sogleich zur Hilfe herbeizueilen. Als nun die beiden vor Bauge und Wachsmut kamen, begrüßten jene wohl Berchtung ehrenvoll, allein Wolfdietrich ward gar-

nicht beachtet, und als der Herzog das Erbteil jenes forderte, da rief Bauge höhnisch: „Wer weiß denn, ob Wolfdietrich unser Bruder ist? Es geht die Sage, er sei ein Kebskind und im Walde bei jungen Wölfen gefunden worden!“ Da trat der starke Held, obwohl bebend vor Zorn, hervor und sprach: „Um unserer lieben Mutter willen soll dies böse Wort nicht nach Gebühr belohnet sein, ja ich biete euch noch die Hälfte meines Erbteils des Friedens halber freiwillig an.“ Aber höhnend wiesen beide Brüder ihn zurück, beschimpften auch Berchtung, ja wollten Hand an ihn legen, als er mit Abscheu ihr Anerbieten, zu ihnen zu stehen, zurückwies. Da zückte Wolfdietrich zornig das Schwert, vor dem die beiden Feigen eilends entflohen.

Jetzt war der Kampf gewiß; der Herzog eilte hinaus auf den Söller und stieß mächtig hinein ins Horn, sodaß es weithin zu seinen Söhnen hinüberschallte. Bauge und Wachsmut aber waren inzwischen mit dreihundert Rittern in den Saal gedrungen, und Wolfdietrich wußte sich, an eine Wand gelehnt, ihrer Streiche kaum zu erwehren, bis Berchtungs Söhne endlich erschienen und sich mit ihren Schwertern einen Weg zu ihm bahnten. Schnell war der Saal bedeckt mit Leichen, allein immer neue Scharen führten Bauge und Wachsmut heran. Drei Tage lang währte der Kampf, und endlich war von Wolfdietrichs Mannen nur noch Berchtung mit seinen sechzehn Söhnen am Leben. Wohl verrichteten alle Wunder an Heldenthaten, allein der Feinde waren zu viele, und bald lagen auch sechs der Söhne Berchtungs am Boden. So oft aber einer fiel, blickte der greise Held lachenden Auges zu seinem Herrn auf, damit dieser den Verlust nicht merke. Endlich aber ermatteten auch die Starken, und so bahnten sie sich zuletzt einen blutigen Weg mitten durch die Feinde, schwangen sich im Hofe auf die Rosse und jagten in Sturmeseile davon in einen nahen, dichten Wald. Dort retteten sie sich in eine nur dem Herzog bekannte Höhle und entkamen so den nachjagenden Feinden. Jetzt erst bemerkte Wolfdietrich das Fehlen der sechs Söhne und wollte sich im bitteren Schmerze das Schwert in die Brust stoßen, als Berchtung ihn noch rechtzeitig hinderte.

Bald schliefen der Herzog und seine Söhne, Wolfdietrich aber ließ sein Kummer nicht ruhen; er trat hinaus in den Wald. Da sah er plötzlich ein rauhes Ungetüm gleich einer gewaltigen Bärin auf sich zuschreiten und wollte schon das Schwert zücken, als es von weicher Frauenstimme tönte: „Gieb Frieden, Wolfdietrich, und folge mir! Rauh-Else nennt man mich, und ein weites Königreich ist dein, wenn du mir deine Hand reichst zum ehelichen Bunde.“ „Fahre zur Hölle, böse Valantin!“ rief entsetzt der junge Held und schleuderte sein Schwert

nach der Bärin. Allein in deren dickem Fell blieb es stecken, und die Bärin verschwand mit ihm, während sein Roß ebenfalls davonjagte. Schnell eilte Wolfdietrich ihnen nach, geriet immer tiefer in den Wald hinein und verfiel endlich, von Müdigkeit übermannt, in tiefen Schlummer.

Wer beschreibt Berchtungs Schreck und Schmerz, als er beim Erwachen seinen Herrn nicht mehr fand! Wohl wurde der Forst nach allen Seiten durchforscht, es war umsonst. Endlich sagte er seufzend zu seinen Söhnen: „Hier müssen wir verkommen, kehret um nach Byzanz, wo man zehn tapfere Degen gern aufnehmen wird; ich aber will als Pilger unsern Herrn suchen und euch dann Botschaft senden.“ So geschah es auch; die Könige nahmen jene gern auf und meinten, Wolfdietrich sei im Forste umgekommen. Allein dieser lag unterdes Wochen und Monde in tiefem Zauberschlaf, bis die Zeit kam, wo die unglückliche Rauh-Else in jedem Jahre einmal wieder menschliche Gestalt bekam. Als Wolfdietrich erwachte, rief er sogleich klagend nach seinen Genossen; da ertönte wiederum neben ihm die Stimme des Ungetüms: „Sei unverzagt, sie sind dir treu. Jetzt aber höre mein Schicksal. Ich bin nicht Rauh-Else, sondern eines mächtigen Königs Tochter, und ein weites Reich ist mein. Nach meines Vaters Tode warb um mich ein zauberkräftiger Riese, und als ich ihm meine Hand versagte, verwandelte er mich in eine Bärin so lange, bis der beste Held der Welt mir seine Huld schenke. Folge mir nun, und bald wirst du ein großes Wunder schauen!“ Damit führte sie ihn zu einem Born, dem Jungbrunnen, sprang hinein, und alsbald tauchte aus ihm ein Weib empor, so schön und wohlgestaltet, wie wohl kaum eines Menschen Auge je erblickt. Lächelnd fragte nun Sigeminne — so hieß die Schöne —: „Magst du mich wohl jetzt zum Gemahl?“ und Wolfdietrich sank ihr zu Füßen.

Nachdem der erste Freudenrausch verronnen war, sagte die Holde: „Laß uns nun aufbrechen gen Alten-Troja, wo du mein König sein sollst.“ Damit führte sie ihn durch die Wildnis, bis sie endlich an den Meeresstrand kamen, wo ein wunderbares Schiff vor Anker lag. Vorn war statt des Schnabels ein riesiger Fischkopf, hinten als Steuerrad ein Meermann, statt der Segel hatte das Schiff mächtige Greifenflügel. Jubelnd wurden sie von der Besatzung empfangen, und kostbare Geschenke reichte Sigeminne jetzt Wolfdietrich, besonders eine Tarnkappe, einen Ring von Zehnmännerstärke und ein Zauberhemd aus edler Seide, das gefeit war gegen Stahl und Stein, Feuer und Drachenzahn. Blitzschnell fuhr das Greifenschiff dahin, und bald landeten sie in Alten-Troja, wo eine herrliche Hochzeit folgte.

Ein Jahr hatten beide glücklich in trauter Ehegemeinschaft verlebt, da sollte sie bitteres Leid treffen. Bei einem großen Jagen erblickte Wolfdietrich eine schneeweiße Hirschkuh mit goldenem Gehörn und verfolgte sie so eifrig, daß er alle seine Jagdgenossen verlor und sich tief im Forst verirrte. Nur nach langem Suchen fand er sich zurück und erfuhr zu seinem Schmerze, daß inzwischen der Riese Drusian Sigeminne entführt habe. Nun machte er sich verzweiflungsvoll auf, jene zu suchen, und durchstreifte im Pilgergewand über der Rüstung weite Länder, bis er endlich von einem Zwerge die Burg des Riesen kund bekam. Dort erfuhr er an einem Brunnen von einer Dienerin Sigeminnes, daß Drusian am nächsten Tage Hochzeit machen wolle mit der bekümmerten Herrin, und schickte jener als Erkennungszeichen seinen Goldreifen. Geschickt wußte Sigeminne den Pilger ins Schloß zu laden, und als der Riese während des Mahles der Armen höhnend zurief, jetzt werde ihr wohl niemand, selbst Wolfdietrich nicht, helfen können, da warf dieser das Pilgergewand ab und drang auf Drusian ein, schonte ihn aber, als er sah, daß jener waffenlos war. „Edel ist dein Gebahren, o Held; wohl, laß uns streiten um Sigeminne!“ sagte der Riese und ließ drei gute Schwerter in den Saal bringen, von denen Wolfdietrich auf seiner Gattin Wink das äußerlich unscheinbarste wählte. Nun begann ein furchtbarer Kampf; dreimal schlug Wolfdietrich den Riesen zu Boden, aber immer wieder erhob sich dieser, und endlich schien der junge Held zu unterliegen. Da gab ihm die Verzweiflung Riesenstärke; mit beiden Händen faßte er sein Schwert und traf den Gegner so gewaltig zwischen Hals und Achsel, daß das Eisen tief eindrang, und der Riese tot zu Boden sank. Jetzt aber stürzten eine Menge seiner dienstbaren Zwerge mit Dolchmessern und zweizinkigen Spießen auf den Sieger los, und unzählige Stiche ihrer spitzen Waffen drangen durch die Ringe der Rüstung ein; aber das seidene Zauberhemd schützte Wolfdietrich vor jeder Verwundung, und endlich wandten sich die Zwerge zur Flucht vor seinen gewaltigen Streichen. Freudig schloß Wolfdietrich die wiedergewonnene Gattin ans Herz und eilte mit ihr der Heimat entgegen, wo lauter Jubel sie begrüßte. Allein nicht lange sollte ihr neues Glück währen; Sigeminnes Wangen wurden täglich bleicher, und bald umschloß ein Grabhügel die Liebliche.

Jetzt hielt Wolfdietrich nichts mehr in der neuen Heimat zurück, und er beschloß heimzukehren zu den trauten Jugendstätten. Unter vielen Abenteuern erreichte er endlich auch Lampartenland und erfuhr hier das traurige Geschick Ortnits und Liebgarts. Sogleich war er zum Kampfe entschlossen und jagte, mit einem Wahrzeichen Liebgarts versehen, davon.

Bald fand er auch im Walde einen Löwen in wütendem Kampfe mit einem Lindwurm, und kräftig stand er ersterem gegen den gemeinsamen Feind bei; aber wehe, da brach ihm plötzlich das Schwert, und nun trug sie der Lindwurm beide, den Löwen im Rachen, Wolfdietrich im Schweife, nach seiner Höhle. Sogleich fraßen hier die jungen Drachen den Löwen auf, Wolfdietrich aber, der aus seiner Betäubung erwachte, fand inzwischen das unvergleichliche Schwert Rosen und erschlug damit nach hartem Kampfe die ganze Drachenbrut, die alten wie die jungen. Dann eilte er zurück nach Garden, zeigte Ortnits Schwert und die Zungen der Lindwürmer, worauf er zum Lohne die Krone und mit ihr zugleich die Hand der schönen Königin Liebgart empfing.

Viele Wochen lebten beide nun in froher Gemeinschaft dahin; weithin rühmte man Wolfdietrichs Namen als den des besten Helden, und nichts trübte seine Freude als die Sehnsucht nach seinem treuen Berchtung und dessen Söhnen. Endlich konnte er sich nicht mehr bemeistern und rückte mit einem starken Heere in aller Heimlichkeit vor Constantinopel. Wie einst König Rother barg er sein Heer erst in dem weiten, wilden Forste vor der Stadt und ging in Pilgerkleidung in diese hinein auf Kundschaft. Vorsichtig stand er an der Stadtmauer; da hörte er oben auf derselben eine bekannte Stimme: „Morgen ist es drei lange Jahre her, daß unser Herr Wolfdietrich verschwunden ist, soll uns denn nie mehr Kunde von ihm werden? Wollte Gott, wir wären tot und allen Kummers ledig!“ Jetzt trat Wolfdietrich plötzlich aus der Dunkelheit hervor und rief hinauf zur Mauer: „Heil, ihr Getreuen! aller Jammer hat ein Ende, Wolfdietrich ist da!“ An einem Seile ließ er sich nun von den freudig bewegten Brüdern — denn dies waren die Mauerwächter — hinaufziehen und erfuhr nun ihr trauriges Schicksal. Da sie Bauge und Wachsmut nicht schwören wollten, ihres Herrn gänzlich zu vergessen, waren sie in jeder Weise beschimpft und endlich auf der Mauer zu je zwei aneinander geschmiedet worden. Ihr Vater Berchtung aber war nach langem vergeblichen Suchen zurückgekehrt und bald vor Kummer gestorben.

Voll Schmerz vernahm Wolfdietrich die Kunde, und siehe, ein Wunder ereignete sich: die Fesseln fielen plötzlich zu Boden, und frei standen die Brüder da. Glückselig eilten alle in das Münster, wo Berchtung begraben lag, und knieten in innigem Gebete an dessen Sarge nieder. Dann wandten sie sich wieder zur Mauer, und kaum graute der Morgen, da ertönte weithin in den Wald Wolfdietrichs Hornruf, bald auch dröhnten die Schläge seiner Recken an die Thore der aufgescheuchten Stadt. Wohl wurde Wolfdietrich mit seinen wenigen Getreuen hart

bedrängt; als aber die Stadtthore den Äxten der Stürmenden gewichen waren und die Lamparten in hellen Haufen in die Straßen eindrangen, da warfen die Byzantiner die Waffen von sich, und die beiden falschen Brüder wären verloren gewesen, wenn Wolfdietrich sie nicht in seinen Schutz aufgenommen hätte. Ja noch mehr, er ließ ihnen später auf Fürbitten Liebgarts sogar ihr ganzes Erbe.

Triumphierend zog nun der Sieger zurück nach Lamparten, wo ihn Liebgart freudig empfing und kurz darauf einen Sohn gebar, den er nach seinem Vater Hugdietrich nannte, und der ein gar ruhmreicher Held wurde. Die getreuen Söhne Berchtungs aber wurden vor allen anderen geehrt und erhielten reiche Lehen. Man nennt ihr Geschlecht die Wölfinge, und von ihnen stammt auch Hildebrand, Dietrichs tapferer Waffenmeister.

Wolfdietrich selbst aber zog sich im hohen Alter in ein stilles Kloster zurück, wo er endlich auch sanft entschlafen ist.

## König Laurin.

Einst saßen die Speergenossen des starken Dietrich von Bern in jener guten Stadt beim fröhlichen Mahle und priesen die wunderbaren Thaten ihres Herrn. Da trat zu ihnen Held Dietleib; allein der sonst so Freudige war heute trüben Mutes, so daß der alte Waffenmeister Hildebrand gar bald fragte: „Wer hat dir ein Leids gethan, starker Dietleib?“ „Ach, lieber Meister“, entgegnete jener, „mein holdes Schwesterlein ist aus Steiermark geraubt; mitten auf blumiger Wiese und mitten aus der tanzenden und scherzenden Schar ihrer Gespielinnen ist Kunhild verschwunden. Nun verriet mir gestern ein zauberkundiger Mann, Zwergkönig Laurin sei der Entführer und habe sie in seinen wunderbaren Rosengarten im Lande Tirol gebracht. Hilf mir, kluger Meister, sie zu befreien.“ Der alte Hildebrand aber schüttelte bedenklich den Kopf: „Wohl kenne ich den Weg dahin, aber Laurin ist trotz seiner kleinen Gestalt ein gar gewaltiger Recke und voller Zauberkunst; selbst unser Herr möchte ihn wohl nicht bestehen. Sein wunderherrlicher Rosengarten ist mit einem goldenen Faden umspannt, und wer dort einzudringen wagt und eine Rose bricht, der büßt mit dem rechten Fuß und der linken Hand.“

„Oho, den Garten muß ich sehen und eine Rose aus demselben haben!“ rief da der unbemerkt eingetretene Dietrich. „Wer reitet mit?“ Es meldeten sich sogleich außer Dietleib der starke Wittich und der

Recke Wolfhart; der alte Waffenmeister aber erbot sich den Führer zu spielen.

Bald ging die Reise los; an schneebedeckten Bergen und tiefen Abgründen vorüber zogen die Helden, bis sie sich plötzlich auf einem weiten, blumigen Anger befanden, auf dem viele tausend Rosen blühten. Ein Thor aus goldenen Borten, mit Rosen umrankt, verschloß den Garten, um den ein goldener Faden gezogen war. Staunend betrachteten die Helden all die Pracht, dann aber sprang der ungestüme Wittich vom Pferde, riß den goldenen Faden und die Borten in Stücke, pflückte zwei herrliche Rosen und brachte sie seinem Herrn. Allein kaum war dies geschehen, da sahen sie auf einem kleinen Roß einen bärtigen, winzigen Reiter dahersprengen in einem Panzer, der von Gold und Edelsteinen funkelte, in Drachenblut gehärtet und undurchdringlich war. Darüber lag ein kostbarer Gürtel, der ihn zwölf Männern an Stärke gleich machte; sein kleines, von edlen Karfunkeln strahlendes Schwert aber schnitt Eisen und Stein. Kostbare Rubinen und Smaragden zierten sein Seidengewand und seinen Goldhelm, und aus seiner Königskrone leuchtete ein Karfunkel so hell wie die liebe Tagessonne. Der Schild des Zwerges endlich war ebenfalls golden; ein wilder Leoparde war sein Schildzeichen. Jetzt hielt er vor den Helden und rief drohend: „Heda, ihr Raubgesellen, was habe ich euch zu Leid gethan, daß ihr meinen Garten zerstört? Nun sollt ihr alle mir den rechten Fuß und die linke Hand als Buße geben!“ Herr Dietrich sagte hierauf begütigend: „Bist du König Laurin, so laß deinen Zorn, ich will dir büßen mit Gold und Silber, so viel du forderst.“ Aber höhnisch rief der Zwerg: „Ich habe mehr Gold als ihr alle zusammen, ich fordere meine Buße.“ „Ein Feigling, wer noch von Buße redet!“ schrie jetzt der trotzige Wittich und rannte gegen Laurin an; allein derselbe versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß, daß er fünf Fuß weit in den blumigen Klee sank und für tot liegen blieb. Schon wollte ihm der Sieger Hand und Fuß nehmen, da sprang Dietrich herzu und rief: „Halt ein! meinem Fahrtgenossen darf kein Leid geschehen. Noch nie hat Dietrich von Bern einen Freund in der Not verlassen!“ „So wahre dich selbst, stolzer Berner!“ rief da der Zwerg und stieß gegen ihn an, daß er im Sattel wankte. „Besteh ihn zu Fuß, schlag ihm den Schwertknauf um die Ohren!“ rief jetzt Hildebrand seinem Herrn zu, und jener sprang sogleich vom Pferde und that, wie ihm geheißen. Schon war er im Vorteil, da plötzlich war der Zwerg verschwunden, von allen Seiten aber fielen hageldichte Streiche auf Dietrich, der wütend nach dem unsichtbaren Gegner mit der Tarnkappe schlug. Allein nur Hohngelächter

antwortete ihm, und immer dichter fielen die Streiche. Unmutig warf jetzt der Berner das Schwert zu Boden und suchte seinen Gegner zu fassen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang ihm dies auch, und ein gewaltiges Ringen begann. Bereits wankte Dietrich, da rief ihm sein Waffenmeister zu: „Zerbrich ihm den Gürtel!“ und jetzt faßte der Berner Laurin, hob ihn in die Luft und stieß ihn so gewaltig zu Boden, daß der Gürtel zerriß und der nun seiner Stärke beraubte Zwerg heulend um Gnade flehte. Schon wollte der zornige Dietrich ihm den Todesstreich versetzen, da rief der Geängstete: „Hilf mir, Dietleib, um deiner Schwester Kunhild willen, die meine Königin geworden ist und ohne mich im hohlen Berge verkommen muß; rettest du mich aber, so will ich dich zu ihr führen, und herrlicher Lohn sei dein!“ Erfolglos aber bat der Held um das Leben Laurins, bis er jenen plötzlich ergriff, schnell aufs Roß sprang und nach hastigem Jagen ihn in einer Felsenspalte verbarg. Allein Dietrich war inzwischen nachgesprengt, und es begann zwischen beiden Recken ein grimmes Streiten, das wohl schlimm geendet hätte, wenn nicht Hildebrand und seine Genossen dazwischen gesprungen wären und eine Versöhnung herbeigeführt hätten.

Auch Laurin erhielt Frieden und rief freudig: „Wohl, ihr tapferen Recken, jetzt will ich euch meinen Berg erschließen, und du, Dietleib, sollst deine Schwester schauen in all ihrer Pracht!“ Trotz Hildebrands und Wittichs Mißtrauen bestanden Dietrich und Dietleib darauf, jenem, der nochmals Treue gelobte, zu folgen, und bald kamen sie auf eine schöne, bunte Wiese voll duftender Blumen und herrlicher Bäume, in deren Ästen unzählige Vögel ihre süßesten Weisen ertönen ließen. Endlich standen sie am Berge; auf that sich eine goldene Thür zu einer krystallenen Halle, die von Gold und Edelsteinen aller Art erglänzte; donnernd aber schlug das Thor hinter ihnen zusammen. Nun führte Laurin seine Gäste in einen über alle Maßen prächtigen Saal; auf goldenen Bänken mußten sie niedersitzen, Wein und Met schenkte man ihnen zum Willkomm, während kostbar gekleidete Sänger die schönsten Melodieen aufspielten. Bald trat auch inmitten ihrer Jungfrauen die schöne Königin Kunhild ein, die goldene Krone auf dem Haupt, das Gewand übersät mit Rubinen und Karfunkeln. Sittsam begrüßte sie die Gäste und sank dann dem geliebten Bruder um den Hals. Besorgt fragte dieser nach ihren Erlebnissen, und ob es ihr an irgend etwas fehle. Wohl verneinte die Königin die Frage, allein trotz all des äußeren Glückes sprach sie doch den Wunsch aus, wieder zurückzukehren in die Oberwelt trotz deren geringeren Freuden, was ihr auch Dietleib freudig versprach. Nach beendetem Willkomm ward die Königin

wieder feierlichst in ihre Gemächer geleitet. Laurin aber führte seine Gäste zum festlichen Mahle in einen Saal, der an Pracht alles übertraf, was je ein menschliches Auge geschaut.

In Staunen und Bewundern versunken, setzten sich die Berner Helden zum leckeren Mahle, während inzwischen Laurin zur Königin eilte, ihr die erlittene Schmach zu erzählen, und seinen Entschluß, Rache an jenen zu nehmen, mitzuteilen. Vergebens war ihr Flehen; nur mit Mühe erlangte sie, daß er ihnen wenigstens nicht ans Leben ginge und ihrem Bruder den Racheplan kundgebe. Kaum aber hatte Laurin diesem sein Vorhaben entdeckt und ihm unermeßliche Schätze versprochen, da rief jener empört: „Verräterischer Zwerg, ich lebe und sterbe mit meinen Genossen!“ „Elender Thor!“ schrie Laurin, sprang zur Thür, schlug sie krachend zusammen — und gefangen saß der Held. Laurin aber eilte in den Festsaal, ließ neuen Wein bringen und mischte heimlich in denselben ein Zauberpulver, das die Berner in tiefen Schlaf versenkte! Alsdann legte er ihnen starke Fesseln an und ließ sie in einen festen, tiefen Kerker werfen. Schon war Mitternacht verstrichen, da erwachte Dietrich, und als er sich und seine Genossen gefesselt fand, da ergriff ihn gewaltiger Zorn, sein Feueratem versengte die eigenen Fesseln, und bald hatte er auch die Genossen befreit. Allein die Kerkerthüren zu sprengen war unmöglich, und so ergriff die Helden endlich düstere Traurigkeit.

Da pochte es plötzlich leise an die Thür, und die Stimme Kunhilds, die ihnen gleich einer Engelsstimme erschien, fragte bange: „Ihr Berner Helden, seid ihr noch am Leben?“ Als hierauf freudige Antwort erschallte, öffnete sich die Thür, und Dietleib nebst seiner Schwester traten ein, ersterer mit den besten Waffen der Genossen beladen. Derselbe berichtete nun, wie Kunhild gewacht, bis der Zwerg eingeschlafen sei, dann mit einem Zauberringe des Bruders Kerkerthür gesprengt, ihm die Waffen der Recken gezeigt und endlich hierher geleitet habe. Kunhild gab jetzt jedem einen Goldreifen, der sie befähigte, die Zwerge trotz ihrer Tarn- oder Helkappen zu sehen, und mit lautem Jubel rief frohmütig der kecke Wolfhart nach Kampf. Laurin vernahm den Kampfesruf und blies dreimal in ein kleines, goldenes Horn; da öffneten sich die Felsen, aus Ritzen und Schluchten, von allen Seiten stürzten Tausende von Zwergen herbei, alle wohlgerüstet und kampfesmutig. Zuerst wurde Dietleib angegriffen und trotz des tapfersten Widerstandes endlich in ein Felsengewölbe zurückgedrängt, wo es ihm sicher übel ergangen wäre, wenn nicht plötzlich Dietrich mitten unter die Feinde gesprungen und auf Laurin selbst eingedrungen wäre. Wutentbrannt sprang ihm dieser entgegen, und ein Zauberring am Zeigefinger verlieh ihm so gewaltige Kraft, daß

er Dietrich Wunde auf Wunde schlug und dieser schon erschöpft zurückwich. Da flüsterte ihm Kunhild zu: „Such ihm den Zeigefinger abzuschlagen, dann wirst du siegen!“ Neugekräftigt drang Dietrich wieder vor, und durch einen geschickten Fechterschlag gelang es ihm auch, den Zeigefinger Laurins zu treffen und sich des Ringes zu bemächtigen. Jetzt floh Laurin vor den Berg und stieß abermals ins Horn. Da eilten fünf schreckliche Riesen herbei, die ihm dienstbar waren, und griffen im Verein mit den Zwergen die Helden wütend an. Allein nun konnten auch Wittich und Wolfhart mit in den Kampf eingreifen und schlugen den Riesen so tiefe Wunden in ihre ungefügen Leiber, daß diese endlich auch zu den Zwergen darniedersanken. Jetzt warf sich Laurin Dietrich zu Füßen und rief: „Alles überlasse ich dir, gieb Frieden!“ Indes der Zornige schrie: „Verräterischer Zwerg, du hast den Frieden und die Treue elend gebrochen, du und alle die Deinen müssen sterben!“ Da bat Kunhild, um ihret- und aller Frauen willen jenen zu verschonen, und als auch der alte Hildebrand riet, ihn lieber mit den kostbarsten seiner Schätze nach Bern zu bringen, ließ sich Dietrich endlich besänftigen und übergab die Herrschaft an den Zwerg Sintram, der ihm Treue schwur. Reich beladen mit Gold und Edelgestein kehrten die Helden mit Laurin nach Bern zurück, allwo sie lauter Jubel empfing. Hier soll Laurin als Gaukler künftig geblieben sein. Andere aber erzählen sein ferneres Schicksal so:

Noch vierzehn Tage weilte Kunhild in Bern, dann aber wollte sie Abschied nehmen von Dietleib und Laurin. Letzterer jammerte beim Abschied jedoch so laut, daß Kunhild unter Thränen sagte: „Laurin, durch List und Zauberei geraubt, wollte ich in deinem unterirdischen Reiche nicht bleiben. Jetzt aber, wo ich deine große Liebe erkenne, will ich freiwillig deine Königin im Rosengarten sein, falls du allen Rachegedanken entsagen willst.“ Als ihm nun nach einigen Tagen auch Dietrich ungebeten seine Freiheit wiedergab, da rief Laurin bewegt: „Fortan, edler König, will ich dein treuer Geselle sein auf Leben und Sterben!“ und er hielt Wort. Als kurz darauf sein Oheim, König Walberan, mit einem gewaltigen Heere zu seiner Befreiung heranzog, da vermittelte er mit eigener Gefahr den Frieden zwischen beiden Königen, und Virginal selbst, Dietrichs edle Gemahlin, legte die Hand der schönen Kunhild in die seine. Nach einer glänzenden Hochzeitsfeier zogen die Neuvereinten nach dem Rosengarten, und bald erhob sich unter den kunstfertigen Händen der Zwerge ein Bau, der alles, was man je gesehen hat, an Pracht übertraf, und worin Laurin und Kunhild selig dahinlebten.

Noch heute aber sollen beide zuweilen in den Bergen Tirols sich zeigen und armen, treuen Liebenden zum ersehnten Ehebündnis verhelfen.

## Hildebrand und Hadubrand.

Dreißig Jahre hatte Dietrich von Bern fern von der Heimat im Hunnenlande gelebt. Da endlich schlug die Stunde der Heimkehr: Ermenrich, Dietrichs hartherziger Oheim, der Kaiser in Romaburg, starb, und der König von Bern konnte sein Reich wieder in Besitz nehmen. Froh traten die Amelungenhelden den Heimweg an. Als sie aber an die Grenze des Gartener Landes kamen, sprach Hildebrand, Dietrichs alter Waffenmeister, der einst zu Garten gesessen und beim Weggange sein treues Weib Ute und seinen kleinen Sohn Hadubrand hatte verlassen müssen: „Ich will allein voraufreiten und mein Land beschauen, hab' ich es gleich schon lange Zeit nicht gesehen und ist mir der Weg schier unbekannt."

So ritt er bis dahin, wo das Gartener Land an die Berner Mark stößt. Da begegnete ihm auf der Heide ein stattlicher Recke, dem die blonden Locken in Jugendfülle unter dem Helme hervordrangen. „Was suchst du hier in meines Vaters Land?" rief den Alten der junge Held an. „Du führst einen Harnisch, just so prächtig wie ein Königssohn, sein Glanz macht mich mit sehenden Augen fast blind. Das taugt so altem Manne nicht: besser säßest du am Herdfeuer und wärmtest deinen alten Leib." „Mit nichten konnt' ich mich pflegen daheim am Feuer," entgegnete der alte Recke. „Geritten und gestritten habe ich auf mancher Heerfahrt; im Kampfe ist mein Haar ergraut, und mit Ehren bin ich alt geworden." „Herunter vom Roß," schalt der Junge wieder, „und gieb dich mir zum Gefangenen! Sonst rauf' ich dir den grauen Bart und nehme dir deinen Harnisch und deinen grünen Schild!" „Mein guter Harnisch, mein grüner Schild, sie schützten mich oft vor schlimmen Streichen. Auch jetzt sollen sie mir Schutz gewähren wider dich jungen Fant, so Gott will!" Da griffen sie zu den Schwertern und liefen einander an. Groß war des alten Hildebrand erprobte Waffenkunst, aber gegen des jungen Recken kraftvolle Schläge half sein Schirmen wenig: der schlug ihm einen harten Schlag, daß Hildebrand von Herzen erschrak. Doch er faßte sich und ersah seinen Vorteil. Mit raschem Sprunge unterlief er des Gegners Schwert und umschlang mit starken Armen den Jüngling. Ein Ruck — und auf den Rücken flog er ins grüne Gras. Da lachte der Alte: „Wer sich an alten Kesseln reibt, der schwärzt sich. So geschieht es dir naseweisem Jungen recht. Doch sage mir und beichte, ich will dein Beichtvater sein: wer bist du? Vielleicht lass' ich dich dann am Leben." „Ich bin ein junger Degen

aus stolzem Geschlecht: meine Mutter heißt Frau Ute und ist eine Herzogin; Hildebrand ist mein Vater, doch habe ich ihn nie gesehen." „Heißt deine Mutter Frau Ute, so wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater, bin," rief froh der Alte. Auf schloß er seinen goldenen Helm und küßte ihn auf den Mund: „Gott sei gelobt, daß wir beide noch gesund sind!" Aber der Sohn begann zu klagen: „Ach, lieber Vater mein, die Wunde, die ich dir geschlagen, die wollt' ich dreimal lieber an meinem eigenen Haupte tragen." „Nun schweige still, mein lieber Sohn!" beruhigte ihn der Alte. „Für die Wunden wird sich schon Rat finden: gelobt sei der reiche Gott im Himmel, der uns wieder vereinigt hat!"

Da ritten sie heim, und Hadubrand gab seinen Vater für seinen Gefangenen aus. Als sie aber bei Tische saßen, konnte sich die alte Mutter Ute nicht genug wundern über die große Ehrerbietung, die ihr Sohn dem Gefangenen bewies. Da sagte Hadubrand: „Nun scheltet mich nicht, Frau Mutter, daß ich meinen Gefangenen nicht strenger bewache! Er hat mich auf der Heide fast zu Tode geschlagen und mir doch das Leben geschenkt. Es ist Hildebrand, der liebste Vater mein!" Und auch Hildebrand selbst gab sich zu erkennen: einen goldenen Ring zog er hervor, den ihm einst sein Weib als Pfand der Treue gegeben hatte, und unter Freudenthränen sank Ute an des Gatten Brust.

So lautet die Sage in einer Bearbeitung des ausgehenden Mittelalters. Anders jedoch schildert die Begegnung zwischen Vater und Sohn ein altes Heldenlied aus dem 8. Jahrhundert, welches zwar nur als Bruchstück auf unsere Zeit gekommen ist, aber doch eine der köstlichsten Perlen im Schatze der deutschen Dichtung bleiben wird. In die heutige Sprache übertragen, lautet es also:

Ich hörte sagen, wie sich riefen zum Zweikampf
Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren.
Sohn und Vater in Eisen sich hüllten;
Um die Brust die Brünne, im Gurte das Schwert,
Im Ringhemd die Recken ritten zum Kampf.
Hildebrand sprach, der hehrere Mann;
Ihn reifte und läuterte langes Leben
In Fährde und Not. Zu fragen begann er:
„Wer ist dein Vater von den Männern im Volke?
„Künde mir, Knabe, der Ahnen Geschlecht!
„Nennst du mir einen, so kenn' ich sie alle:
„Keiner im Königreich hehlet sich mir."

Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Das sagten mir stets unsere Leute,
„Alte und weise, die eher dahingingen,
„Hildebrand hieße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
„Nach Osten entwich er vor Ottakers Haß
„Mit Dietrich dem König und vielen Degen.
„Da ließ er im Lande leidvoll sitzen
„Sein Weib als Witwe, sein Kind als Waise,
„Arm und bloß: nach Osten ritt er.
„Zuvorderst im Volk stets, war ihm Fechten das Liebste,
„Und kund war sein Name bei kühnen Männern.
„Nicht wähn' ich ihn mehr im Leben weilend."
— „Allvater weiß es oben im Himmel,
„Nie wirst du wieder mit Waffen bestehn
„So nahen Blutsfreund: mein Blut bist du!
„Hildebrand bin ich, Heribrands Sohn."
Ab wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisergold, die ihm gab der König,
Der Hunnen Herrscher: „Ich geb' dir's mit Hulde."
Doch Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Ger soll man solche Gabe empfangen,
„Von Spitze zu Spitze! Spitzbübischer Hunne,
„Gar listig bist du und willst mich locken
„Mit süßen Worten, mit dem Speer dann werfen.
„Ein so alter Mann und voll Arg und Trug!
„Das sagten mir Seefahrer, die kamen
„Von Westen her über den Wendelsee,
„Daß weg ihn raffte des Kampfes Wut.
„Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn!"
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn:
„Wohl sehe ich an deiner Rüstung,
„Daß du hast daheim einen guten Herrn,
„Bist Landsasse im Reich, nicht landflüchtiger Recke . . . .
„Weh, waltender Gott, das Wehgeschick naht!
„Ich wallete der Sommer und Winter sechszig:
„Stets scharte man mich ins Volk der Schützen,
„Vor keiner Burg schlug mich in Bande der Tod!
„Nun soll mein Sohn mit dem Schwert mich hauen,
„Mit dem Beil mein Haupt brechen oder ich ihn umbringen!
„Unschwer nun magst du, wenn dein Arm vermag,
„So hehrem Manne den Harnisch nehmen,
„Raub erraffen, so du Recht dazu hast.
„Nur der ärgste Feigling der Ostlandleute
„Weigerte dir den Waffengang, den du wünschest so sehr:
„Mann gegen Mann, nun zeig' deinen Mut,
„Wes Hand den Harnisch vom Feind heut erbeute,
„Wer ruhmvoll der Brünnen beider walte!

Da ließen sie erst die Eschen fliegen,
In scharfem Schauer, daß in den Schilden sie standen.
Dann stießen sie zusammen, die Steinäxte klangen,
Sie hieben zu schanden die hellen Schilde,
Durch die Luft flogen die Lindenspäne . . . . .

Hier bricht das Lied ab. Nach Andeutungen in anderen Sagen zu schließen, endigt aber hier der Kampf nicht so friedlich wie in der späteren Darstellung. Wahrscheinlich wird der Sohn vom Vater erschlagen.

## Parzival.

Schon das Heidentum wußte zu erzählen von einer Stätte auf Erden, welche, unberührt von Kummer und Not, die reinste Freude dem glücklich dahin Gelangten gewähre. Dies hohe Glück verlieh später der heilige Gral, ein köstlicher Jaspis von wunderbarem Glanze, zu einer Schüssel ausgearbeitet, im Besitze Josephs von Arimathia. Aus dieser Schüssel reichte der Herr in der Nacht, da er verraten ward, selbst seinen Leib und sein Blut den Jüngern dar, in dieses Gefäß floß das Blut aus der Wunde des Gekreuzigten. Daher ist die Schüssel ausgestattet mit Kräften des ewigen Lebens. Von ihrer Macht ersteht der Phönix verjüngt aus der Glut und schüttelt sein lichtschimmerndes Gefieder; wo sie weilt, da ist die Fülle der irdischen Güter; wer sie anschaut nur einen Tag, der kann in dieser Woche nicht sterben, und wer sie immer vor Augen hat, dem kann das Alter nie nahen. An jedem Charfreitage bringt eine leuchtendweiße Taube die heilige Hostie vom Himmel hernieder in den von schwebenden Engeln oder reinen Jungfrauen getragenen Gral, wodurch die wunderthätigen Kräfte desselben erneuert werden. Wer zum Dienste am Heiligtum berufen ist, dessen Name erscheint auf dem Gral in leuchtender Schrift. Hüter und Pfleger aber zu werden ist die höchste Ehre und Würde der Menschheit; allein nicht jeder ist dieser Ehre fähig. Pfleger des Heiligtums können nur selbstlose, alle Eigensucht in sich vertilgende Naturen, und König nur der treueste, demütigste und keuscheste Mann unter jenen Auserwählten sein. Es ist die Pflege des Grals das edelste geistliche Rittertum, das sich in Reinheit und Tapferkeit, Treue und Selbstverleugnung offenbaren muß.

Lange, lange Jahre war niemand würdig gewesen, Templeise, Pfleger des Grals, zu werden, seitdem er von Joseph aus dem Orient in das Abendland gebracht worden, weshalb Engel das Heiligtum schwe-

bend in der Luft trugen, bis endlich der erste König jenes heiligen Rittertums sich finden sollte in einem Helden, genannt:

## Titurel.

Derselbe war ein Sohn des Königs von Gallien und schon bei seiner Geburt von den glücklichen Eltern dem Himmel geweiht. Bereits im Knabenalter war er aller Freude, und kaum zum Jünglinge herangewachsen, entfaltete er hohen Heldenmut im Kampfe gegen die Ungläubigen. Dabei war sein Sinn demütig und fromm, nicht auf irdische Freuden und Minne gerichtet, sondern auf himmlische; kein Bittender und Notleidender ging ungetröstet von ihm. Ueberall ward sein Name als der des herrlichsten Mannes gefeiert, aber immer blieb er demütig. So verflossen fünfzig Jahre. Einst saß er im stillen Walde und betrachtete sinnenden Auges den Himmel; da ertönte plötzlich aus einer lichten Wolke eine Stimme: „Heil dir, frommer Held, der Herr hat dich berufen, Hüter zu sein des heiligen Grals auf dem Berge Monsalvatsch! Folge schleunigst dem Rufe!“ Hoch beglückt eilte Titurel nach Hause, verteilte all sein Hab und Gut unter die Armen und machte sich auf nach Monsalvatsch. Nach vielen und langen Wanderungen durch einen schier endlosen Wald, wobei ihn der Gesang von Engeln leitete, sah er endlich auch den heiligen Berg vor sich liegen, und das Licht des Grals strahlte ihm entgegen. Tief erschüttert sank er vor demselben nieder und betete: „Herr, leihe mir Kraft, mich des Hüteramtes würdig zu zeigen!“ Und würdig sollte er sich bald erweisen; zu wiederholten Malen schlug er die Ungläubigen, die Mohren, die sich des heiligen Gebietes Salvaterre bemächtigen wollten, kräftig darnieder, also, daß sie demütiglich um Frieden baten.

Nun lebte er in beseligender Fülle gar manches Jahr dahin und beschloß endlich, dem noch immer schwebenden Gral einen Tempel zu bauen, würdig eines solchen Heiligtumes. Die Fläche des Berges, der ein einziger, riesiger Onyx war, wurde glatt geschliffen, und auf ihr fand man über Nacht durch des Grals Gewalt den Grundriß der neuen Burg und des Tempels fertig aufgezeichnet, dazu auch allen Baustoff in Fülle. Dreißig Jahre lang wurde voller Fleiß an dem heiligen Werke gebaut; dasselbe aber würdig zu beschreiben, geht über alles Vermögen, nur sei gesagt, daß es tausendmal schöner und herrlicher war als selbst Salomos Tempel. In der Mitte des Heiligtums errichtete man ein zweites, kleineres, ganz ähnlich dem großen, nur noch viel glänzender, aus Gold und Edelsteinen, dazu bestimmt, den heiligen Gral selbst aufzunehmen, wenn er sich aus der Höhe herniedersenken sollte.

Endlich war die Stunde der Einweihung gekommen; unter inbrünstigem Gebet und Lobgesang der Templeisen senkte sich die Schale und blieb schwebend über dem Altare stehen. Fortan aber erschienen die Befehle des Höchsten in Flammenschrift auf dem Rande derselben.

Dreihundertfünfzig Jahre verbrachte Titurel bereits in treuer Pflege des Grals, ohne daß seine Kraft nachließ. Da bekam er eines Tages durch die Flammenschrift den Befehl, sich mit der edlen Tochter eines spanischen Königs zu vermählen, und zwei liebliche Kinder entsprossen der Ehe: Frimutel und Richoude. Ersterer vermählte sich später mit einer Königstochter von Granada und gewann mit ihr zwei Söhne, Amfortas und Trevrezent, und drei Töchter, Herzeleide, Joisiane und Repanse.

In der Schar seiner Lieben verfloß für Titurel noch gar manches Jahr, bis ihm eines Tages die Worte entgegenflammten: „Frimutel soll König sein!“ Sogleich berief er die Templeisen, weihte seinen Sohn ein in die geheimen Regeln und Satzungen und setzte ihm die Krone auf das Haupt. Joisiane führte bald darauf der König Kiot aus Catalonien heim, und nach deren frühem Tode nahm Herzeleide, die mit Gamuret, einem weitberühmten königlichen Helden, vermählt war, ihr Töchterchen Sigune zu sich und erzog es zusammen mit Tschionatulander, dem Sohne einer Jugendfreundin. Als aber bald darauf Gamuret, gegen die Ungläubigen streitend, fiel und übermächtige Feinde in ihre Länder Anjou und Valeise einbrachen, da mußte Herzeleide alles verlassen und floh mit ihrem kurz vorher geborenen Sohne Parzival („Mittendurch“) in den Wald Brezilian am Fuße der Pyrenäen.

Auch an Frimutel sollte Titurel Kummer erleben. Diesen, einen tapferen Helden, beengten die Fesseln der heiligen Satzungen, und so zog er hinaus zum Kampfe gegen die Mohren; in einem hitzigen Treffen aber fiel er in fernem Lande, und auf des Grals Geheiß wurde Amfortas zum König gekrönt. Aber auch in ihm schlug das ungestüme Heldenherz, und gleich seinem Bruder Trevrezent dürstete es ihn nach Kampf und Heldentum. In mancher heißen Schlacht kämpfte er. Da stieß ihm ein Sarazene einstmals seine Lanze in die Brust, deren abgebrochene Spitze in der Wunde stecken blieb. Wohl zog sie Titurel heraus; allein sie war vergiftet gewesen, die Wunde eiterte fort, und Amfortas duldete unsägliche Schmerzen. Vergebens begehrte er zu sterben; der Anblick des Grals erhielt sein schmerzvolles Leben. Tief gebeugt über all dies Leid war Titurel und suchte im Gebet Trost und Zuflucht. Da erschienen einst am Gral die flammenden Worte: „Murre nicht, dulde, ein Retter soll dir erstehen!“ Der Retter aber hieß:

## Parzival.

Das Knäblein war, wie wir bereits hörten, von seiner Mutter Herzeleide in die Einöde des Brezilianwaldes geflüchtet worden und blieb hier fern von aller Berührung mit der Außenwelt. Fürchtete doch die sorgliche Mutter, er möchte, seinem Vater gleich, von Thatenlust gedrängt, einen frühen Tod finden. Kräftig wuchs der Knabe heran. Der grüne Wald, die kühlen Quellen waren sein Spielplatz, die Waldvögelein mit ihren süßen Stimmen seine Freunde. Nie erzählte ihm die Mutter von ritterlichem Wesen, wies ihn aber auf Gott und alles Edle hin. So gedieh Parzival in aller kindlichen Unbefangenheit zum kräftigen Jüngling, schnitzte sich Pfeil und Bogen, und sein Gabilot fehlte niemals das flüchtigste Wild; unbewußt aber regte sich in ihm zu seiner Mutter Kummer des Vaters kühner Thatendrang.

Einst ritten drei Helden in glänzender Rüstung mit breiten Schwertern und goldenen Sporen durch den Brezilianwald und trafen auf den umherstreifenden Parzival, welcher dergleichen nie geschaut und staunend jene durch seine kindischen Fragen halb ergötzte, halb erzürnte. Jetzt erfuhr er, was Ritterschaft sei, und daß sie der König Artus verleihe, und nun war kein Halten mehr, er mußte hinaus aus dem einsamen Wald, hinaus zu Kampf und Sieg.

Zum Tode erschrocken, vernahm Herzeleide die stürmischen Bitten ihres geliebten Sohnes, und lange widerstand sie; doch endlich vermochte sie seine Sehnsucht nicht länger zu meistern. Aber abhalten wollte sie ihn wenigstens nach Kräften vom Rittertum; darum stattete sie ihn wie einen Narren, nicht wie einen jungen Helden aus, in der Hoffnung, der Spott der Welt werde ihr den Liebling bald wieder schenken. Auf einer abgetriebenen Mähre, eine Narrenkappe auf dem Haupte, in einem Gewande von grober Sackleinewand und rohem Kälberfell, so zog der Unerfahrene aus. Weinend küßte ihn die Mutter und gab ihm noch viele gute Lehren auf den Weg: „Kannst du jemals," so schloß sie, „tugendhafter Frauen Ringlein und Kuß erwerben, so wird es dir Glück und Ehre bringen!" Jetzt eilte Parzival davon, weithin verfolgt von den Blicken der liebenden Mutter. Als er aber im Walde endlich verschwand, da brach ihr Herz, sie sank zu Boden, und ihre Augen schlossen sich für immer.

Nichts ahnend und die Brust geschwellt von kühner Thatenlust, ritt unterdes Parzival dahin, jeden Begegnenden freundlich grüßend. Bald kam er auf eine blumige Wiese, wo viele prächtige Zelte aufgeschlagen waren; in dem herrlichsten derselben aber sah er eine schöne Frau in kostbarer Gewandung ruhen, und getreu den Worten seiner lieben Mutter sprang er sofort hinzu, küßte sie herzhaft auf den Mund und

zog ihr ein kostbares Ringlein und eine goldene Spange ab. Zürnend erhob sich die Edle, erkannte aber schnell den kindlichen, unerfahrenen Sinn des Jünglings und trieb ihn mitleidig zur eiligen Flucht. Als nun Herzog Orilus, ihr Gemahl, kurz darauf heimkehrte, hörte er das Geschehene voller Zorn und zwang die schuldlose Jeschute, mit ihm der Spur des Recken zu folgen, schwörend, ihn sogleich aufzuhängen. Allein zum Glück verfehlte er Parzival, der inzwischen wohlgemut und unbekümmert dahin ritt. Plötzlich sah er an einem Bache eine liebliche Jungfrau thränenfeuchten Angesichts sitzen, die das Haupt eines todten Ritters in ihrem Schoße hielt. Mitleidsvoll rief er: „Wer hat dir solches Leid angethan? Ich will des Toten Rächer werden!“ „O ich Unselige habe ihn selbst in den Tod gesandt und will nun mit ihm auch sterben!“ Gar bald sollte er erfahren, daß die Trauernde niemand anders als Sigune, der Tote Tschionatulander war. Einst hatte der Ritter einen wundersamen Bracken im Walde gefangen mit einem überaus prächtigen Halsband, auf dem allerlei liebliche Sprüche eingegraben waren. Der Dame seines Herzens brachte er das kostbare Geschenk, und freudig las diese die Sprüche; da riß sich plötzlich der Hund los, und unmutig schwur Sigune, ihr Ritter solle nicht eher wieder ihre Huld genießen, als bis er das kostbare Halsband zurück bringe. Nach vielen ruhmreichen Kämpfen fand der tapfere Artusritter endlich den Bracken im Besitz des Herzogs Orilus und ließ ihm sogleich um diesen Preis Kampf entbieten. Weil jedoch der Herzog an einer Wunde noch darnieder lag, so schickte Jeschute, besorgt um das Leben ihres Herrn, den Bracken freiwillig an Sigune, und so schien der Streit geschlichtet. Zum Unglück aber begegneten sich kurz darauf die beiden Helden im Walde; mit eingelegten Lanzen stürmten sie nach kurzem Wortwechsel auf einander ein und sanken beide aus dem Sattel, Orilus nur betäubt, Tschionatulander jedoch tot. Parzival tröstete die Jammernde so gut er vermochte, und versprach ihr Rache an Orilus.

Darauf ritt er weiter und erfuhr, daß König Artus zu Nantes Hof halte, worauf er eilig auf diese Stadt losritt. Am Weichbild derselben fand er einen stolzen Ritter, vom Kopf bis zu den Füßen in brennend Rot gekleidet, rot auch sein gewaltiges Schlachtroß; es war Held Ither, ein gar naher Verwandter der Königin Ginevra. Staunend betrachtete Parzival den Ritter, der ihm einen Goldbecher reichte und befahl, diesen dem Könige Artus, als dessen Eigentum, zu überreichen und jenen nebst seiner gesamten Tafelrunde in seinem Namen zum Zweikampf zu fordern.

Als Parzival in die Stadt einritt, erregten sein Klepper und sein Narrengewand überall Spott- und Hohnreden, bis ihn endlich

ein Knappe, Iwein, der später ein gar herrlicher Recke wurde, an Artus' Hof brachte. Aber auch hier wirkte sein Erscheinen so erheiternd, daß eine edle Dame, Kunneware, des stolzen Orilus Schwester, die gelobt hatte, nie zu lachen, bis sie den tapfersten und edelsten Ritter erblickt hätte, bei seinem Eintritt in lautes Gelächter ausbrach. Dies empörte den heimtückischen Seneschall Keie, der heimlich auf Kunnewarens Huld gehofft, so daß er sie, zu Parzivals Leid, unbarmherzig mit seinem Stabe züchtigte, sein zuchtmeisterliches Amt schnöde mißbrauchend. Inzwischen hatte Parzival seine Botschaft ausgerichtet und bat, Artus möge ihm doch Roß und Rüstung des roten Ritters schenken, da ihm beides so wohl behage. Lächelnd entgegnete der König, er möge sie sich nur selber holen, dann solle er sie behalten. Also ritt der Jüngling in seines Herzens Einfalt wieder hinaus vor das Thor und bat den roten Ritter um beides. Allein dieser schlug den vermeintlichen Narren unwirsch mit dem Lanzenschaft so stark an den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Beschämt sprang Parzival auf, und ehe der starke Ritter sich eines Angriffs versah, schleuderte er seinen Gabilot so kräftig und geschickt, daß dieser durch eine kleine Öffnung des Visirs hindurch dem Helden ins Auge drang und dieser tapfere Ritter so einen unrühmlichen Tod fand. Nun suchte der Jüngling sich die Rüstung des Roten anzulegen, was ihm aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen mit Hilfe seines neuen Freundes Iwein gelang, schwang sich alsbald auf Ithers Roß und ritt froh von dannen, während jener in großen Ehren bestattet wurde.

Nach langem Ritt kam Parzival endlich an eine stattliche Burg, deren Herr, Gurnemanz, ein gar weidlicher Degen, ihn freundlich aufnahm. Rasch ersah der Vielerfahrene, daß es seinem jungen Gaste an aller Ritterzucht gebrach, und bot sich ihm gütig als Lehrmeister hierin an. Er gab ihm ritterlich Gewand, lehrte ihn Schild und Lanze führen, das Schwert geschickt gebrauchen, kurz alle ritterlichen Künste, und bald übertraf der gelehrige Schüler seinen Lehrmeister im Waffenhandwerke, ward auch bald kundig echter Ritterzucht und Ritterehre. Jetzt sehnte sich sein Herz nach Kampf, und endlich gab ihm auch Held Gurnemanz hierzu Gelegenheit. Eine edle Frau, Konduiramur, sagte er, werde von dem wilden Häuptling Klamide und dessen Seneschall Kingrun hart bedrängt. Seine eigenen Söhne seien schon im Kampfe für die Edle gefallen, und ihm, seinem tapferen Schüler, wolle er die Rache für jene übertragen. Sofort war Parzival zur Fahrt bereit und kam auch nach einem scharfen Ritt an der belagerten Hauptstadt Konduiramurs, genannt Belripar, glücklich an. Gurnemanz hatte ihm die Losung mitgeteilt, und freudig wurde der junge, ritterliche Held von

der Fürstin empfangen, die ihm einem Engel gleich an Lieblichkeit erschien. Er wußte auch in die schon fast verzagende Stadt bald wieder neuen Mut zu bringen, und als zugleich unerwartet eine kleine Flotte mit reichen Lebensmitteln erschien, wurde alles von freudiger Zuversicht erfüllt. Einst machten die Umlagerten einen glücklichen Ausfall, Parzival durchbrach das Mitteltreffen und warf den Seneschall Kingrun zu Boden, so daß dieser dem Sieger Fianze (Unterwerfung) bieten mußte. Er schickte ihn hierauf an König Artus' Hof zu Kunneware, um diese zu ehren, mit der Meldung, er sei vom roten Ritter besiegt worden.

Als aber darauf der erzürnte Klamide selbst vor der Stadt mit einem starken Heere erschien, erging es ihm nicht besser wie seinem Seneschall; er ward vom Roß gestochen, in hartem Schwertkampfe besiegt und mit derselben Weisung an Kunneware abgeschickt. Jubelnd empfing die befreite Stadt den Sieger, und bald reichte auch Konduiramur dem jungen Helden die Hand, der damit Herr eines weiten Landes und der schönsten aller Frauen wurde. Eine Reihe froher Tage und herrlicher Feste folgte, und es drängte Parzival, seine liebe Mutter, von deren Tode er nichts ahnte, Zeuge seines Glückes sein zu lassen. Freudig machte er sich denn auf den Weg nach dem Brezilianwalde.

Unterwegs gelangte er eines Abends an einen See, an welchen er einen reichgekleideten, aber traurig dreinblickenden Fischer traf und nach einer Herberge fragte. Dieser wies ihn nach einer nahen, hochgelegenen Burg, und nach langem, mühsamen Steigen stand Parzival endlich am Burgthor, wo er sofort Einlaß fand und aufs ehrenvollste empfangen wurde. In der Burg selbst aber war überall eine so große Pracht und Herrlichkeit, wie er sie noch nie geschaut. In einem weiten Saale saßen auf kostbaren Ruhestätten vierhundert Ritter in glänzender Rüstung, brennendes, kostbares Aloeholz erfüllte vom marmornen Kamine aus mit süßem Duft den Saal. In des Kamines Nähe saß der Wirt des Hauses, in einen kostbaren Zobelpelz gehüllt, bleichen Antlitzes, hieß Parzival neben sich setzen und überreichte ihm zugleich ein schönes Schwert in herrlicher Scheide, das er einst selbst in manchem harten Streite geführt. Jetzt öffnete sich eine elfenbeinerne Thür, und herein traten vier Fürstinnen in dunkelrotem Scharlach mit goldenen Leuchtern in der Hand; ihnen folgten acht edle Jungfrauen in grünem Samtgewand, die eine funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein trugen und sie auf ein elfenbeinernes Gestell niederlegten, sich züchtiglich verneigend vor dem Herrn des Hauses. Sechs andere Jungfrauen in glänzenden Seidengewändern trugen inzwischen Messer und silberne Geräte herbei, und endlich erschien mit

züchtigem Gebahren die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Königin Repanse selbst, wie Parzival flüstern hörte. Sie trug ein Kleinod von wunderbar funkelndem Glanze, welches sie vor dem Burgherrn, in dem Parzival jenen traurigen Fischer am See zu erkennen meinte, schweigend hinsetzte. Wohl schwebte Parzival längst eine Frage auf den Lippen, besonders da, als von einem Knappen eine bluttriefende Lanzenspitze durch den Saal getragen wurde und alles in lautes Wehklagen ausbrach; indes die Furcht, ungeziemende Neugier zu zeigen, hielt ihn zurück; er schwieg, schwieg auch, als er durch eine geöffnete Thür auf einem hohen Bette einen schneeweißen Greis ruhen sah, und erfuhr so nicht, wie nahe er selbst Titurel, Amfortas und Repanse stand. Als sich die Jungfrauen züchtiglich entfernt hatten, erschien auf hundert marmornen Tischen ein köstliches Mahl durch die Kraft des Grals; allein kein fröhliches Gelage folgte, sondern ernst und still ging das Mahl zu Ende. Dann erhob sich der Wirt mühsam, sah den Gast prüfend an, und als dieser sich nur tief verneigte, entfernte er sich schwer aufseufzend.

Parzival fragte auch nicht, als ihn zahlreiche Ritter und Pagen in sein kostbares Schlafgemach geleiteten, ihm den Nachttrunk reichten und mit traurigen Mienen von dem noch immer Schweigenden endlich Abschied nahmen. Nach einem unruhigen, durch schreckliche Träume gestörten Schlummer erwachte Parzival erst am späten Morgen und fand neben sich seine Rüstung, die beiden Schwerter und im Hofe sein Roß völlig gesattelt; überall aber herrschte Totenstille. Befremdet rüstete er sich, bestieg sein Roß und sprengte über die von unsichtbarer Hand herabgelassene Zugbrücke, die schnell wieder aufgezogen wurde. Dann aber ertönte hinter ihm eine schreckliche Stimme: „Gottverfluchter, unwürdiger Thor, der zu großem Heile berufen war, aber nicht gefraget und so sein Heil verscherzet hat! Unseliger, fliehe schleunigst davon!"

Entsetzt eilte Parzival den Berg hinab und verirrte sich bald im wilden Forste, bis er endlich am späten Abend eine stille Klause erreichte, in der ein blasses, abgehärmtes Weib mit gefalteten Händen vor einem Totenschrein kniete. Mit Kummer erkannte Parzival in ihr Sigune und wollte sich ihr tröstend nahen; da sagte diese: „Als Büßerin will ich an Tschionatulanders Leiche mein Leben vertrauern, wo aber kommst du her, Herzeleidens Sohn?" Als ihr nun Parzival sein Abenteuer erzählte, rief jene entsetzt aus: „Verruchter, unseliger Mann, der du Ehre und Rittertum, das höchste Heil des Lebens, verscherzet und es versäumet hast, durch eine einzige Frage die Qual des großen Dulders Amfortas zu lösen! Hartherziger, entfliehe, entweihe nicht länger diese Stätte!" Traurig eilte Parzival in die finstere Nacht hinaus, das Herz

voll bittren Leides. Endlich sank er vor Ermattung in tiefen Schlaf, und als er am andern Morgen neugestärkt erwachte, drängte es ihn, hinzueilen zur heiligen Burg und seinen Fehler zu sühnen. Jedoch alle Wanderer, alle Landleute, die er nach der Burg fragte, sahen ihn erstaunt an und erklärten, nie etwas von einer solchen gesehen zu haben.

In traurige Gedanken versunken, ritt Parzival ohne Ziel dahin; er wußte nicht, daß niemand außer Berufenen die Burg finden konnte. Auf einmal bemerkte der Betrübte einen Ritter vor sich, der eine gefesselte Frau mit sich führte, in der er verwundert die schöne Unbekannte aus dem Zelte ersah. Sogleich sprengte er hinzu und forderte gebieterisch ihre Freilassung; allein der Ritter antwortete mit einem Lanzenstoß. Nun erhob sich ein erbitterter Kampf, der bald zu Fuß fortgesetzt wurde. Gleich stark waren beide Recken; endlich gelang es Parzival, seinen Gegner zu unterlaufen und an einen Baum so stark anzupressen, daß ihm der Atem verging und er kurz darauf zu Boden sank. Jetzt erfuhr der junge Held von Jeschute, jener sei der Herzog Orilus, der sie in falscher Eifersucht seinetwegen so hart behandele. Parzival schwur nun dem wiedererwachten Herzog beim Kreuze einen feierlichen Eid, seine Gemahlin sei unschuldig, und er selbst habe ihr in kindlicher Einfalt Ring und Spange geraubt. Freudig begrüßte ihn jetzt dieser, ein herrliches Versöhnungsfest fand statt, und froh eilte Orilus zu seiner Schwester Kunneware, sich als vom roten Ritter besiegt zu melden.

Parzival aber zog wieder aus, den Weg zum Gral zu suchen, indes alles war vergebens, und trüben Sinnes ritt er eines Morgens über eine weiße Schneefläche; da stieß ein Edelfalke herab auf eine Wildgans, und nicht weit von dem Ritter fielen drei Blutstropfen hin auf den weißen Schnee. Plötzlich dünkte es diesem, er sähe Konduiramur vor sich mit ihren roten Lippen und ihrer blendendweißen Haut; tiefe Sehnsucht nach ihr ergriff sein Herz, und stundenlang starrte er regungslos auf die drei Blutstropfen. Da wurde er unsanft durch einen Gewaffneten aus seinen Träumereien gestört, und halb wie im Traume, vom Minnezauber ergriffen, überwand er den Gegner. Es war der streitlustige Segramors von Artus' Tafelrunde gewesen, ein gar gefeierter Held. Artus selbst aber lagerte in der Nähe. Voll Unmut erzählte Segramors dem Seneschall Keie sein Mißgeschick, und dieser ritt nun kampfeslustig aus, um die Schmach zu rächen. Auch er fand den Gegner regungslos auf den blutigen Schnee starrend und stieß ihm trotzig mit dem Speer ans Haupt, daß der Helm laut erklang, sich auch das Roß um und um drehte. Als der Träumer die drei Blutstropfen nicht mehr sah, ritt er sogleich mit gesenktem Speer

gegen den Seneschall, und so gewaltig war sein Anprall, daß Keies Roß tot blieb und jener den rechten Arm und das linke Bein beim Sturze brach. Derart hatte Parzival unbewußt die Unbill gegen Kunneware gerächt.

Jetzt ritt Held Gawain, Artus' Neffe, selbst hinaus, den seltsamen Streiter zu besehen, und sah ihn wieder regungslos in den blutigen Schnee starren. Sogleich merkte er, daß der rote Ritter vom Minnezauber umfangen war, warf schnell ein seidenes Tuch über die Blutflecken, es verschwand die Verzückung, und staunend hörte Parzival seine eigenen Thaten, besonders gern aber Keies Bestrafung. Freundlich führte ihn darauf Gawain an den nahegelegenen Artushof, und hier wurde er ehrenvoll von der Tafelrunde, freudig von der edlen Kunneware begrüßt. Am nächsten Tage ward er feierlichst zum Ritter der Tafelrunde erklärt. Aber während die Herolde unter Trompetengeschmetter diese hohe Ehrung Parzivals verkündigten, kam auf einem Maultiere ein Weib von entsetzlichem Angesicht, mit stechenden Augen, wirrem, schwarzem Haar herangeritten, und alle die Ritter riefen erschreckt: „O weh, es ist Kundrie, die grause Gralsbotin, welch neues Unheil wird sie uns bringen!" „Ja, sie ist es und rufet Wehe und Fluch über Artus' Tafelrunde, die einen Unwürdigen in ihre Mitte aufgenommen! Nie ist Schönheit und Grausamkeit mehr in einem Menschen vereint gewesen als in Parzival, des tapferen Gamurets Sohn; kalten Herzens ließ er den unglücklichen Ohm weiter siechen, befreite den Ahnen Titurel nicht von seinem Kummer! Unwürdig ist er des Schwertes, das ihm Amfortas verliehen, bar aller Ritter- und Heldenehre, unwert so edler Abkunft. Flieh, Unseliger und beflecke nicht mehr durch dein Antlitz diese edlen Ritter! Du aber Gawain, der du ihn eingeführt, ziehe hin zu Klinschors Wunderschloß, wo vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen sind, dort sollst auch du großes Wunder erfahren."

Starr hatten alle die entsetzlichen Verwünschungen Parzivals vernommen. Dieser aber stieg schweigend auf sein Roß und jagte fort, um in den tiefsten Einöden und Wäldern seinen Schmerz auszutoben. Gawain folgte seinen Spuren, ihn zu trösten; allein er fand ihn nicht, begegnete aber in der Folgezeit gar manchem Ritter, der von jenem besiegt worden war und den Auftrag erhalten hatte, den Weg zum heiligen Grale zu erforschen.

Nach vielen Abenteuern traf Gawain einst an einem Brunnen ein so wunderbar schönes Weib sitzen, daß er in heißer Minne für sie entbrannte und ihr seine Dienste auf Leib und Leben anbot. „Wohlan, wenn es Euer Wille ist, so holt mir doch meinen weißen Zelter aus jenem

Baumgarten!" rief die Dame, und schnell eilte Gawain dahin. Wohl warnte ihn ein alter Ritter im Garten vor der gefährlichen Herzogin Orgelluse, die schon manchen tapferen Helden in den Tod gesandt; aber was vermochte sein Wort bei dem verzückten Gawain? Er folgte seiner Herrin unentwegt, und diese setzte nun, seine Treue zu erproben, ihn gar vielen Gefahren und Abenteuern aus, die der Held aber alle glücklich überwand. Endlich kamen sie an eine schimmernde, hohe Felsenburg, und Orgelluse sprach: „Dort haust der mächtige Gramoflans, mein Todfeind, der meinen Bräutigam erschlug, mich auch sonst schwer kränkte. Wenn Ihr mir von seinem Wunderbaume einen Zweig bringt und ihn im Zweikampfe besteht, so will ich Euer treues Ehegemahl sein." Eiligst machte sich Gawain bei dieser frohen Botschaft auf den Weg und gelangte nach vielen Fährnissen auch an den Wunderbaum. Schon wollte er einen Zweig herunterreißen, da erschien ein stattlicher Ritter und rief: „Halt ein, Verwegener, wie kannst du meinen Wunderbaum plündern? Ich kenne dich wohl, Gawain, und freue mich des Kampfes; denn dein Vater hat einst den meinigen erschlagen und ich will nun Sühne an dir nehmen. Vor vielen schönen Augen, vor dem Schlosse Klinschors, erwarte ich dich mit tausend guten Recken, erscheine mit derselben Zahl!" Hiermit wandte er sich ab, Gawain aber brachte froh seinen Zweig der holden Gebieterin, die ihm einen gütigen Blick zusandte.

Sie ritten weiter und sahen bald zwei herrliche Schlösser vor sich liegen, Longreis, den Stammsitz Orgellusens, und das Zauberschloß Klinschors, wo der böse Zauberer viele edle Frauen gefangen hielt. Hier schied die Herzogin von Gawain mit dem Befehl, erst wenn er Gramoflans besiegt, ihr Schloß zu betreten. Lange schaute ihr der treue Ritter sehnsüchtigen Auges nach, bis die Teure ihm entschwunden; dann ließ er sich übersetzen über den dazwischenliegenden Strom und war begierig, welche Abenteuer ihn im Zauberschlosse erwarten würden. Der Ferge, der ihn gastfreundschaftlich über Nacht beherbergte, riet ihm zwar eifrig ab, das Schloß zu betreten, aber als er jenen fest auf seinem Willen bestehen sah, empfahl er ihm, ja Schild und Panzer unter keinen Umständen abzulegen.

Am frühen Morgen trabte Gawain frohen Mutes vor das Wunderschloß, dessen Pforten ihm von einem Riesen geöffnet wurden. Totenstille herrschte im ganzen Schloß; endlich fand Gawain in einem weiten Saal ein herrliches Ruhebett, und wollte sich, der weiteren Dinge wartend, ein wenig auf demselben ausruhen. Allein sobald er nahte, wich das Bett zurück, und wenn er stille stand, hielt es ebenfalls. Geschickt ersah er sein Ziel, und mit einem gewaltigen Satze sprang er mitten

auf das Zauberbett. Aber alsbald fuhr dasselbe wie ein rasender Wirbelwind im Zimmer umher, an allen Ecken und Kanten anstoßend, sodaß sich Gawain kaum festzuhalten vermochte; dazu ertönte ein Gepolter und Getöse, als ob die ganze Hölle losgelassen wäre. Endlich hörte der Lärm auf, und das Wunderbett blieb mitten im Zimmer stehen. Allein jetzt ging erst recht die Not an: ein furchtbarer Regen von Steinen und Pfeilen sauste plötzlich von der Decke herab, und hätten Gawain nicht sein guter Schild und Panzer gedeckt, so wäre er unrettbar verloren gewesen, blutete er doch schon aus vielen Wunden. Kaum hatte der Steinregen aufgehört, da trat ein riesiger Bauer herein, vom Kopf bis zum Fuße in Fischhäute gekleidet, in der Hand eine gewaltige Keule schwingend. Als jedoch Gawain vom Bett heruntersprang und sich kampfbereit hinstellte, verschwand der Ungefüge wieder, und ein entsetzliches Gebrüll ließ sich vernehmen. Durch die Thür stürzte ein gewaltiger Löwe auf Gawain los; doch der Held schlug ihm im geschickten Schwertschlage ein Bein ab, und endlich nach hartem Kampfe gelang es ihm, den Löwen zu fällen. Indes die ungeheure Anstrengung und der schwere Blutverlust hatten seine Kräfte erschöpft, ohnmächtig sank er auf das besiegte Ungeheuer nieder. Als er endlich aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, sah er sich unter der Pflege edler Frauen, unter denen er nach einiger Zeit seine Ahnin Arnive, seine Mutter Sangive und seine schöne Schwester Itonie erkannte. Groß war die Freude der Wiedergefundenen und der Jubel der vielen nun erlösten Jungfrauen; denn der Zauberer Klinschor war entwichen.

Sowie Gawains von vielen Wunden bedeckter Leib durch heilkräftige Salben und unter den zarten Händen der Frauen wieder etwas geheilt war, schickte er sogleich durch einen Boten einen Brief an König Artus, eiligst auf das Wunderschloß zu kommen und Schiedsrichter zu sein im Kampfe zwischen Gramoflans und Gawain. Dieser kam auch ungesäumt mit einem herrlichen Geleite, und große Freudenfeste folgten. Gawains größtes Entzücken aber war es, daß auch die schöne Herzogin Orgelluse erschien und ihn freundlich begrüßte. Um so mehr wuchs daher seine Sehnsucht nach dem nahen Kampf und erhofften Sieg. Endlich kam der erwünschte Tag; sorgsam rüstete er sich schon am frühen Morgen, daß ihn die noch immer schmerzenden Wunden nicht zu sehr am Kampfe hinderten, und ritt hinaus, um sich erst ein wenig auf dem Pferde zu tummeln. Bald begegnete ihm im Walde ein gewaffneter Ritter, der auf ihn eindrang, und es erfolgte ein scharfes Lanzenbrechen; blitzende Schwerter flogen dann heraus, und ein Streiten begann, wie es selbst Artus selten erschaut haben mochte. Endlich aber

versagten Gawain die Kräfte, und laut jammerten Ritter aus Artus' Gefolge um den tapferen Gawain — da hielt sein Gegner erstaunt das schon zum Schlage erhobene Schwert zurück und klagte bitter, daß er unbewußt seinen Vetter und treuen Freund bewältigt. Er sei Parzival, der frühere rote Ritter. Sogleich kamen auf die Kunde von dem schweren Kampfe König Artus und der inzwischen eingetroffene Gramoflans herbei, und letzterer erklärte unter diesen Umständen den Kampf aufschieben zu wollen bis zum nächsten Tag.

In der Nacht aber trieb es den unruhigen Gramoflans hinaus auf den Kampfplatz; allein kaum hatte er diesen betreten, so sprengte auch schon ein Ritter auf ihn zu, und heftig krachten die Lanzen. Dann sprangen die Helden vom Pferde, und stundenlang dauerte der hitzige Schwertkampf bis in das Morgengrauen hinein. Derselbe lockte alsbald eine Menge Zuschauer aus beiden Lagern herbei, und staunend sahen sie das gewaltige Streiten. Wie stark aber auch Gramoflans war, und wie oft er sich auch gerühmt hatte, den Kampf mit zwei oder drei Rittern zugleich aufzunehmen, hier fand er seinen Meister; immer matter wurden seine eigenen, immer hitziger seines Gegners Schläge, und schon war er am Erliegen, da schlichtete endlich König Artus den Streit, und Gawain konnte dem Unterlegenen zu seiner Genugthuung auch einen Tag Aufschub zur Pflege seiner Wunden gewähren; der stolze Sieger im Kampfe aber war wiederum kein anderer als Parzival. Bestimmt ward nun der Kampf Gawains mit Gramoflans auf den nächsten Morgen festgesetzt. Allein es sollte nicht dazu kommen. Itonie, Gawains Schwester, und Gramoflans liebten sich nämlich längst heimlich, und erstere, die es nicht ertragen konnte, Bruder und Geliebten in hartem Schwertkampfe sich gegenüber zu sehen, überwand endlich ihre mädchenhafte Scheu und gestand König Artus, ihrem Ohm, alles. Dieser versprach ihr auch zu helfen, eilte zur Herzogin Orgelluse und wußte sie endlich zu bestimmen, Gawain, der ihr ja bald für den getöteten Bräutigam Ersatz sein sollte, den Kampf zu untersagen. Ebenso teilte er Brandelidelin, dem Oheim Gramoflans', das Geheimnis mit, das ihm Itonie anvertraut, und dessen Zureden, sowie der Geliebten Bitten vermochte der Held endlich auch nicht zu widerstehen. So fand denn unter lautem Jubel eine feierliche Versöhnung statt, und die beiden feindlichen Lager vereinten sich am Kampfestage zur feierlichen Vermählung der beiden herrlichen Paare. Hierbei wurde vor allen anderen aber auch der tapfere Parzival geehrt, und sein Name als der des unvergleichlichsten Ritters gepriesen.

Allein dieser vermochte an der allgemeinen Freude nicht teil zu nehmen. Das Glück der Neuvermählten ließ in ihm die Sehnsucht nach der

geliebten Gattin Konduiramur wieder heftig erwachen, und andererseits tönte ihm immer der entsetzliche Fluch der Gralsbotin Kundrie entgegen. Vor sich sah er den heiligen Gral, den Dulder Amfortas, der ihn traurig anblickte, und nicht länger vermochte er im Kreise der Fröhlichen und Glücklichen zu weilen; er eilte hinaus, bestieg sein Roß und ritt ohne Abschied von dannen. So lange Jahre hatte er nun in tiefer Reue nach dem Gralsberge gesucht; alles umsonst, Gott wollte seine Reue nicht, wollte sich seiner nicht erbarmen, und eine finstere Schwermut ergriff ihn.

Tiefbetrübt ritt er gesenkten Hauptes, Verzweiflung im Herzen, einst dahin durch den wilden Forst. Da schlug plötzlich frommer Chorgesang an sein Ohr; eine Schar Wallfahrer zog langsam vorüber. Einen alten, ritterlichen Pilger fragte Parzival, wohin sie zögen, und als jener verwundert antwortete: „An heilige Stätte ziehen wir, am Charfreitage zum Erlöser zu beten," da murmelte der Unglückliche: „Erlöser? Charfreitag? Ist heute Charfreitag?" Entsetzt blickten die Pilger auf den Unseligen, der nicht einmal diesen heiligen Tag kannte und ehrte, und dieser kam sich wie ein Ausgestoßener vor und jagte in wilder Verzweiflung davon, hadernd mit Gott, dessen Gnade er nie mehr zu erlangen vermeinte.

Unstät trieb es ihn von einem Ort zum andern, und so verging in schwerem Kummer Sommer und Herbst. Schon fiel der Schnee; da stand er einst halb erstarrt vor Frost und Kälte an der Hütte eines Klausners, der ihn liebreich an das wärmende Feuer setzen und seine geringe Kost mit ihm teilen hieß. Die stille Klause, die freundlich-ernsten Züge des Einsiedlers ließen zum ersten Male seit langer, langer Zeit wieder etwas Ruhe und Frieden in sein Herz einziehen. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kostbares, goldenes Schwert, und verwundert schaute er den Klausner an. Dieser aber sprach traurig: „Ich Unseliger habe selbst dies Schwert geführt, als mich noch der eitlen Welt Lust umfing, und ich darüber des himmlischen Kleinods vergaß. Erkenne in mir Trevrezent, den Bruder des großen Dulders Amfortas. Erst sein Unglück hat mir Erleuchtung gebracht, und seitdem suche ich in dieser Klause meine Sünden zu büßen und vielleicht durch mein Gebet den Unglücklichen zu lösen, nachdem ein ihm von der erlösenden Liebe zugesandter Retter die befreiende Frage nicht gethan und so schweren Fluch statt der verheißenen Herrlichkeit erworben hat."

Da warf sich jammernd der Arme dem Ohm zu Füßen und rief: „Fluche mir, ich selbst bin der Unselige, der Verdammte, der die erlösende Frage versäumt und Gottes Huld auf ewig verloren hat!"

Sanft aber hob ihn der Einsiedler auf und sprach ihm tröstend zu, wie Gottes Barmherzigkeit unendlich sei und wie auch der größte

Sünder durch rechte Reue und Buße sie erwerben könne. Doch nicht erzwingen lasse sich das Heil durch kühnes, trotziges Wagen, sondern allein durch echte Demut und Selbstverleugnung. „Kehre um von dem bisherigen Wege, bereue, vertraue auf Gottes Barmherzigkeit, suche reinen, demütigen Herzens von neuem den Gral, und Gottes Gnade wird sich dir wieder zuwenden!“ So sprach der fromme Ohm und goß damit Balsam in das wunde Herz des verzweifelnden Parzival, dem er auch schonend den Tod der geliebten Mutter mitteilte. Vierzehn Tage noch hörte er die weisen Lehren seines Ohms, und festes Gottvertrauen zog ein in sein Herz. Frisch und neu gekräftigt zog er dann aus, um zu ringen, bis ihn Gott vielleicht abermals würdige, den heiligen Berg zu schauen und sein Vergehen zu sühnen.

Bald begegnete ihm im Walde ein fremder Ritter in so überaus reicher Kleidung, wie er sie noch nie geschaut, und forderte ihn sogleich zum Kampfe. Einem so starken Kämpen aber hatte Parzival niemals gegenüber gestanden; stundenlang tobte der Streit, und schon fühlte sich der Held ermatten, da schlug er einen gewaltigen Streich auf des Gegners Helm, so daß dieser in die Kniee sank. Doch o weh! auch Parzivals Schwert brach mitten entzwei, und waffenlos stand er dem Feind gegenüber. Aber dieser warf sein Schwert weithin, und schnell war Waffenstillstand geschlossen. Der fremde Ritter nannte sich Feirefiz von Anjou, und als Parzival sich ebenfalls als Gamurets von Anjou Sohn zu erkennen gab, staunte der Fremde und rief freudig: „So bist du mein Bruder! Unser Vater war im Mohrenlande mit der Königin Belakane vermählt, und ich bin beider Sohn!“ Damit schlug er das Visir zurück und zeigte ein männlichschönes, aber schwarzweißes Gesicht.

Fröhlich umarmten sich die Brüder und zogen sodann an König Artus' Hof, wo ihr Erscheinen und das Wunder ihres Findens nicht geringes Staunen hervorrief und durch herrliche Feste gefeiert wurde. Hier erschien auch eines Tages zu Parzivals Erschrecken die Gralsbotin Kundrie wieder; allein wie leuchtete sein Antlitz, als diese ihm folgendes zurief: „Heil dir, o Parzival, um der Gnade willen, die der Allmächtige dir erzeigt! Freue dich in Demut des beschiedenen Glückes! Wisse, die heilige Inschrift hat sich gezeigt! Die Krone des menschlichen Heils ist dein geworden: zum Herrn und König des Grals bist du erlesen und mit dir deine Gattin Konduiramur und dein Sohn Lohengrin. Denn höre auch diese Freudenbotschaft: zwei Söhne hat dir dein treues Weib geboren, Lohengrin und Kardeiß, von denen der eine teil haben soll an deinem Königtum, während der andere das weltliche Reich ererbt. Auch Feirefiz soll mit dir zum heiligen Grale ziehen, Zeuge zu

sein der Erlösung des Dulders Amfortas. Drum nochmals Heil, du Gesegneter des Herrn!" Parzival aber sagte unter hellen Dankes- und Freudenthränen: „O Gott, wie unwert bin ich doch all deiner Gnade und Barmherzigkeit!"

Dann schieden die Brüder, nachdem Feirefiz noch unendlich reiche Gaben an Ritter und schöne Frauen verteilt, und unter Kundries Führung langten sie bald in der heiligen Burg an, ehrfurchtsvoll begrüßt und empfangen von den Templeisen. Wieder sah Parzival alles vor sich gehen wie das erste Mal, aber licht war es geworden in ihm, und so trat er vor den kranken König hin, der ihn um baldigen Tod durch Entziehung des Grals bat, und fragte: „Was fehlt dir, hoher Herr und Oheim?" Alsobald stand der Sieche auf, und sein Angesicht leuchtete in hellerem Glanze als je zuvor. Kaum war dies geschehen, so nahte ein ehrwürdiger Greis, setzte Parzival eine glänzende Krone aufs Haupt und sagte: „Heil dir, Geliebter, empfange von deinem Ahnherrn Titurel dies höchste Zeichen der Würde! Nun kann ich ruhig zu meinem Herrn zurückkehren!"

Jetzt war Parzival am höchsten Ziele seiner Wünsche angelangt, und um so mehr drängte es ihn, seine Gattin und die Kindlein an seinem Glücke teilnehmen zu lassen. Als ihm nun die Kunde ward, Konduiramur eile ihm entgegen, brach er sogleich mit einem Teile der Templeisen auf, sie feierlichst einzuholen. Auf dem Wege zu ihr aber suchte er noch seinen Ohm Trevrezent auf, der hocherfreut mit innigem Danke gegen Gott von all seiner Barmherzigkeit Kunde erhielt. Nachdem er Parzival noch gesegnet, ritt dieser, von Sehnsucht getrieben, die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen tagte, schimmerten ihm die hellen Zelte seiner Gattin entgegen, und siehe, das Königszelt war auf derselben Stelle aufgeschlagen, wo er einst die drei Blutstropfen im Schnee gesehen. Als er aber eiligst die Zeltdecke zurückschlug, da sah er in den schneeweißen Kissen drei rosige Gesichter liegen, sein Weib und seine beiden Kinder. —

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, machte Parzival, getreu dem Gebote des Gral, Kardeiß zum Erben aller seiner Städte und Länder und ließ ihn im Schutze seiner Getreuen zurück. Herrlich wuchs der Knabe heran und wurde später ein starker, mächtiger Herrscher, der seines Vaters würdig war. —

Parzival selbst jedoch eilte, nach Monsalvatsch zurückzukehren, und suchte auf dem Wege dahin auch die Klause der armen Sigune auf. Allein die Hütte war geschlossen, und als man die Pforte erbrach, sah man jene leblos am Sarge Tschionatulanders wie im Gebete auf den

Knieen liegen, der Tod hatte endlich ihren Jammer geendet. Da ließ Parzival den Stein vom Sarge Tschionatulanders abnehmen und die treue Sigune zu ihm legen, so daß die Liebenden nun eine Ruhestätte im Tode hatten. Aus ihrem Sarge aber wanden sich später zwei Reben empor, die hoch oben sich verflochten.

Am andern Tage langte Parzival in der Gralsburg an, wo Konduiramur aufs feierlichste empfangen wurde. Große Freude herrschte bald darauf, als Feirefiz aus Liebe zu der schönen Königin Repanse seinem Heidentume entsagte und sich taufen ließ. Jetzt erstrahlte auch ihm die Herrlichkeit des Grals, die bisher seinen Augen verschlossen gewesen war. Zugleich erschien — vielleicht in Erinnerung an des Dulders Amfortas langes Leiden — in Flammenschrift ein neues Gebot für die Templeisen: „Wen von den Templeisen Gottes Hand jemals als Herrn in ein fremdes Land sendet, der soll jede Frage nach seinem Namen und seiner Herkunft verbieten; sollte die Frage trotzdem gethan werden, so muß er sofort von dannen ziehen.“

Bald wurde in großer Pracht die Vermählung Repanses mit Feirefiz begangen, und kurz darauf zogen die Glücklichen in ihr Königreich nach Indien, wo später Repanse einen Sohn gebar, den sie Johannes nannten, und der, zu Jahren gekommen, nach dem Vorbilde des Gral-Königtums ein priesterliches Königtum gründete und als „Priester Johannes“ hoch gefeiert wurde.

Nicht lange nach Repanses Weggang schied auch, wie er es gesagt, der greise Titurel, und nach einigen Jahren ungetrübten Glückes und reinen Seelenfriedens ebenfalls Amfortas, nachdem er herzlichen Abschied von Parzival und den Templeisen genommen. Endlich folgte als letzter auch Trevrezent dem Großvater und Bruder.

## Lohengrin.

Parzival, der gepriesene Gralkönig, waltete, durch die schweren Kämpfe früherer Zeit geläutert, treulich seines hohen Amtes, überall das Recht und die Unschuld schützend, Gewaltthat und Frevelmut streng rächend, und an seiner Seite in trauter Gemeinschaft die treue Konduiramur. Auch eine Tochter, Aribadale, wurde ihnen noch beschert, die an Stelle der geschiedenen Repanse den heiligen Gral trug. So flossen die Jahre in Glück und Segen dahin; da erschien eines Tages in Flammenschrift am Gral die Weisung, der junge Held Lohengrin solle auf

einem leichten Kahn, der von einem Schwane gezogen werde, weithin übers Meer nach Brabant fahren, die bedrohte Unschuld zu schützen.

Freudig jubelten Parzival und seine Templeisen dem Auserkorenen zu, und auch Frau Konduiramurs Augen blickten stolz, als sie ihrem Liebling die goldglänzende Rüstung reichte. Schon meldete ein Knappe, ein kleines Fahrzeug, das an einer goldenen Kette von einem mit goldenem Krönlein geschmückten Schwane gezogen werde, harre seiner, da reichte Parzival dem Sohne beim Abschied ein goldenes Horn mit den Worten: „Denke der neuen Satzung des Grals; wirst du trotz des Verbotes nach Namen und Herkunft gefragt, so stoße dreimal in dies Horn, damit wir deine Rückkehr zu uns kennen.“

Jetzt sprang Lohengrin in den Kahn, und bald war er den Augen der Zurückbleibenden entschwunden. Fünf Tage lang fuhr das Schifflein sanft über die weite Flut dahin, und wenn es Lohengrin nach Speise gelüstete, so holte sie ihm der Schwan aus den Wellen.

Nun lebte um diese Zeit Elsa, die verwaiste Tochter des Herzogs von Brabant, in schweren Ängsten vor ihrem bösen Vormunde, dem Grafen Friedrich von Telramund, einem trotzigen, starken Recken. Dieser schwur, ihr Vater habe ihm sterbend die Hand Elsas zugesagt, und drohte ihr mit schwerer Klage auf Leib und Leben, falls sie sich ihm versage. Zugleich erbot sich der Falsche, sein gutes Recht mit dem Schwerte zu verteidigen; Elsa möge ihm innerhalb dreier Tage ihren Kämpfer stellen.

Es war aber Graf Telramund wegen seiner großen Stärke und ritterlichen Streitkunst weit und breit berühmt, also daß es keiner der Mannen Elsas wagte, für die Jungfrau einzutreten. Schon brach der dritte Tag an und noch hatte sich kein Kämpfer gestellt. Dennoch war Elsa frohen Mutes; hatte ihr doch ein Edelfalke, der aus den Lüften sich auf ihre Schulter senkte, neue Hoffnung gewährt, und im Traume war ihr ein goldglänzender Held erschienen und hatte ihr zugerufen, mutig auszuharren, er wolle ihr Kämpfer sein.

Auf hohem Throne in der guten Stadt Mainz am Rhein saß Kaiser Heinrich, der Schiedsrichter im Streite, und um ihn herum standen alle die edelsten Fürsten des Reiches, vor ihm aber in strotzendem Waffenschmuck der gewaltige Telramund. Dreimal forderte letzterer jetzt mit weithin schallender Stimme den Kämpfer auf, vorzutreten, der für die Verklagte im Gottesgericht eintreten wolle. Aber alles blieb stumm, und schon wollte der Kaiser das Urteil fällen, siehe da tönten vom Rheine her liebliche, süße Melodieen, und eine leichte Barke kam heraufgeschwommen, gezogen von einem schneeweißen Schwane mit einem Goldkrönlein. In

der Barke aber lag schlummernd auf goldnem Schilde in herrlicher Rüstung ein edler Held.

Sowie die Barke ans Ufer stieß, erwachte der Held, erhob sich, grüßte stolz und doch gütig zugleich die staunende Menge und trat in die Schranken, sich Elsa als Kämpfer anbietend. Freudig errötend gab diese ihre Zustimmung, und als sodann der Kaiser den Kämpfer nach Stand und Namen fragte und dieser antwortete: „Ungenannt bleibe mein Name; ich stamme von königlichem Geschlecht; mehr verlanget nicht zu wissen,“ da gestattete er gern den Kampf. Der wilde Telramund erbebte vor der fürstlichen Erscheinung des wunderbaren Fremdlings; doch schlug er seine starken, sieggewohnten Schläge. Bald aber wuchs des Gegners Gestalt immer höher, immer dichter fielen seine Streiche; endlich spaltete ein gewaltiger Schlag des falschen Telramunds Helm, und zum Tode verwundet gestand dieser sein Unrecht. Lauter Jubel erhob sich ringsum, und auch der Kaiser sagte: „Das Gericht ist gerecht, Gott selbst hat hier entschieden! Du aber, edler Held, sollst nun, so dir's beliebt, an Telramunds Statt Führer des Aufgebotes von Brabant sein im Kampfe gegen die wilden Ungarn.“

Freudig sagte der Held zu und trat dann sittsam vor die liebliche Jungfrau, worauf alle bewundernd das schöne Menschenpaar anstaunten. Nicht lange, so hatte Elsa ihr Herz dem tapferen Ritter geschenkt, und es folgte die herrlichste Vermählung zu Brabant. Da bat Lohengrin die Geliebte: „Holdes Gemahl, wolle nie nach meinem Namen und nach meiner Herkunft fragen; denn in derselben Stunde, da du es thust, muß ich dich auf immer verlassen.“ Gern versprach dies Elsa, und nun lebten beide eine Reihe von Jahren in ungetrübtem Glück dahin; besonders ihre drei prächtigen Knaben waren ihres Herzens Freude und Stolz. Inzwischen stritt Lohengrin gar oft an seines Kaisers Seite und verrichtete viele tapfere Thaten, also daß sein Name überall gepriesen wurde.

Aber auch der Neid blieb nicht aus; dunkle Gerüchte wurden über Lohengrin ausgestreut, und endlich sollte auch Elsa sie zu ihrem Unheil erfahren. Die Herzogin eines benachbarten Landes, deren Gemahl der Starke im Turnier vom Pferde gestochen, sprach, um sich zu rächen: „Gewiß ist Lohengrin ein tapferer Held, nur schade, daß er nicht von edlem Blute entsprossen ist; geht doch das Gerücht, er stamme von einem heidnischen Zauberer ab und danke seine Siege nur der schwarzen Kunst.“ Dies bittere Wort nagte an dem Herzen Elsas, und endlich konnte sie sich nicht enthalten, den Gemahl in trauter Stunde trotz seiner Warnung nach seinem Namen und Geschlechte zu fragen. Schmerzlich seufzte da der Held: „So ist es denn geschehen! Komm mit mir; du und

alle die Fürsten sollen erfahren, wer ich bin; doch wisse, die Stunde des Scheidens ist gekommen!"

Hin trat er mit der Zitternden vor den Kaiser und die Edlen des Landes und sprach: „So wisset denn: Ich bin Lohengrin, des hohen Gralkönigs Parzival Sohn und vor Jahren als Retter dieser meiner Gemahlin zugesandt. Jetzt, wo du, Geliebte, das Gebot des Grals, nicht nach Namen und Abkunft deines Gemahls zu fragen, übertreten hast, müssen wir auf ewig scheiden. Lebe wohl, du Teure! Lebt wohl ihr alle! Meinen Kindern aber wollet Ihr, Herr Kaiser, ein treuer Beschützer sein!"

Darauf ließ er seine Söhne bringen, küßte sie, überreichte ihnen Schild und Schwert, stieß dreimal in sein goldenes Horn, übergab dieses, sowie einen kostbaren Ring der jammernden Gattin und stieg hinab zum Gestade des Flusses, auf dem langsam schon der Schwan einhergeschwommen kam, an goldner Kette hinter sich das Schifflein ziehend. Noch einmal preßte Lohengrin Weib und Kinder ans Herz, dann sprang er in den Kahn, und langsam zog dieser den Rhein hinab.

Wohl rang Elsa verzweifelnd die Hände und zerraufte sich klagend ihr goldenes Haar; wohl saß sie Tage lang am Ufer des Rheins, unbeweglich hinabstarrend, ob nicht das Schifflein endlich wiederkehre — es war umsonst. Da brach ihr Kummer und bittere Reue das Herz; noch im nämlichen Jahre welkte sie dahin.

Lohengrin aber wurde von dem Schwan zurück nach Monsalvatsch getragen und herrschte dort nach seines Vaters Tode viele Jahre als König des heiligen Grals. Seine und Elsas Nachkommen blühten mächtig empor und führten alle den Schwan im Wappen. In Cleve aber ist noch heutigen Tages der Schwanenturm zu sehen.

## Tannhäuser.

Zu den Zeiten des streitbaren Herzogs Friedrich von Babenberg lebte an seinem Hofe im Lande Österreich ein gar wackerer Ritter, kundig sowohl des harten Schwertkampfes wie der süßen Sangeskunst. Leider aber war Tannhäusers Lebenslust weit größer, als sein Hab und Gut gestattete, und hätte nicht sein gütiger Herr oft ausgeholfen, so würde wohl gar manches Mal der Schuldturm den Ritter beherbergt haben. Als aber Herzog Friedrich gestorben war, zog Tannhäuser als fahrender ritterlicher Sänger von Burg zu Burg und lebte bald herrlich und in Freuden, bald fastend und darbend.

Nun schrieb um diese Zeit der Landgraf von Thüringen einen Wettstreit der besten Sänger auf der stolzen Feste Wartburg aus, und auch der sangeskundige Ritter machte sich dahin auf. Schon manches Land hatte er durchschritten, und nahe war er bereits dem Ziele. Vor ihm lag ein eigentümlich geformter Berg; als er sich aber bei einigen Wanderern nach dem Namen desselben erkundigte, erfuhr er, es sei der Hörselberg. Plötzlich ging ihm alles durch den Sinn, was man im Volke sich von jenem erzählte. Hier sollte die holdselige Göttin Venus ihr Reich haben, und ihr sollten die schönsten Paläste, Gärten, Haine und Wiesen gehören. Wer aber in ihr Reich eintrete und ihr Ritter werde, dem würden die höchsten Freuden, die schöne Frauen, edler Wein, Gold und Silber verleihen können, in ungezählter Menge zu teil; freilich müsse er dafür sein Seelenheil opfern. „Wie?“ sagte Tannhäuser vor sich hin, „wenn nun die holde Göttin dich einlüde, ihr Reich zu schauen, würdest du ihr wohl widerstehen?“

So trat der Versucher an ihn heran; da sollte er noch einmal gewarnt werden. Zu ihm gesellte sich ein zweiter Wanderer — es war der getreue Eckart — und warnte ihn in eindringlichen Worten vor dem gefährlichen Venusberg, der schon gar manchem Ritter sein Seelenheil gekostet. Jetzt waren sie demselben ganz nahe, und lautes Lärmen und Jubeln tönte ihnen entgegen. „Schließe Augen und Ohren!“ rief der Getreue — allein es war zu spät; starren Auges schaute Tannhäuser auf ein herrliches Wunder. Weit geöffnet lag der Berg vor ihm, süße, lockende Melodieen ertönten, auf blumigen Wiesen tummelten unter den Augen herrlicher Frauen kühne, prächtig gekleidete Ritter ihre Rosse; ganz vorn am Eingang aber saß auf goldenem Stuhl in königlichem Schmuck ein Weib, so herrlich anzuschauen, daß niemand es beschreiben kann. Dazu sang sie ein Lied voll süßer Wonne und neigte grüßend Tannhäuser ihr Haupt zu, so daß der treue Eckart bekümmert rief: „Unglücklicher, fliehe! Zu Großem bist du berufen, du wirst den Siegespreis davontragen!“

Es war umsonst; der sinnbetäubte Tannhäuser stieß den Warner zur Seite und eilte auf die Göttin zu, die ihn strahlenden Angesichts empfing. Noch tönte der Weheschrei Eckarts, da schloß sich dröhnend der Berg hinter Tannhäuser, und draußen weinte der Getreue über die verlorene Seele.

Inzwischen aber genoß der Unselige in vollen Zügen den Becher der Freuden. Was nur an Glanz und Genuß gedacht werden konnte, das fand sich hier vereint, und jeder Tag brachte neue Wonnen. So lebte Tannhäuser geraume Zeit dahin in wildem Wonnetaumel und Freuden-

rausche. Allmählich aber wurden ihm alle diese Wonnen gleichgültiger, ja erfüllten ihn zuletzt mit Übersättigung und Ekel. Durch alle Mittel suchte Venus diese Stimmung Tannhäusers zu bannen; es gelang ihr nicht. Immer klarer kam der Ritter zu der Erkenntnis, daß es noch höhere Schätze und Güter gebe als die, welche ihm das Reich der Venus gewähren könne. Sein ganzes Leben zog an seiner Seele vorüber, und es dünkte ihm ein solches Meer von Vergehungen und Schuld, daß er lechzte, Verzeihung für so viel Sünde zu suchen. Endlich vermochte er dieser inneren Angst nicht mehr Herr zu werden und bat die Göttin, ihn zurückkehren zu lassen zur Oberwelt. Nach langem Widerstreben erfüllte sie endlich seinen Willen und versprach, ihn wieder aufzunehmen in ihr Reich, falls er nicht fände, was er suche.

Froh eilte Tannhäuser hinaus aus dem Hörselberge und freute sich, wieder die helle Sonne, den blauen Himmel erblicken, den süßen Gesang der Vögel vernehmen zu können. Allein gar bald sollte sich seine Freude in tiefe Niedergeschlagenheit verwandeln. Bei Priestern, Äbten, Bischöfen beichtete er seine Sünden; aber alle wichen scheu vor ihm zurück und wiesen ihn nach Rom hin mit dem Bedeuten, nur der Heilige Vater selbst könne einen Sünder erlösen, der im Reiche der Venus gelebt und mit den Unterirdischen Umgang gepflogen habe. So pilgerte denn Tannhäuser mitten im Winter über die Alpen nach Rom, getrieben von innerer Angst und heißer Sehnsucht, seiner Schuld ledig zu werden. Endlich langte er in der heiligen Stadt an und fand Papst Urban in seinem Garten, warf sich vor ihm zur Erde, beichtete all seine Sünden und bat um Lossprechung, wenn auch unter Auferlegung der härtesten Bußen. Allein auch der Heilige Vater fuhr entsetzt zurück und rief: „Unseliger, weiche von mir! Mit den Höllengeistern im Zauberreiche der Venus hast du gehaust! Für dich ist keine Gnade, kein Erbarmen! So wenig wie dieser dürre Stecken, den ich hier in die Erde stoße, je wieder grünen, noch Laub und Blüten treiben wird, so wenig wirst du jemals Gnade finden. Weiche eiligst von mir, Verruchter und ewig Verdammter!"

Vernichtet und gebrochen lag der Unglückliche am Boden und jammerte in dumpfer Verzweiflung: „Was soll ich thun? Die Menschen, der Heilige Vater selbst stoßen mich Verruchten zurück, der Himmel ist mir für ewig verschlossen; nun, so soll mich die Hölle haben, ich will umkehren in das Reich der Venus und dort verweilen bis an den jüngsten Tag!" Damit wandte er sich und eilte fort aus der Stadt, die ihm so wenig Frieden gebracht.

Hier aber geschah ein großes Wunder. Am dritten Tage erging sich der Heilige Vater wieder im Garten, und siehe, da hatte

der dürre Stecken Wurzel geschlagen, Zweige, Blätter und Blüten getrieben. Reuig schlug Urban sich jetzt an die Brust und fühlte, wie sehr er Christi Wort unbeachtet gelassen: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist!“ Nach allen Seiten schickte er Boten aus, den unglücklichen Tannhäuser zu suchen, ihm das Gotteswunder und die Lossprechung seiner Sünden froh zu verkünden — umsonst, der Unselige war zurückgekehrt in den Hörselberg, in das Reich der Göttin Venus — und ward nie mehr gesehen.

# Kleinere Sagen.

## Die vier Haymonskinder.

In alten Geschichten finden wir beschrieben, wie der mächtige Kaiser Karolus Magnus den Brauch hatte, alle Jahre um Pfingsten ein großes Hofgelage zu halten. Lange Jahre vor seiner feierlichen Krönung zu Rom ließ er nun ein solches Bankett auch zu Paris veranstalten und ließ dazu berufen alle die mächtigsten Fürsten der ganzen Welt, geistliche und weltliche. Da war der Papst von Rom, der Patriarch von Jerusalem, dazu zwölf gekrönte Könige, einundzwanzig Herzöge, dreitausend Ritter und tausend Prälaten. Auch die schönsten und edelsten Damen aus aller Herren Länder waren geladen.

Es war unter den Fürsten auch ein hochgeachteter Held von dem Geschlechte Bourbon, Herr Haymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienste gegen Heiden und Christen geleistet hatte, reich an Schlössern und Städten, dazu wohlerfahren in allem ritterlichen Wesen war, also daß seinesgleichen weit und breit nicht gefunden wurde. Da er aber ein ernster, strenger Mann war, so ward er gefürchtet von den anderen Herren im Lande, ja selbst vom Kaiser Karolus. Als nun bei diesem Feste eines Tages der Kaiser mit der Krone auf dem Haupte in aller Majestät und Herrlichkeit auf dem Throne saß und reiche Lehen verteilte, da trat Hugo von Bourbon, Haymons Schwestersohn und ein gar weidlicher Mann, vor den Thron, verneigte sich tief und sprach mit großer Ehrerbietung: „Mein allergnädigster Herr hat heute so viele Beweise seiner Huld gegeben; aber einen Mann hat er nicht nach Würde gelohnet: meinen nahen Blutsfreund Haymon von Dordone.“ Über diese kühne Rede erzürnt, rief Karl: „Wahre deine Zunge! Was ich gethan, ist mit Bedacht geschehen; Herr Haymon hat der Lehen schon genug!“ Allein unerschrocken versetzte Hugo: „Herr Kaiser, sollte mein Verwandter geringeren Männern an Ehre nachstehen, so brächte das Euch wenig Lob und Gunst bei anderen Fürsten und

Herren ein!“ Da riß der Kaiser ergrimmt sein breites Schwert von der Seite und führte damit einen so gewaltigen Streich nach Hugo, daß dessen Haupt weithin in den Saal flog und alle Freude in Leid verkehret ward.

Herr Haymon schwur, den Schimpf und dazu den elenden Tod seines Blutsverwandten bitter zu rächen, und ein schwerer, blutiger Kampf erhob sich, der gar manchem tapferen Ritter das Leben kostete und manche feste Burg in Trümmer fallen ließ. Wie der Blitz brach Haymon bald hier, bald da hervor, sodaß das Land schwer unter seiner Hand litt. Es ging aber die Sage, er besitze aus den Heidenkriegen her ein wunderbares Zauberpferd, Bayard genannt, von menschlichem Verstande und ganz unglaublicher Kraft; es sei rabenschwarz, schnell wie ein Pfeil, zerbeiße Steine, wie andere Pferde Heu, und sprühe mit seinen Augen Feuerblitze. Mit diesem Pferde und mit Hilfe seines Vetters Malagis, eines gewaltigen Zauberers, erwehre Haymon sich der Macht des Kaisers. So zog sich der Kampf sieben Jahre lang hin, und da das Land immer schwerer darunter seufzte, so sehnte sich der Kaiser endlich nach Frieden. Durch die Vermittelung des tapferen Roland, eines Vetters Haymons, kam zuletzt auch ein für diesen sehr ehrenvoller Frieden zustande: Karl setzte ihn und seine Sippe in alle entzogenen Güter und Würden wieder ein, versprach, den Körper Hugos von Bourbon neunmal mit Gold aufzuwiegen, und gab außerdem seine eigene Schwester, die schöne Aya, welche Haymon längst im Stillen liebte, ihm zur Gemahlin.

Es wurde nun eine prächtige Hochzeit gefeiert, und die Neuvermählten verlebten einige glückliche Jahre in dem herrlichen Schlosse Pierlepont, wenngleich es den tapferen Degen Haymon gar oft hinauszog zu gewohntem Kampf und Streit. Nach einigen Jahren aber vermochte er die Sehnsucht nicht länger zu meistern; trotz allen Bittens und Flehens seiner Gemahlin zog er über die Pyrenäen in das Land Hispania, wo Heiden und Christen in beständigem Streite lagen. Hier kämpfte Haymon in mancher blutigen Schlacht und erwarb reiches Kampfesgut und hohe Ritterehren, während unterdes die treue Aya um ihn trauerte. Ihr einziger Trost waren ihre vier Söhne Richart, Adelhart, Wichart und Reinhold. Alle vier waren zu stattlichen Rittern herangewachsen, besonders aber überragte der jüngste alle an trotzigem Mut und gewaltigem Körperbau; nur seiner Mutter gegenüber war er folgsam wie ein Lamm.

Da kam endlich Botschaft, Herr Haymon kehre mit reichen Schätzen aus Spanien zurück, und bald darauf erschien er selbst mit ergrautem Haar und narbenbedecktem Leib. Als ihm nun Aya stolz die herrlichen

Jünglingsgestalten zeigte, fielen ihm die drei älteren sogleich freudig um den Hals, Reinhold aber rief: „Was will der Graubart? Das kann mein Vater nicht sein.“ Da reckte sich der alte, weidliche Degen zu seiner ganzen Größe empor, zeigte ihm die Ehrennarben, und jetzt begrüßte ihn Reinhold um so freudiger und stürmischer. Nachdem Held Haymon viel von seinen Thaten und Kämpfen gegen die Heiden berichtet, sagte er endlich: „Gar reiche Beute habe ich mitgebracht; die sollt ihr, meine drei ersten Söhne, unter euch teilen. Dir aber, mein starker Reinhold, vermache ich mein gutes Schwert, führe es in Ehren; dazu komme noch Bayard, mein Streitroß, das edelste der Tiere, falls du es zu bändigen verstehest!“ „O, sei unbesorgt und sieh selbst, wie ich es bändigen will!“ rief freudigstolz Reinhold und eilte in den Stall, um sogleich aufzusitzen. Allein kaum nahte er sich, so streckte ihn Bayard mit einem gewaltigen Schlage zu Boden und warf ihn sodann mit den Zähnen in die Krippe vor sich. Da umschlang Reinhold seinen Hals, drängte ihm einen Knüttel ins Gebiß, sprang blitzschnell in den Sattel, und fort ging es in wildem Jagen über Hecken und Gräben, wohl vierzig Fuß breit. Das edle Roß bäumte und überschlug sich: alles umsonst. In vollem Reiten sprang Reinhold auf und ab, bis endlich Bayard seinen Meister erkannte und nun folgsam wurde wie ein Kind. Freudig begrüßte jetzt Haymon seinen Sohn und übergab das edle Tier dem neuen Herrn.

Nun geschah es zu derselbigen Zeit, daß Kaiser Karolus seinem Sohn Ludwig den Ritterschlag erteilen und feierlichst als seinen Nachfolger krönen lassen wollte. Alle Fürsten und Vasallen, darunter auch Haymon und seine vier Söhne, wurden zu dieser hohen Feier geladen und unter großem Gepränge in Paris empfangen. Fest auf Fest folgte, und in allen ritterlichen Künsten that es der junge König seinen Genossen zuvor an Kraft und Gewandtheit. Nur allein Reinhold schien es ihm gleichthun zu können. Erst hielt dieser sich möglichst vom Kampfe zurück, als aber der eifersüchtige Ludwig durch höhnende Worte an seinen Vater Haymon ihn zum Zweikampf im Steinwurf fordern ließ, da erwachte der Trotz in ihm, und dreimal stieß er den Stein weit über den des jungen Königs hinaus. Neidvoll entfernte sich Ludwig und suchte die vier Brüder jetzt überall zu kränken und zurückzusetzen. Als er die Lehen erteilte, überging er sie absichtlich und ließ sie auch nicht zum festlichen Königsmahle laden, so daß der Festtag ein Fasttag für sie zu werden schien. Da eilte Reinhold zornig zur Küche, stieß die Köche ungestüm zur Seite, ergriff Schüsseln voll leckerer Speise nebst einem Fasse edlen Weines und brachte alles in die Herberge der Brüder, woselbst sie einen weidlichen Schmaus hielten. Dies kecke Gebahren Reinholds erregte das

Lachen des alten, den verstärkten Groll des jungen Königs, der endlich seinen Kummer einem gleisnerischen Höfling, dem falschen Ganelon, anvertraute.

Dieser ränkevolle Mann riet nun, Ludwig, der größte Meister seiner Zeit im Schachspiel, solle Adelhart, der sich ebenfalls einer großen Geschicklichkeit in diesem Spiele rühmen konnte, zum Wettkampfe, Haupt gegen Haupt als Einsatz, herausfordern; der Tod des Bruders werde Reinhold am schwersten kränken. Lange weigerte sich Adelhart, um das Haupt des künftigen Herrn zu kämpfen, wohl aber wolle er Städte und Schlösser als Preis einsetzen. Als ihn jedoch Ludwig der Feigheit beschuldigte, nahm er den Kampf an, und trotz der Meisterschaft des Königs gewann er endlich nach heißem Ringen den Sieg. Wohl erklärte er, nur um die Ehre habe er gekämpft, und ferne sei es ihm, das heilige Haupt des Königs zu berühren, allein außer sich vor Ingrimm schlug ihm Ludwig das Spielbrett ins Angesicht, daß ihm das rote Blut über die Wangen floß. Still entfernte Adelhart sich; da mußte ihm von ungefähr sein Bruder Reinhold begegnen, dem er nach langem Verhehlen endlich die ihm widerfahrene Schmach mitteilte.

Hell entbrannte der wilde Zorn des jungen Recken. Sogleich ließ er alle Dienstmannen rüsten, hieß Vater und Brüder vor der Stadt gewaffnet warten, versprach Adelhart feierlichst, ihm sein Pfand redlich zu verschaffen, und stürmte mit ihm in den Thronsaal, wo Kaiser Karl, der junge König und alle die Edelsten des Landes versammelt waren. Festen Schrittes trat Reinhold vor, ergriff das Haupthaar Ludwigs und — das Entsetzliche geschah — ein Blitzen: und weithin rollte das Haupt des Königssohnes. Noch einmal raffte es Reinhold auf und warf es dem Bruder zu, laut rufend: „Hier ist dein Pfand!“

Dann stürmten beide fort in den Hof zu ihren Rossen und jagten hinaus durch die Thore, während hinter ihnen es tausendstimmig erscholl: „Ergreifet, ergreifet die Königsmörder!“ Noch gelang es jenen, die Ihrigen zu erreichen, aber bald waren sie von Rittern und Reisigen eng umringt, ihre Pferde wurden erstochen, sie selbst bluteten aus vielen Wunden, und nur Reinhold auf seinem Bayard stieß alles zu Boden. Endlich aber erkannte auch er das Nutzlose seines Bemühens, und mit gewaltiger Stimme rief er Brüdern und Vater zu, sich zu ihm auf Bayard zu schwingen. Wohl gelang es ersteren, Haymon aber, der sich mit verzweifelter Tapferkeit wehrte, vermochte die Menge nicht zu durchdringen und ergab sich endlich Bischof Turpin, der ihm Sicherheit des Lebens verbürgte, während inzwischen Bayard, alles vor sich niederwerfend, mit Windeseile die Brüder davontrug. Sogleich wollte der ergrimmte Kaiser

den Vater des Königsmörders hängen, die Mutter verbrennen lassen; als aber Bischof Turpin, getreu seinem gegebenen Worte, als Roland, Ollivier, Ogier und alle die Helden für Haymon baten, ja, im Weigerungsfalle ihm ihre Dienste versagten, da ließ Karl sich endlich bewegen, beiden das Leben zu schenken, falls sie gelobten, ihre Söhne auszuliefern, wo und wann sie dieselben fänden.

Inzwischen irrten die geächteten Brüder im Lande umher, nirgends eine bleibende Stätte findend, da jeder die Königsmörder ausstieß, bis sie endlich mit ihren teuersten Kleinodien das Land verließen und zu dem Mohrenfürsten Saforet flüchteten, dem ihr Vater vor Jahren große Dienste geleistet. Vertrauensvoll übergaben sie ihm ihre Schätze und standen ihm drei Jahre lang in allen seinen Kämpfen treu zur Seite. Als aber inzwischen Kaiser Karl ihren Aufenthalt erfahren hatte und ihre Auslieferung verlangte, weigerte sich der treulose Heide, trotzend auf die Macht desselben, ihnen ihr Eigentum nebst dem wohlerworbenen Kriegssolde auszuliefern, worauf ihn Reinhold in gerechtem Zorne erschlug.

Mit dem Haupte Saforets flüchteten nun die Brüder zu dem erbittertsten Gegner desselben, dem König Yvo von Tarrasconien, der sie hocherfreut aufnahm und mit ihrer Hilfe bald auch alle seine Gegner schlug. Als aber die Kunde von der Ächtung der Königsmörder auch zu ihm drang, war er in großen Nöten, was zu thun sei, und wandte sich an seine Räte. Da meinten die einen, man solle die Brüder heimlich bei Seite schaffen, die anderen stimmten für Auslieferung, die weisesten aber rieten, man solle jene eng an das Königshaus ziehen, Reinhold Clarissa, die schöne Tochter Yvos, zur Gemahlin geben und den Brüdern eine steile Felsenklippe am Meere zur Erbauung einer unbezwinglichen Feste schenken. Dieser Rat gefiel dem Könige am besten; bald folgte eine fröhliche Hochzeit, und mit Hilfe Yvos erhob sich nicht lange nachher auf jener Klippe das starke Montalban, so genannt nach dem weißen Gestein. Die Brüder aber dehnten durch ihre Tapferkeit Yvos Reich immer mehr aus. Allein bald drang der Ruf ihrer Thaten auch zu Kaiser Karl, der sogleich zur Belagerung der Feste aufbrach. Nachdem er aber ein Jahr vergeblich vor der Felsenklippe gelegen, mußte er sich zum Rückzuge entschließen.

So hatten die Brüder wieder Frieden. Indes seit sieben langen Jahren hatten sie ihre liebe Mutter nicht gesehen, und die Sehnsucht nach ihr war besonders in Reinholds Herzen so stark, daß er sie endlich nicht länger bemeistern konnte. In langen Pilgergewändern, die Schwerter darunter verborgen, gelangten die Brüder endlich auch ohne Unfall nach

Pierlepont, wo sie heimlich von der überglücklichen Mutter mit Freudenthränen empfangen wurden.

Jedoch der Verräter sollte nicht schlafen; ein ungetreuer Kämmerling verriet dem Grafen, wer die Pilger seien, und mahnte ihn an seinen dem Kaiser geleisteten Eid. Wohl schlug Haymon zornig den Verräter zu Boden, allein seinen Eid mußte er halten, und notgedrungen umstellte er mit einer Anzahl Gewappneter die Gemächer Ayas. Erschreckt wollte diese die drei älteren Söhne, die gerade bei ihr waren, bergen; jedoch die Helden ergriffen die Schwerter und verteidigten den Eingang so lange, bis endlich Reinhold herbeistürzte, alles vor sich niederwarf und derart wütete, daß bald nur noch Haymon ihm stand hielt. Jetzt wäre es beinahe zum entsetzlichen Vater- oder Sohnesmord gekommen, wenn nicht Aya die beiden getrennt hätte. Haymon war gerettet, indes die erbitterten Söhne schickten ihn auf einen Esel festgebunden zum Kaiser. Aber bald stieß er auf Truppen desselben, die ihn losbanden und unverzüglich gegen Pierlepont rückten, wo die Brüder noch beim fröhlichen Gelage saßen. So unerwartet erschienen die Feinde, daß nur Reinhold noch unbemerkt durch ein Pförtchen entkommen konnte, die drei anderen aber überwältigt und gefesselt nach Paris geführt wurden, wo sie bald starke Kerkermauern umschlossen.

Inzwischen eilte Reinhold in Pilgerkleidung so schnell wie möglich nach Montalban, bestieg Bayard und jagte in Windeseile auf Paris los. Erst nahe bei der Stadt in einem dichten Walde machte er Halt und legte sich hier, von Traurigkeit und Ermüdung bezwungen, zu einem kurzen Schlummer hin. Allein während dessen wurde Bayard, der sich weidend von seinem Herrn entfernt hatte, von Bauernknechten ergriffen und als Geschenk Kaiser Karl überbracht, der das Zauberpferd voller Freude empfing und es dem starken Roland zu schenken versprach, wenn er Reinhold bezwinge.

Groß war des letzteren Schmerz und Verzweiflung, als er erwachte und sein treues Roß nicht mehr erblickte! Umsonst aber war alles Suchen, alles Rufen, Bayard war verschwunden. Tiefbetrübt warf Reinhold sich zu Boden, das Los seiner Brüder beklagend und seine eigene Sorglosigkeit verwünschend. In dieser Lage fand ihn ein Pilgrim, dem er seine Barschaft, seine goldenen Sporen und andere reiche Gaben schenkte. Wie staunte er aber, als plötzlich der greise Pilgrim sich in einen blühenden Mann verwandelte und er in ihm seinen Vetter Malagis erkannte! Freudig umarmte er den Zauberer, und dieser versprach ihm auch, Bayard wiederzubringen und seine Brüder zu erretten, falls er thun würde, was er befehle. Gern sagte Reinhold

alles zu, und der Zauberer verwandelte nun beide in elende, klägliche Bettler.

In Paris erfuhren sie, daß Roland am Sonntage Bayard zu Ehren schöner Frauen reiten werde, die Brüder aber am Tage darauf an den Galgen gehängt werden sollten. Am Sonntag setzten sich nun die beiden Bettler auf die Brücke, die über die Seine führt, und warteten des festlichen Zuges. Bald nahte derselbe auch hoch zu Roß; in der Mitte Kaiser Karl und neben ihm Held Roland mit Bayard, den mehrere Knechte führten. Als dieser die beiden Bettler erblickte, riß er sich los, eilte auf sie zu und begrüßte sie mit freudigem Gewieher. Während alles staunte, rief Malagis mit kläglicher Stimme: „O Herr, ist dies das Roß Bayard, so flehe ich Euch an, laßt meinen armen Gefährten hier, der an Händen und Füßen gelähmt ist, nur für einen Augenblick auf seinen Rücken steigen, so wird er gesunden, wie uns ein frommer Mann geweissagt!“ Kaiser Karl sagte gütig: „Lieber Neffe, verdiene dir Gottes Lohn und hebe den Krüppel auf das Roß, vielleicht, daß wir ein Wunder schauen!“ Willig setzte Roland den Bettler auf Bayards Rücken; allein er fiel sofort auf der andern Seite wieder herunter, und so geschah es dreimal, bis man ihn oben festhielt. Plötzlich aber richtete sich der Krüppel empor und jagte so blitzschnell davon, daß ihn keiner der nacheilenden Ritter einzuholen vermochte. Der andere Bettler aber war verschwunden.

In der Nacht desselbigen Tages erschien vor dem Gefängnis der drei Brüder ein kleiner Mann, murmelte unverständliche Worte vor sich hin, zog einen Zauberstab heraus, versenkte damit die Wächter in tiefen Schlaf, die starken Eisenthüren sprangen weit auf, die Fesseln fielen den staunenden Brüdern ab, und vor ihnen stand der Zauberer Malagis. Freudig folgten sie ihrem Vetter, der inzwischen die Schwerter der Wächter alle auf einen Haufen warf und sie selbst über einander schichtete, in die Freiheit. Noch einmal aber kehrte Malagis um, drang mit Hilfe der schwarzen Kunst (Nigromantia) in das Schlafgemach des Kaisers und fragte den Schlaftrunkenen, ob er ihm nicht Krone und Scepter überlassen wolle, was der König lallend bejahte. Mit beiden eilte nun Malagis zu den Brüdern, und alle kamen zur großen Freude Reinholds bald unversehrt in Montalban an. Kaiser Karl hielt am nächsten Morgen das Ganze für einen bösen Traum; allein das leere Gefängnis, die noch immer im Zauberschlaf liegenden Wächter und die fehlenden Herrscherzeichen belehrten ihn bald eines Besseren.

Weil er nun nicht wußte, wie er wieder zu seiner Krone kommen sollte, ließ er eine neue, noch viel schönere fertigen, und um auch ein

Roß, Bayard gleich, zu erlangen, stellte er folgendes an: er setzte die kostbare Krone als Preis für den aus, der sie im Wettrennen gewänne. Vom Sieger aber wollte er sie samt dem Rosse um hohen Preis zurückerwerben. Als Reinhold dies erfuhr, beschloß er den Preis mit Hilfe Malagis' zu erringen. Der Zauberer verwandelte ihn in einen Jüngling von kaum sechzehn Jahren, und Bayard, der vorher pechschwarz gewesen war, bekam plötzlich eine Farbe weiß wie Schnee. Dank dieser Verwandelung entgingen beide auch den Gefahren, die ein Verräter über sie brachte; niemand erkannte sie. Kurz vor dem Rennen machte Malagis durch seine Zauberei Bayard auch noch so mager und unansehnlich, daß rings umher laute Spottreden ertönten. Kaum aber begann das Rennen, da entwickelte die elende Mähre eine solche Kraft und Schnelligkeit, daß sie allen weit voraus am Ziele anlangte. Schnell ergriff der Sieger die Krone, sprengte in die Seine hinein und stieg bereits ans andere Ufer, als der erstaunte Kaiser rief: „He, junger Fant! Wenn dein Hengst nicht schneeweiß wäre, ich meinte, es wäre Bayard selbst!“ „Ihr irrt auch nicht, Herr König, es ist Bayard!“ Zugleich färbte sich das edle Roß kohlschwarz und stand nun in voller Schönheit da mit Reinhold auf dem Rücken, der spottend alle Anerbietungen Karls, ihm Bayard und Krone zu überlassen, zurückwies und bald den Augen aller entschwunden war.

Schon verzweifelte Karl daran, Reinhold fangen zu können, da entwarf der falsche Ganelon einen neuen Plan: man wolle Yvo durch eine Tonne Goldes bestechen, die Brüder verräterisch auszuliefern. Der Plan gelang nur zu gut. Yvo heuchelte jenen vor, Kaiser Karl habe sich endlich durch seine inständigen Bitten bewegen lassen, sie wieder in Gnaden aufzunehmen, wenn sie unbewaffnet, in Pilgerkleidung und auf Eseln reitend sich unterwerfen wollten. Froh vernahmen die Brüder diese Botschaft und waren schon bereit, ohne Arg die Bußfahrt anzutreten, als Clarissa, durch Träume geängstet, Reinhold vor Verrat warnte. Zwar wies dieser sie streng zurück, allein sie steckte Adelhart doch heimlich vier gute Schwerter zu, die jener unter dem Pilgergewande verbarg. Nun traten sie die Reise an; als sie indes in die Nähe von Falcelone gekommen waren, wo ihre Unterwerfung geschehen sollte, wurden sie plötzlich von einem starken Haufen Bewaffneter angefallen. Sie hatten es nur den versteckten Schwertern zu danken, daß sie sich auf einen Felsen mit schmalem Zugange durchschlagen konnten, woselbst sie aber auch bald regelrecht von dem Grafen von Chalons, dem Führer des Heeres, belagert wurden. Lange kämpften sie mutig an gegen Feind und Hunger; allein schon sahen sie die Stunde schmachvoller Ergebung

nahen, da jubelte Reinhold plötzlich laut auf: in der Ferne erblickte er Bayard, der in gewaltigen Sätzen heransprengte, wütend in die Feinde hineinstürzte, alles zu Boden riß und endlich mit einem gewaltigen Satze auf die Felsenklippe sprang, dabei seinen Reiter Malagis — denn dies war wieder der Retter — weithin abschleudernd. Im Besitze seines starken Rosses fürchtete Reinhold keinen Feind mehr, und auch den Brüdern erwuchs neuer Mut, als sie von Malagis erfuhren, ihre Getreuen würden ihm in wenigen Stunden folgen; er selbst sei jenen nur vorausgeeilt. Voll froher Zuversicht stürmten sie vor und schlugen sich zu den Ihrigen durch. Malagis aber erschlug mit eigener Hand in dem Getümmel den Grafen von Chalons.

Als Kaiser Karl den Ausgang der Sache erfuhr, meinte er, Yvo sei zum doppelten Verräter geworden, ließ ihn durch Roland in einem Kloster, wohin er sich vor Reinhold geflüchtet, gefangen nehmen und befahl, ihn an den Galgen zu hängen. Auf eine unerwartete Weise aber sollte die Rettung des Verräters erfolgen. Schon zog ihn der Henker in die Höhe, da wurde plötzlich der Strick durchhauen und die Henkersknechte durch Schwerthiebe in wilde Flucht gejagt. Reinhold war es, der den Bitten seiner Gattin Clarissa endlich nicht hatte widerstehen können, ihren Vater vom schimpflichen Tode zu retten. Während dieser nun eiligst entfloh, stürmte Roland mit eingelegter Lanze auf Reinhold ein, und dröhnend trafen die beiden Recken zusammen. Allein vor Bayards gewaltiger Kraft sank Rolands Roß mit seinem Reiter in den Staub, und bald war Reinhold den Blicken entschwunden.

Mehr Glück hatte Roland einige Zeit darauf, als es ihm gelang, Reinholds Bruder Richart im Walde gefangen zu nehmen und dem Kaiser auszuliefern. Dieser wollte ihn sogleich hängen lassen; aber jeder der zwölf edlen Paladine weigerte sich, das Henkeramt zu übernehmen, bis endlich ein Ritter namens Rype sich dazu erbot. Sobald Reinhold von dem Unfall des Bruders erfuhr, machte er sich unverzüglich mit den beiden anderen zur Rettung desselben auf. Schon stand Richart auf der Leiter, da stürmten plötzlich die drei aus einem nahen Walde hervor, rissen ihn herab und hängten an seiner Statt Rype an den Galgen.

Da Kaiser Karl alle seine Pläne so vereitelt sah, beschloß er, mit einem starken Heere die Burg Montalban selbst zu belagern. Wohl war die Feste reichlich mit Vorräten versehen, und tapfer wehrten sich die Brüder; als aber Jahr auf Jahr verfloß, ohne Entsatz zu bringen, stieg die Not in der belagerten Burg immer mehr. Schon waren alle Pferde außer Bayard geschlachtet, schon vermochten die Männer vor Entkräftung kaum noch die Schwerter zu führen, da erbarmten sich

Roland, Olivier und Bischof Turpin endlich ihrer Vettern und ließen ihnen bei einem Sturmlaufen heimlich eine Menge von Vorräten zukommen, die mit Malagis' Hilfe auch glücklich in die Burg gelangten.

Dieser selbst aber wurde bald darauf von Olivier gefangen genommen und vor Karl geschleppt, der ihn sogleich hängen lassen wollte. Als aber der Zauberer um einen Tag Aufschub bat und schwur, nicht ohne des Kaisers Zustimmung und Geleit den Bann zu brechen, auch mehrere Ritter versprachen, die Wache zu übernehmen, da lud Karl den Zauberer zur Henkersmahlzeit an seinen Tisch. Hier zeigte Malagis die beste Laune und ließ sich bereitwillig in den Kerker bringen, wo man ihm die schwersten Ketten und Banden anlegte. Allein um Mitternacht sprach er eine Zauberformel, die Ketten fielen ab, die Wächter versanken in tiefen Schlaf, und über sie hinweg stieg Malagis ins Schlafgemach des Kaisers, indem alle Thüren von selbst vor ihm aufsprangen. Sodann träufelte er jenem ein paar Tropfen ein, die ihn in einen zwölfstündigen Schlaf versetzten, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn auf dem Rücken in die Burg, in der man nicht wenig staunte. Als Karl erwachte, bot ihm Reinhold die Freiheit an, wenn er ihn und seine Brüder vom Banne lösen und sie wieder in die Lehen einsetzen wolle. Der Kaiser aber erklärte, lieber sterben, als sich beugen und den Mördern seines Sohnes verzeihen zu wollen. Da ließ ihn der edle Reinhold ohne Lösegeld frei und geleitete ihn selbst bis zum Thore.

Nun begann die Belagerung von neuem, und zuletzt entschloß sich Reinhold, die Burg auf einem geheimen Pfade zu verlassen und sich mit seinen Getreuen zu einem Schloß in den Ardennen durchzuschlagen. Nach vielen Kämpfen gelang dies auch; indes bald lagen die Feinde ebenfalls vor dieser Burg, in welcher endlich Hunger und Seuche alles rettungslos zu vernichten drohte. In dieser Not warf sich die greise Aya ihrem Bruder zu Füßen und bat um das Leben der Söhne. Lange widerstand der erbitterte Kaiser ihren Thränen, zuletzt aber ließ er sich zur Gnade bestimmen, wenn ihm Bayard, der ihm soviel Schaden zugefügt, ausgeliefert würde. Wohl sträubte sich Reinhold nach Kräften, das treue Tier preiszugeben; als ihm aber Aya das schmachvolle Geschick, das ihm und seinen Brüdern drohe, vor Augen hielt und jammerte, um eines Tieres willen solle sie ihrer Kinder beraubt werden, da vermochte er ihren Thränen nicht stand zu halten und nahm weinenden Auges Abschied von Bayard.

Auf der Brücke zu Paris war Sonntags darauf Karl mit all seinen Paladinen versammelt, um Bayards Tötung beizuwohnen. Schwere Eisenklötze und Steine wurden dem Zauberpferde an die Füße gebunden,

und sodann wurde es unversehens in den tiefen Strom hinabgestürzt. Schäumend schloß sich das Wasser über ihm, aber bald tauchte der Kopf wieder auf, und als das edle Tier seinen Herrn erblickte, schleuderte es alle Klötze und Steine von sich und schwamm ans Ufer. Noch schwerer wurde es jetzt belastet und abermals hinabgestürzt; aber es ging wie vorher und so auch zum dritten Male. Der Anblick seines Herrn ließ das treue Tier nicht sterben, bis dieser endlich weinend sich abwandte und das Roß, zum vierten Male und noch schwerer belastet hinabgestürzt, nun in den Wogen versank.

Reinhold aber zerbrach in bittrem Schmerze sein gutes Schwert und schwur, nie wieder ein Roß zu besteigen oder ein Schwert zu ziehen. Dann eilte er fort und langte im Pilgergewande auf Montalban an. Hier nahm er herzlichen, tiefbewegten Abschied von Weib und Kind auf immerdar und ergriff den Pilgerstab.

Drei Jahre lebte er in frommen Bußübungen bei einem Eremiten, dann trieb ihn die Sehnsucht ins heilige Land, und hier verrichtete er viele tapfere Thaten gegen die Ungläubigen. Treu seinem Schwur bestieg er kein Pferd und schwang kein Schwert, wohl aber führte er eine gewaltige Keule, half Jerusalem erobern, ja nahm sogar den Sultan selbst gefangen und zwang ihn, Frieden zu schließen. Hier im heiligen Lande fand Reinhold in einem Pilger auch seinen Vetter Malagis wieder, der im Kampfe gegen die Ungläubigen ein rühmliches Ende nahm.

Nachdem Reinhold noch am Grabe des Heilandes ernst gebetet und inbrünstig um Vergebung seiner Sünden gefleht hatte, kehrte er, hochgeehrt vom Patriarchen und allen Schirmern des heiligen Landes, in seine Heimat zurück, gerade noch rechtzeitig genug, um Zeuge eines siegreichen Gotteskampfes seines Sohnes Ermanrich gegen einen Verleumder zu sein.

Allein sein Sinn war den irdischen Freuden erstorben und nur noch den himmlischen zugekehrt. Trotz aller ehrenden Anerbietungen beschloß er, sein Leben ganz Gott zu weihen, ging in ein Kloster der frommen Stadt Köln und war Tag und Nacht emsig im Gebet. Gott der Allmächtige aber erhörte sein Flehen und gab ihm Gnade, also daß er Lahme und Blinde heilte, auch sonst gar viele Wunder verrichtete. Als nun im Jahre 810 der prächtige Bau der Kirche zu St. Peter begonnen wurde zur Ehre Gottes, da stellte sich auch der fromme Reinhold ein und arbeitete als einfacher Steinmetz, im Volke genannt St. Petri Werkmann, so viel, wie sonst vier oder fünf andere seiner Genossen. Ja, selbst in den Stunden, wo alles ruhte, schaffte er rüstig weiter, erregte aber dadurch den Neid und Haß seiner Mitgesellen, die endlich seinen Tod beschlossen.

Obgleich ihm dies durch ein Gesicht offenbart wurde, wollte er doch gern den Märtyrertod erleiden. Jene aber zerschlugen ihm das Haupt und warfen ihn dann in einem mit Steinen beschwerten Sack in den Rhein. Allein der Leichnam sank nicht unter und wurde bald auf wunderbare Weise gefunden. Als man den Gemordeten aber entkleidete, entdeckte man an einem goldenen Gürtel, daß der fromme Handwerksmann kein anderer gewesen sei als der starke Reinhold.

Kaiser Karl ließ nun die Mörder hinrichten und befahl, den edlen Märtyrer unter großem Gepränge nach Aachen zu schaffen. Jedoch plötzlich setzte sich der Wagen, auf dem Reinhold lag, von selbst in Bewegung und fuhr ohne Aufenthalt nach der frommen Stadt Dortmund in Westfalen, wo er an der Stelle stehen blieb, an welcher ihm später zu Ehren die St. Reinoldikirche erbaut wurde. Dies Wunder aber geschah am 7. Januar des Jahres 811.

Das ist die Geschichte der Haymonskinder und insbesondere die des starken Helden und frommen Märtyrers Reinhold.

## Die schöne Melusine.

Zu Poitiers in Frankreich lebte einst ein Graf namens Emmerich, gar wohl erfahren in der hohen Wissenschaft der Astrologie und reich gesegnet an irdischen Gütern aller Art, der nur einen Sohn und eine Tochter hatte. Nun wohnte nicht weit davon seiner Mutter Bruder, der Graf von Forst, ein gar weidlicher Mann, reicher aber an Kindern als an Hab und Gut. Da beschloß Graf Emmerich, den jüngsten der Söhne seines Vetters, Raimund genannt, zu sich zu nehmen und wie sein Kind zu hegen. Der fröhliche, junge Edelknabe war denn auch bald des Grafen unzertrennlicher Begleiter.

Eines Tages folgten sie im wilden Forst einem starken Eber, kamen von ihrem Gefolge ab und verirrten sich tief im Walde. Die Nacht brach herein, und der Himmel erglänzte in all seiner unendlichen Sternenpracht. Da gewahrte der Graf plötzlich ein gar wunderbares Gestirn und sagte seufzend zu Raimund: „Wie unbegreiflich sind doch Gottes Wege! Wie kann es nur in seinem Willen liegen, daß jemand durch eine ungewollte Übelthat zu hoher Macht und Ehre gelange? Sieh, Raimund, dieser Stern kündet unzweifelhaft, daß einer in dieser Stunde noch seinen besten Wohlthäter und Freund tötet und bald darauf ein mächtiger Gebieter sein wird." Nachsinnend über das Gehörte, ritt Raimund schweigend neben seinem Herrn her, bis sie an ein verlassenes

Hirtenfeuer gelangten, an dem sie sich zu erwärmen gedachten. Kaum aber waren sie abgestiegen, da krachten ringsum die Büsche, ein gewaltiges Fauchen ließ sich vernehmen, und ein mächtiges Wildschwein stürzte hervor. Erschreckt rief Raimund seinem Herrn zu, sich auf einen Baumstamm zu retten. Doch dieser trat unerschrocken dem wütenden Tiere mit seinem Spieß entgegen. Kraftvoll aber schlug jenes denselben beiseite und rannte den Grafen zu Boden. Jetzt stürmte Raimund mit seiner Waffe vor und durchstach dem Eber die Weiche; allein im starken Anstoß drang das Eisen zugleich dem am Boden liegenden Grafen tief in den Leib, und kaum war der Eber verendet, da lag auch Graf Emmerich tot in einer großen Blutlache.

Jammernd warf sich Raimund über seinen Herrn, zu spät die Deutung des Sternes erkennend. Aber all sein Klagen war umsonst, der väterliche Freund blieb tot. Gesenkten Hauptes bestieg Raimund sein Roß und überließ ihm achtungslos die Zügel.

Unvermerkt war er auf eine weite, blumige Wiese mit einem herrlichen Brunnen, Durstbrunnen genannt, gekommen und beachtete in seiner tiefen Bekümmernis drei wunderschöne Jungfrauen nicht, die im Mondenschein um denselben tanzten. Da faßte die schönste derselben den Zügel seines Rosses und rief: „Wahrlich, niemals ist mir ein Ritter erschienen, der an edlen Jungfrauen ohne Gruß vorüberritt!“ Jetzt erst sah Raimund die Jungfrau in so unvergleichlicher Schönheit vor sich stehen, daß er sie für einen Engel oder eine Fee halten mußte. Beschämt sprang er vom Rosse herab und rief demütig: „Erhabene Jungfrau, wollet mir meinen Fehler verzeihen; ich bin in so großer Betrübnis, daß ich wie blind umherwandle. Leget mir eine Buße auf, ich will alles getreulich leisten!“ Da sagte die Fee freundlich: „Tröste dich, Raimund! Wohl kenne ich dein Leid, jedoch alles ist nach Gottes Rat geschehen, und wenn du mir folgen willst, wirst du bald zu hoher Ehre und Macht gelangen. Wähle mich zu deinem ehelichen Gemahl und schwöre, an jedem Samstag mich frei schalten zu lassen, während ich verspreche, mich den ganzen Tag züchtig in meinen Gemächern zu halten. Solltest du aber je dein Gelübde brechen, so würdest du mich auf ewig verlieren und all dein Glück würde dahinschwinden.“ Raimund gelobte feierlichst, den Willen der schönen Melusine — so hieß die Fee — getreulich zu erfüllen, und diese sagte nun: „Reite nach Poitiers und erzähle, du habest deinen Herrn auf der Jagd verloren. Man wird ihn bald finden und ehrenvoll bestatten. Bitte dann den jungen Grafen um ein Lehen an diesem Brunnen, und zwar um so viel Land, als man mit einer Hirschhaut umspannen kann. Du wirst bald einem Manne mit

einer solchen begegnen, kaufe sie ihm ab und zerschneide sie in dünne Riemen, alles in einem Stück. Alsdann umspanne dein Lehensland, das eine Tagereise umfassen wird, und niemand wird dir dasselbe streitig machen." Darauf bestimmte ihm Melusine einen Tag zur Rückkehr, und nach zärtlichem Abschiede ritt Raimund davon.

In den nächsten Tagen geschah alles, wie Melusine verkündet. Nach der Bestattung des Grafen erhielt Raimund das gewünschte Land, und obwohl der junge Graf über des Vetters List erstaunte, gab er ihm doch lachend das Lehen. Freudig eilte der junge Held an den Brunnen, wo er Melusine inmitten einer glänzenden Schar von Rittern und edlen Frauen fand, die sich tief vor ihm verneigten und als ihren zukünftigen Herrn begrüßten. Melusine aber sagte zu dem staunenden Raimund: „Geliebter, nach unserer ehelichen Vermählung sollst du meinen Stand und mein Wesen erkennen lernen! Lade deine Verwandten auf nächsten Montag zur Hochzeit hierher, du wirst dann alles aufs beste bereitet finden."

Zwar verwunderten sich der junge Graf und seine Mutter über die Einladung Raimunds zur Hochzeit, allein sie ritten doch mit einem glänzenden Gefolge am Montag nach dem Durstbrunnen, und manch spöttisches Wort fiel wohl unterwegs über Raimund. Aber welch Staunen ergriff alle, als sie in die Nähe des Brunnens kamen! Eine Menge prächtiger Zelte standen aufgeschlagen, und reichgekleidete Ritter und Edelfrauen bewegten sich dazwischen. Aufs ehrenvollste wurden die Gäste begrüßt und in ein über alle Maßen herrliches Schloß geleitet. Kaum hatten sich die Geladenen von ihrer Bewunderung, ihrem Entzücken erholt, so läuteten die Glocken einer prächtigen Kapelle zur Brautmesse, und die schöne Melusine erschien in einem Gewand, das von Gold, Perlen und Edelsteinen schimmerte, sie selbst aber mehr einem Engelsbild als einem Menschen ähnlich. Nach der feierlichen Trauung begann das Festmahl, wobei die Speisen in goldenem Geschirr, und der köstlichste Wein in krystallenen, mit Perlen und Edelsteinen reich verzierten Pokalen gereicht wurden. Zu dem nun folgenden Turniere aber hatte die reiche Wirtin so kostbare Preise ausgesetzt, wie sie nie einer vorher geschaut. Ungetrübt dauerten die Festlichkeiten viele Tage lang fort; einer verlief immer prächtiger wie der andere, und als es endlich ans Scheiden ging, da reichte Melusine ihren Gästen so glänzende Geschenke, daß alle in neues Staunen und Entzücken versetzt wurden.

Als die Neuvermählten allein waren, mahnte Melusine ihren Gatten nochmals an sein Versprechen, nicht nach ihrer Herkunft zu fragen und sie am Samstag frei schalten zu lassen in ihren Ge-

mächern, und Raimund schwur darauf einen feierlichen Eid, ihren Willen zu erfüllen. Bald ließ Melusine zwei herrliche Schlösser erbauen, deren schönstes sie nach ihrem Namen Lusinia nannte, und aus dem einst ein hohes, weitverzweigtes Geschlecht hervorgehen sollte. Inzwischen gebar sie ihren ersten Sohn Uriens, der sonst wohlgestaltet war, aber ein rotes und ein grünes Auge hatte, und ihm folgte Gedes, der eine brennendrote Farbe an Hals und Brust zeigte. Später gebar Melusine noch acht Knaben, die sämtlich von starkem Körperbau waren, aber fast alle ein seltsames Merkmal trugen. So hatte Antonius eine Löwenklaue an der Wange, Reinhart nur ein Auge mitten auf der Stirn, Geoffroi einen mächtigen Eberzahn, Freimund ein Stück Wolfspelz auf der Nase, bei Gyot war ein Auge höher als das andere, und Horribel war gar dreiäugig, davon das eine Auge mitten auf der Stirn und schrecklich anzusehen. Nur die beiden jüngsten Söhne Dietrich und Raimund waren ohne Fehl. Wenn sich aber der Vater über diese Merkmale seiner Kinder bekümmerte, so tröstete ihn Melusine mit den Worten: „Erziehen wir sie nur zu ernster Gottesfurcht, so werden sie schon wackere Männer und Ritter werden.“ Und ihr Wort sollte herrlich in Erfüllung gehen; drei von ihnen wurden später Könige und einer ein mächtiger Herzog. Ihre Schicksale wollen wir jetzt erzählen.

Uriens und Gyot fuhren nach Famagasta, der Hauptstadt des Königreichs Cypern, wo ein Krieg zwischen dem Christenkönige und dem Sultan tobte. Ersterer war von einem vergifteten Pfeile tödlich verwundet worden und hörte zu seiner großen Freude, daß die Lusinischen Brüder den Sultan in die Flucht geschlagen hätten. Sterbend ernannte er Uriens, den er mit seiner schönen Tochter Germina verheiratete, zu seinem Nachfolger. Bald darauf starb auch Germinas Oheim, der König von Armenien, nur eine Tochter, Floria, hinterlassend. Die Räte des Landes beschlossen nun, sie mit Gyot zu vermählen, der so ebenfalls gekrönter König wurde. Beide Brüder aber unterstützten gar tapfer die Christen in ihrem Kampfe gegen die Ungläubigen.

Nicht minderes Glück sollte ein anderes Brüderpaar haben, Reinhart und Antonius. Christina nämlich, die Herzogin von Lützelburg, wurde von dem Herzoge von Elsaß, einem abgewiesenen, stolzen Bewerber, hart belagert. Da gelang es den beiden Lusinischen Brüdern jenen zu fangen und der Herzogin auszuliefern, die ihm jedoch großmütig die Freiheit schenkte. Bald darauf wählte Christina Antonius zum Gemahl, und groß war das Staunen, daß der Bräutigam die Löwenklaue auf der Wange, die Braut ebendieselbe im Wappen führte.

In dieser Zeit wandte sich der König von Böhmen an seinen Bruder, den Herzog von Elsaß, um Hilfe, weil seine Hauptstadt eng von den Türken umlagert war. Dieser versprach Reinhart, ihm seines Bruders einzige Tochter zur Gemahlin zu verschaffen, wenn die Brüder ihn unterstützen wollten. Gern folgten diese seinem Rufe und rückten mit 30 000 Mann vor Prag. Hier war unterdes der König in einem Treffen gefallen und sein Leichnam von den Ungläubigen ins Feuer geworfen worden. Da überfielen plötzlich die Brüder die übermütigen Feinde, zersprengten sie, und Reinhart spaltete mit eigner Hand des Sultans Haupt, dessen Körper nun ebenfalls verbrannt wurde. Bald darauf zogen die Sieger triumphierend in Prag ein, und Reinhart wurde unter allgemeiner Zustimmung mit der schönen Königstochter Eglantina in großer Pracht vermählt.

So waren alle vier Brüder zu hoher Macht und Ehre gelangt, und da auch Gedes sich zur Freude seiner Eltern mit einer Tochter des Grafen von der Mark vermählte, zugleich seines Vaters Herrschaft sich immer weiter ausdehnte, so lebten die beiden Eltern in froher Gemeinschaft dahin. Da sollte ihr Glück jäh zerstört werden.

Im Gegensatz zu seinen mannhaften Brüdern war Freimund still und ernst, und sein liebster Verkehr war mit den Mönchen des von Melusine gestifteten Klosters Mallmiers. Ja endlich ließ er sich durch keine Bitten und Vorstellungen abhalten, selbst als Mönch dort einzutreten, woraus den Eltern später große Kümmernis durch ihren Sohn Geoffroi erwachsen sollte. Dieser war nämlich ebenfalls ein gar streitbarer Held und errang ganz besonderen Ruhm durch seinen Sieg über den schrecklichen Riesen Gedeon. Stark gewaffnet suchte ihn Geoffroi allein auf seinem hohen Schlosse auf und rief ihn zum Kampfe heraus. Mit drei gewaltigen Eisenstangen in der Hand und drei Eisenhämmern im Busengewand trat der Unhold hervor und rief: „Elender Zwerg, was wagst du? Mit einem Schlage strecke ich dich zu Boden!“ Damit schleuderte er einen seiner Eisenhämmer so gewaltig auf Geoffroi, daß diesem der Streitkolben entsank. Eifrig bückte sich der Riese nach diesem, aber schnell sprang der junge Held hinzu und hieb ihm einen Arm ab. Nun holte der Ungefüge mit der andern Hand zum gewaltigen Schlage mit der Eisenstange aus, allein behend sprang jener zur Seite, und die riesige Stange riß Gedeon nach sich; er stürzte auf ein Knie. Jetzt spaltete ihm Geoffroi mit einem kräftigen Schlage das Haupt, stieß in des Riesen Horn und zeigte den erfreuten Umwohnenden den gewaltigen Leichnam. Ein Bote meldete den Eltern den Sieg, und höchlichst lobte Raimund den Sohn in seiner Antwort, teilte ihm zugleich aber auch den

Eintritt seines Bruders ins Kloster mit. Diese Nachricht versetzte den Eberzahn in schreckliche Wut, da er meinte, nur durch Verlockungen oder Zaubereien der Mönche könne dies geschehen sein. Racheglühend eilte er nach Mallmiers, umzingelte es mit seinen Leuten und verbrannte das Kloster nebst seinem Bruder und hundert Mönchen. Aus dieser schlimmen Frevelthat aber sollte seinen Eltern das größte Leid erstehen, wie wir gleich sehen werden.

Einige Zeit vorher nämlich war Raimunds Vater, der alte Graf von Forst, verstorben, und der neue Graf kam mit einer Anzahl Edelleuten, dem Bruder dies zu melden. Es war aber gerade Samstag und Melusine daher abwesend. Als nun die Hausfrau nicht erschien, die Gäste nach Brauch zu begrüßen, sagte der Graf unmutig: „Lieber Bruder, ich kann dir nicht verhehlen, daß im Lande das Gerücht geht, du seiest von deiner Gattin verzaubert, da du sie niemals Samstags sehen dürftest. Man redet allerlei Schlimmes über sie; siehe zu, daß du nicht einmal Schande erwirbst!“ Diese Worte erregten Raimunds heftigen Zorn und ließen ihn seines Eides vergessen. Stürmisch eilte er nach Melusinens Frauengemach, und als er dies verschlossen fand, bohrte er mit seinem Schwerte ein Loch hinein, zu sehen, was sie treibe. Sein Schwur war gebrochen; was aber erblickte er? Melusine saß im Bade, oben ein schönes Weib, unten in einen schimmernden, glitzernden Schweif endend. Jetzt kam dem Spähenden die Besinnung zurück, und bittere Reue ergriff ihn über seinen Eidbruch. Schnell stopfte er das Loch wieder zu, eilte hinab und schalt seinen Bruder mit den härtesten Worten ob seines Verdachtes, so daß dieser schnell davon ritt. Die ganze Nacht hindurch quälten unterdes Raimund die bittersten Sorgen um die Folgen seines Vergehens, so daß Melusine, die alles wußte, ihm noch einmal verzieh und sich zu seinem Troste unwissend stellte.

Da kam bald darauf die Kunde von der entsetzlichen That Geoffrois, und in wildem Zorne schwur Raimund, jener solle eines eben so elenden Todes sterben. Als aber Melusine tröstend bemerkte, Gottes Gnade könne jenem doch noch vielleicht bei ernster Buße und Reue zuteil werden, da packte ihn der böse Gedanke, alles Unheil komme von der Mutter, dem Meerweibe, her, und in jähem Schmerz brauste der Unglückliche auf: „O du falsche Schlange und Giftbrut, deine Nachkommen werden nimmer etwas Gutes schaffen! Sieh doch, welch herrlichen Anfang Geoffroi macht! Leugne nichts, Unglückselige, ich weiß alles!“ Schmerzlich seufzte Melusine und sprach: „O Raimund, du hast dein Gelübde gebrochen, nun muß sich alles Vorhergesagte erfüllen. Mich, dein Glück, deine

Ehre hast du auf ewig verloren, dein Verrat stürzt mich Ärmste fortan bis zum jüngsten Tag in ewige Qual. Hättest du Treue bewahrt, so wäre ich gestorben wie ein anderes Weib, und im Himmel wären wir wieder vereint worden; nun ist es zu spät. Doch an dir selbst und deinem Lande rächt sich deine Untreue noch schwerer. Alle Freude wird von dir weichen, dein Land verteilet werden. Ehe ich aber scheide, will ich dir noch einen letzten Liebesdienst erweisen: töte deinen Sohn Horribel; denn er würde einen schrecklichen Krieg erregen und alle seines Geschlechtes verderben. Geoffroi wird das Kloster Mallmiers weit herrlicher aufbauen und reicher ausstatten wie zuvor und wird nach ernster Buße Gnade bei Gott finden. Das Schloß Lusinia jedoch wird seinen Herrn so oft wechseln, als man mich klagend über dasselbe hinziehn sehen wird."

Weinend fielen ihr Raimund und alle Umstehenden zu Füßen; sie aber sagte traurig: „Gott vergebe dir, Raimund, so wie ich es thue; aber meines Bleibens hier ist nicht länger. Der Segen Gottes walte über dir und meinem geliebten Lusinia!" Damit schwang sie sich auf ein Fensterbrett, ihr Leib aber glich unten einer glitzernden Schlange; dreimal fuhr sie, erschütternde Klagetöne ausstoßend, um das Schloß — und ward nicht mehr gesehen. —

Inzwischen war der Anstifter alles Unheils, Geoffroi, ausgezogen in das Land Norheim zum Kampfe gegen den Riesen Germold, den Oheim Gedeons. Dies war ein böser Valantsknecht und so ungeschlachtet an Größe und Körperstärke, daß seine Eisenstange wohl drei Fuß tief in harten Felsen schlug und seine Stimme Türme erzittern ließ; dennoch besiegte ihn Geoffroi nach hartem Kampfe, so daß er sich in einen Felsen flüchtete. Unverzagt folgte ihm der junge Held aber auch hierhin, und bald sollte er Wunderbares erleben. Der Felseneingang führte nämlich tief ins Innere eines Berges, und hier fand Geoffroi ein hohes Gewölbe, dessen Wände von Gold und Edelsteinen erglänzten. In der Mitte des Prachtbaues erhob sich ein herrliches Grabmal, obenauf ein König mit Krone und Scepter und neben ihm ruhend ein wunderschönes Frauenbild in königlicher Kleidung. Zu Füßen des Ganzen aber war eine Tafel angebracht mit folgender Inschrift:

„Hier liegt begraben König Helmas von Albanien, mein hoher Herr und Gemahl, der mir geschworen, mich zu bestimmter Frist nicht aufzusuchen. Treubrüchig geworden, verlor er mich, und ich floh mit meinen drei Töchtern. Endlich nach fünfzehn Jahren entdeckte ich ihnen des Vaters Untreue, und auf Betrieb der Jüngsten, Melusine, schlossen sie ihn bis zum Tode in diesen Felsen ein. Zur Buße für diese unkindliche That habe ich jeder eine Strafe auferlegt, Melusinen ins-

besondere, daß sie jeden Sonnabend vom Gürtel ab zur Schlange werde. Ihr einstiger Gemahl soll sie an diesem Tage nie schauen. Hält er dies treulich, so sollen sie beide glücklich leben und endlich selig sterben. Solches habe ich, ihre Mutter, die Königin Persina, ihr auferlegt. Damit begnüge sich, wer diese Tafel zu Gesicht bekommt." —

Staunend erfuhr so Geoffroi seiner Mutter Geschick, ging aber dann mutig daran, den Kampf mit dem grimmen Germold wieder aufzunehmen. Endlich fand er ihn in einem festen Gemach, nachdem er dessen Thür zertrümmert hatte. Sogleich traf ihn ein gewaltiger Schlag des Riesen, und nur sein starker Helm rettete ihn vom sicheren Tode. Blitzschnell aber drang jetzt Geoffrois Schwert dem Ungefügen in die Brust, also daß er dröhnend zur Erde sank. Bald gelang es dem mutigen Sieger auch noch, eine große Anzahl edler Gefangener aus einem Turme zu befreien, sowie unzählige Schätze zu erbeuten.

Großer Jubel herrschte in ganz Norheim, als die Kunde kam, der böse Germold sei gefallen, und freudig boten die dankbaren Landeskinder dem tapferen Besieger die Krone an; allein diesen drängte es, in die Heimat zurückzueilen und dort von der wunderbaren Inschrift Kunde zu geben. Weit voraus eilte ihm der Ruf seiner Thaten; als er landete, begrüßten ihn jubelnd Tausende, und auch seinem bekümmerten Vater hob sein Heldentum den gebeugten Mut; freudig umarmte er den tapferen Sohn. Als ihm aber Geoffroi die wunderbare Kunde vom Ursprunge Melusinens mitteilte, da brachen ihm die Thränen aus den Augen, und klagend machte er dem Sohne seine Schuld, sowie das Entschwinden der geliebten Mutter kund.

Schrecklich war der Zorn Geoffrois, als er vernahm, daß die Verdächtigungen des Grafen von Forst den Anlaß zur Untreue des Vaters gegeben; Tod und Verderben drohte er dem Verleumder. Unverweilt schwang er sich aufs Roß und ritt drei Tage und drei Nächte ohne Aufenthalt, bis er vor dem Schlosse Forst hielt und mit gezücktem Schwerte auf den zum Tode erschrockenen Grafen eindrang, der sich eilends vor dem Wütenden in einen Turm flüchtete. Aber auch hierhin folgte ihm Geoffroi, und der geängstete Graf suchte sich nun durch einen kühnen Sprung aus einem hohen Fenster zu retten, stürzte jedoch auf einen Felsenvorsprung und fiel sich zu Tode. Jetzt erwachte tiefe Reue in dem Herzen Geoffrois; ehrenvoll ließ er den Oheim begraben und ritt bekümmert nach Lusinia, dem Vater die neue Frevelthat zu künden und, wenn möglich, seine Verzeihung zu erlangen.

Schwer aufseufzend hörte Raimund des Sohnes Beichte und sprach endlich bekümmert: „O mein ebenso tapferer, wie unbändiger Sohn, soll

denn des Jammers kein Ende werden? Deine Mutter habe ich auf ewig verloren, Horribel ist im Feuer erstickt, deinen Bruder und hundert Mönche hast du freventlich verbrannt, nun treibst du deinen Oheim, meinen Bruder, in den Tod! Wahrlich, allzuviel der Greuel! Laß uns beide sühnen, was wir verbrochen. Baue du das Kloster Mallmiers herrlicher und schöner auf als zuvor und laß dort täglich beten für die Seelenruhe der Mutter, des Bruders, des Oheims. Ich selbst aber will hinziehen nach Rom zum Heiligen Vater, dort Vergebung meiner Sünden zu suchen. Ich übergebe dir die Regierung meines Landes, regiere weise und gerecht, sorge auch als treuer Bruder für deinen Schützling Dietrich und suche selbst dein Seelenheil zu retten!"

Damit schied er; Geoffroi aber erfüllte alles treulich, was er gelobt, und lebte so fromm dahin, daß bald die Rede im Lande ging, aus dem grimmen Wolfe sei ein sanftes Lamm geworden. Der junge Dietrich wuchs herrlich heran und wurde später ein gar weidlicher, tapferer Held. Graf Raimund jedoch zog als Pilger nach Rom, erhielt nach ernster Buße vom Papste Leo Vergebung seiner Sünden und pilgerte hin nach dem heiligen Gralberge Monsalvatsch, dort in stiller Einsamkeit sein Leben zu beschließen. Alldaselbst suchte ihn auch noch einmal Geoffroi auf und nahm herzlichen Abschied von ihm auf immerdar.

Als aber Raimund scheiden sollte von dieser irdischen Welt, da ward in Lusinia gar wehes Klagen in der Luft vernommen, und viele meinten, ein wunderbar gestaltetes Weib um das Schloß kreisend erblickt zu haben. Als dann auch Geoffroi, tief beklagt und betrauert im ganzen Lande, dahingegangen war, durchzog Melusine wiederum klagend die Luft, und so geschah es jedesmal, wenn Lusinia später seinen Herrn wechselte.

Aus Melusinens Geschlecht aber gingen viele hochberühmte Könige und Fürsten hervor, die ruhmreich in Cypern, Norwegen, Lützelburg, Armenien und Böhmen Krone trugen.

## Die Pfalzgräfin Genoveva.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern unschuldig verfolgt worden sind, gehört auch die tugendreiche Genoveva, deren Geschick ebenso traurig, als die Erzählung davon anmutig zu lesen ist.

Zu den Zeiten des Bischofs Hudelfus von Trier lebte in der Nähe jener Stadt der edle Pfalzgraf Siegfried, der mit Genoveva, der Tochter

des Herzogs von Brabant, einer edlen, tugendhaften Frau, vermählt war. Kaum aber hatte das junge Ehepaar die ersten Monate eines glückverheißenden Bundes verlebt, da erscholl die Kunde, der Mohrenkönig Aberosam sei aus Spanien in Südfrankreich eingebrochen und drohe alles zu vernichten.

Unverzüglich berief Karl Martell, der tapfere Hausmeier des fränkischen Reiches, alle Fürsten und Vasallen zu den Waffen, und so mußte auch Siegfried dem Heeresrufe schleunigst Folge leisten, weil Trier damals zum Frankenreiche gehörte. Als er bewegt von seiner jungen Gemahlin Abschied nahm, rührte deren Schmerz alle Umstehenden zu Thränen; der Pfalzgraf aber empfahl sie dem Schutze der heiligen Jungfrau Maria und sprach zuletzt zu der Weinenden: „Auch hinterlasse ich Euch meinen getreuesten Diener Golo; er wird Euch, edle Frau, in allen Dingen Berater und Schützer sein.“ Genoveva konnte vor Schmerz kein Wort erwidern, während indessen der Graf betrübt davon ritt.

Bald war er auch beim Heere angelangt, Karl Martell zog gottvertrauend gegen die wohl viermal stärkeren Feinde. In einer großen Schlacht fielen an die hunderttausend Mohren, während von den Christen nur wenige Tausende blieben. Allein die noch übrigen Heiden warfen sich in eine feste Stadt und wehrten sich so tapfer, daß die Rückkehr des Pfalzgrafen sich wohl um ein Jahr verzögerte.

Inzwischen führte Genoveva daheim ein frommes, tugendreiches Leben, bis sie der Satan zum Falle zu bringen suchte. Er entzündete nämlich in Golo unlautere Liebe zu ihr, und obgleich ihn die Herrin streng zurückwies, wuchs doch seine böse Leidenschaft immer mehr, also daß ihm Genoveva endlich mit schwerer Ungnade des Pfalzgrafen drohte. Jetzt verwandelte sich Golos Liebe in grimmigen Haß, und all sein Streben ging allein dahin, sich bitter zu rächen. Endlich glaubte er einen Weg dazu entdeckt zu haben. Da die Gräfin einen ihrer Köche, Drogo, wegen seiner frommen Herzenseinfalt vor anderen bevorzugte, so ließ Golo böse Gerüchte ausstreuen über Genovevas Umgang mit jenem, der ihr ein Liebespulver in die Speise gemischt habe, also daß sie ihn gern sehen müsse.

Trotz aller Beteuerungen des armen Drogo, Gott im Himmel sei Zeuge seiner Unschuld, wurde er in einem finsteren Turme in schwere Banden geworfen, und auch die Gräfin ließ Golo, um weiteres Ärgernis zu vermeiden, wie er vorgab, in einem Kerker unterbringen, wo sie durch ein kleines, vergittertes Fenster nur kärgliche Nahrung von der bösen Amme des Grausamen gereicht bekam. Der Graf aber, der an einer Wunde darniederlag, erhielt auf Golos Veranstalten keinen Brief Genovevas,

bis eines Tages ein verräterischer Diener ein Schreiben des Gottlosen überbrachte, worin die Schuld der Gräfin und des Kochs dargelegt und als Zeuge der Wahrheit jener ungetreue Diener angerufen wurde.

Der schwer verletzte Siegfried befahl im wilden Zorn, Drogo sogleich zu töten, die Gräfin aber streng zu überwachen. Sofort ließ Golo den Koch durch Gift beseitigen und heimlich an einer abgelegenen, einsamen Stelle verscharren; Genoveva aber wurde in einen noch schrecklicheren, feuchten Kerker geworfen: Stroh auf dem nackten Steinboden war ihr Lager, Brot und Wasser ihre Nahrung. In dieser Not genas sie eines Knäbleins und rief in bittrem Weh aus: „O du armes, armes Kind! Der Kerker ist deine Wiege, deiner Mutter droht der Tod der Verbrecherin, in Schmerzen hat sie dich geboren, in Schmerzen wird sie dich dahingehen sehen, darum soll dein Name Schmerzenreich sein!“ So jammerte und klagte die Unglückliche.

Inzwischen traf die Nachricht ein, Graf Siegfried sei genesen und bereits in Straßburg. Wie ein Blitzstrahl traf diese Kunde Golo. Schon wollte er fliehen, da wußte die böse Gertrud, seine Amme, wieder neuen, schlimmen Rat. Sie hatte eine Schwester in Straßburg, die sich durch List in den Ruf einer frommen Wahrsagerin gebracht hatte, in Wirklichkeit aber eine böse Hexe war. Diese wurde gewonnen, dem Grafen, der sie bald aufsuchen werde, solche Trugbilder vorzugaukeln, daß er an Genovevas Schuld nicht mehr zweifeln könne. Der schlimme Plan gelang nur zu gut; der erzürnte Siegfried befahl, die Ungetreue und ihr Kind zu töten, und froh eilte Golo davon, während der Graf, dessen Wunden wieder aufbrachen, noch in Straßburg zurückblieb.

In aller Heimlichkeit teilte der Ruchlose den Befehl des Grafen seiner Amme mit; allein unbeachtet hatte deren Enkelin, das Töchterchen des Burgwarts, die beiden belauscht und eilte nun weinend unter das Fenster Genovevas, ihr die schlimme Botschaft des Todesurteils zu bringen. Da bat die Arme jene um etwas Papier, Feder und Tinte und schrieb folgenden Abschiedsbrief:

„Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, so wollte ich mit diesen Zeilen noch einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will gern sterben, wenn Ihr es befehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß Ihr mich, die Unschuldige, zum Tode verurteilt. Gott weiß es: nur um der Euch bewahrten Treue und Liebe willen hat man mich verdammt. Ich gehe ruhig in den Tod; allein daß auch Euer eigenes armes Söhnlein diesen erleiden soll, erfüllt mich mit Grauen. Es wird die Zeit kommen, wo meine Unschuld zu Tage tritt und die Böswillig-

keit meiner Ankläger sich offenbart. Allein dann trauert nicht zu sehr um mich, herzlieber Gemahl; denn ich habe Euch und meinen Mördern von Herzen verziehen. Noch einmal, lebet wohl! Eure bis in den Tod getreue und darum verdammte Genoveva."

Dies Brieflein, das von ihren Thränen reichlich getränkt war, gab die Unglückliche dem treuen Mägdlein, daß sie es heimlich ins Frauengemach trage; sie selbst aber brachte die Nacht in heißem, inbrünstigem Gebet zu. Kaum graute der Morgen, so erschienen zwei Diener Golos, die Genoveva mit Schmerzenreich in den nahen Wald führten, um beide zu töten. Die Mutter war bereit zu sterben, flehte aber so innig um das Leben ihres Kindes und beteuerte ihre Unschuld so eindringlich, daß selbst die rauhen Männer erweicht wurden. Nachdem Genoveva einen feierlichen Eid geschworen, nie diese Wildnis zu verlassen, stachen sie einem mitgelaufenen Windspiel die Augen aus und brachten sie Golo als Beweis von Genovevas Tod.

Inzwischen irrte die Unglückliche drei Tage lang in dem Walde umher, mühsam von Wurzeln und Beeren sich nährend; da fand sie endlich eine Quelle, und konnte ihren brennenden Durst löschen. Allein schon war sie so entkräftet, daß sie Schmerzenreich keine Nahrung mehr zu reichen vermochte. Das Wimmern des Kindes zerriß ihr das Herz, und im heißen Gebete flehte sie: „Allbarmherziger Gott, du Vater der Waisen, o laß mir Armen doch den einzigen Trost, der mir geblieben auf Erden, laß mir mein Kindlein, meinen Schmerzenreich!" Und Gott erhörte ihr Flehen. Plötzlich nahte sich ohne alle Scheu eine Hirschkuh, die den halb Verschmachteten säugte und ihm neue Kräfte verlieh. Bald fand Genoveva auch eine Höhle, die sie zur Wohnung nahm, und während sie ihre Nahrung im Walde suchte, kam täglich die Hirschkuh, Schmerzenreich zu tränken. Das Kind wuchs allmählich heran, und treulich sorgte die Mutter für alles.

Allerdings war das Elend oft groß, besonders im harten Winter, wo die Nahrung im Walde erstarb; aber nur um so inniger betete Genoveva zu ihrem Heiland, und wurde auch durch viele sichtbare Zeichen an seine Huld gemahnt. Unter anderem bildete es den größten Kummer der Mutter, daß Schmerzenreich ebenso wie sie selbst seine Blößen nur mit Moos und Zweigen bedecken konnte, da Genovevas Kleider längst verbraucht oder vermodert waren. Auf ihr Flehen nun sandte Gott einen Wolf daher, der die Haut eines zerrissenen Schafes im Rachen trug und sie dicht vor dem Kinde niederwarf. Auch die Tiere des Waldes kamen heran und ließen sich von Schmerzenreich streicheln, und gar oft saß er im traulichen Spiele mit ihnen.

So flossen sieben lange Jahre dahin, ohne daß Schmerzenreich außer von dem himmlischen Vater etwas von seinem irdischen erfahren hätte. Da wurde Genoveva zum Tode krank und erzählte dem Sohne ihr Los, befahl ihm auch, nach ihrem Tode gen Trier zu seinem Vater zu gehen; er werde ihn sogleich an der großen Ähnlichkeit erkennen. Allein noch einmal schwand der Engel des Todes; eine innere Stimme verhieß ihr baldige Rettung, und unerwartet sollte diese auch nahen.

Als Pfalzgraf Siegfried nach seiner Heimkehr den Tod Genovevas erfuhr, lobte er anfangs Golo; bald aber regten sich in ihm Zweifel und Gewissensbisse, die durch beängstigende Träume noch vermehrt wurden. Einst dünkte es ihn, der Geist Drogos erscheine ihm, ergreife ihn bei der Hand und führe ihn an eine abgelegene Stelle im Felde. Erschreckt ließ der Graf am nächsten Morgen dort nachgraben und entdeckte bald den mit Ketten belasteten Leichnam des unglücklichen Kochs. An demselben Tage trieb ihn die Gewissensangst in die Gemächer Genovevas, die er bisher nie betreten, und hier fand er denn ihr rührendes Abschiedsschreiben.

Als kurze Zeit darauf ebenfalls jene Wahrsagerin in Straßburg als Hexe erkannt wurde und verbrannt werden sollte, gestand sie auch das Gaukelspiel, welches sie auf Golos Geheiß dem Grafen vorgeführt, und daß Genoveva unschuldig gestorben sei. Verzweiflungsvoll raufte sich Siegfried jetzt das Haar, und sein Schwert hätte den falschen Golo durchbohrt, wenn diesen nicht sein böses Gewissen längst davongetrieben hätte. Rache aber an dem Elenden zu nehmen, war fortan des Grafen Trachten, und mit List suchte er jenen in seine Gewalt zu bekommen.

Nach Jahren lud er ihn freundlich ein zu einer großen Jagd, die er am Dreikönigstage veranstalten wolle, und Golo, der meinte, des Grafen Mißtrauen und Zorn seien geschwunden, ging in die Falle. Die Jagd begann; bald eilte der Graf im Verfolgen einer Hirschkuh seinen Weidgenossen voraus; immer tiefer ging es in den Forst hinein, und endlich stand er vor einer Höhle, in die sich das geängstete Wild geflüchtet. Schon wollte Siegfried auch hier eindringen, da erblickte er plötzlich, einem Gespenste gleich, eine abgezehrte, unbekleidete Frauengestalt neben der Hirschkuh und rief entsetzt: „Bist du ein Mensch, so tritt heraus ans Tageslicht!" „Ich bin," erwiderte eine schwache Stimme, „ein armes, elendes Weib und kann mich in meiner Blöße nicht zeigen. Werfet mir Euren Mantel zu." Dies geschah, und Genoveva trat blaß, zitternd, mit den bloßen Füßen im tiefen Schnee stehend, nebst der Hirschkuh heraus. „Unglückliche, wer bist du?" rief erschüttert der Graf.

„Ich bin ein armes Weib aus Brabant und aus Not hierher geflohen, da man mich unschuldig mit meinem armen Kinde umbringen wollte!“

Ahnungsvoll zuckte der Graf zusammen, vermochte aber in dieser abgezehrten Gestalt die einst so blühende Genoveva nicht zu erkennen und fragte bebend: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, wie hieß Euer Herr?“ „Siegfried hieß er; ich Armselige aber nenne mich Genoveva!“ Da sprang der Graf vom Rosse hernieder, fiel ihr zu Füßen und rief unter hellen Thränen: „O Genoveva, Gnade, Verzeihung! Ich elender Bösewicht, ich bin nicht wert, daß mich die Erde trage! O du Heilige, wie kann ich mein Verbrechen je an dir sühnen, wie die Augen wieder zu dir erheben?“ „Nicht so, Geliebter,“ entgegnete tröstend Genoveva, „ich habe dir nie gezürnt und dir längst verziehen, der barmherzige Gott aber wolle uns beiden unsere Fehler vergeben!“ Damit hob sie den Knieenden sanft auf, der kaum die bange Frage wagte: „Lebt unser armes, unglückliches Kind noch?“ „Daß es noch lebt, ist ein großes Wunder des gütigen Gottes; denn mir Entkräfteten hat er diese Hirschkuh gesandt; sie hat unsern Knaben aufgesäugt.“

Während sie noch redeten, kam der kleine Schmerzenreich fröhlich dahergelaufen; als er aber den fremden Mann erblickte, wollte er nicht näher treten, bis ihm Genoveva unter Thränen zurief: „Tritt näher, mein Sohn, siehe, dies ist dein lieber Vater, küsse seine Hand!“ Freudig schloß der Graf den Knaben in die Arme, und ihm Augen und Mund küssend, konnte er nur unzusammenhängende Ausrufe des Glückes stammeln.

Jetzt stieß er ein paar Mal kräftig ins Horn, und von allen Seiten kamen die Jagdgenossen herangesprengt. Mit erstauntem Blick sahen sie die blasse Frauengestalt im weiten Reitermantel und das liebliche Kind auf den Armen des Grafen. Dieser aber rief mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, seht hier Genoveva, meine Gemahlin, und hier Schmerzenreich, meinen Sohn! Sieben Jahre haben sie in dieser niedrigen Höhle gehaust; durch Gottes Gnade sind sie mir Unwürdigem wiedergeschenkt worden. Schüret sogleich ein Feuer an und breitet Gewänder um die Frierenden, zwei Boten aber holen schleunigst eine Sänfte für die Gräfin!“

Inzwischen kam als letzter Golo an. Bei dem Anblick Genovevas warf er sich zu Boden und flehte jammernd um Barmherzigkeit; aber der Graf ließ ihn hart binden, und heim ging der Zug. Hand in Hand schritten Siegfried und Genoveva, ein Ritter hatte Schmerzenreich auf dem Arm, und die Hirschkuh folgte beiden treulich nach. Unter den lauten Jubelrufen der Herzuströmenden langte der Zug endlich im Schlosse an, woselbst nun Freudenfest auf Freudenfest folgte. Aber auch

über Golo wurde Gericht gehalten. Wohl bat Genoveva für den Elenden, allein er erhielt den Lohn seiner Thaten: von vier Ochsen wurde er langsam zerrissen. Ebenso erlitten seine bösen Genossen die wohlverdiente Strafe; alle Getreuen aber wurden reich belohnt, insbesondere des Turmwarts liebes Töchterlein und die beiden barmherzigen Diener.

Fortan lebten die drei Vereinten in froher Gemeinschaft; aber nur wenige Monate noch sollte Genoveva das irdische Glück genießen. Die jahrelangen, schweren Leiden hatten ihren zarten Körper aufgerieben, immer bleicher wurde sie, und endlich hauchte sie nach innigem Abschiede von ihren Lieben die edle Seele aus.

Mit ihr schied auch die treue Hirschkuh. Schon in der Krankheit der Gräfin schlich sie traurig einher, und als man jene zu Grabe trug, da folgte sie dem Leichenzuge, umlief klagend das Grab, verschmähte alle Nahrung und lag bald verschmachtet am Boden. Zum Gedächtnis ließ später der Pfalzgraf auf dem Grabstein Genovevas die treue Hirschkuh unter seinem Wappen in edlem Marmor aushauen.

Für Siegfried jedoch selbst waren mit Genovevas Tod alle irdischen Freuden erstorben. Stundenlang kniete er an ihrem Sarge oder in der Höhle, darin sie so lange gehaust. Über derselben ließ er eine prächtige Kapelle errichten und auch den Sarg hierhin überführen. Gar bald wurde dieser Ort eine segenbringende Wallfahrtsstätte, und manches Gotteswunder soll hier geschehen sein. Der Graf aber übergab all sein Hab und Gut in die Hand seines Bruders und mahnte ihn, dem jungen Schmerzenreich ein treuer Vormund und Schützer zu sein; er selbst wolle als Einsiedler neben der Kapelle den Rest seiner Tage verbringen. Allein kaum hatte Schmerzenreich dies vernommen, so rief er: „Nein, Vater, nie mehr trenne ich mich von dir und der Mutter, auch nicht von meinem Walde und meiner Höhle!“

Trotz aller Einwände beharrte er auf seinem Willen; Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen herzlichen Abschied von allen und zogen hinaus in den Wald. Die Vögel und Tiere aber erkannten sofort ihren alten Spielgefährten wieder und begrüßten ihn freudig. In ihrer Einsiedelei brachten beide im frommen Gedenken an die geliebte Genoveva ihr Leben heilig hin und sind auch daselbst endlich gottselig in dem Herrn entschlafen.

## Der Rattenfänger von Hameln.

Unter der Regierung des Herzogs Heinrich trug sich in der guten Stadt Hameln an der Weser im Jahre 1284 eine gar seltsame Begebenheit zu. Um selbige Zeit ward nämlich die ganze Stadt also von Ratten und Mäusen heimgesucht, daß die Bewohner schier verzweifeln wollten. Was auch geschah, die unheimlichen Gäste los zu werden, alles war umsonst. In dieser Not erschien plötzlich ein abenteuerlich gekleideter Gesell, dem Anscheine nach ein reisender Spielmann, und erbot sich, gegen eine Summe Geldes die verhaßten Eindringlinge zu vertilgen. Freudig gingen Rat und Bürgerschaft auf seine Forderungen ein und warteten gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Gar mancher allerdings meinte, der Fremde sei ein loser Schalk und lustiger Gesell; man werde ja sehen, wie die Sache verlaufe.

Inzwischen wanderte der Fremdling durch alle Gassen der Stadt, auf einer Sackpfeife süße, seltsam klingende Melodieen spielend. Und siehe da, welch Wunder! Aus allen Ritzen und Löchern, von allen Ecken und Enden kamen Ratten und Mäuse in dichten Scharen hervorgesprungen, sammelten sich hinter dem Pfeifer und liefen ihm nach, sodaß bald alle Straßen von dichtgedrängten Mengen bedeckt waren. Nun wandte sich der fremde Spielmann dem Thore zu, das zur Weser führt, und hinaus ging es in sonderbarem Zuge immer weiter auf den Fluß zu, ja mitten in diesen hinein. Getreulich folgten Tausende und aber Tausende von Ratten und Mäusen dem lustigen Spielmann, wichen und wankten auch nicht, als dieser in den Fluß hineinschritt. Als er jedoch plötzlich mitten in einer süßen Melodie schroff abbrach, da war der Zauber gewichen, die Wogen ergossen sich über die Eindringlinge, und alle versanken elendiglich in den Fluten.

Als nun die Bürger von Hameln sich auf so leichte Weise von ihren Quälgeistern befreit sahen, da gereute sie ihr Versprechen, und unter dem Vorwande, der Fremde könne nur ein Zauberer, ein Hexenmeister sein, der froh sein müsse, so leichten Kaufes davonzukommen, verweigerten sie ihm die Zahlung der bedungenen Summe.

Schweigend entfernte sich der sonderbare Rattenfänger, allein in seinem Innern stand es fest, Rache, furchtbare Rache an den Wortbrüchigen zu üben. Den Johannistag hatte er sich zu seinem Plane auserseheu. Mittags, als fast alle Bewohner von Hameln zur Kirche gegangen waren, erschien der fremde Spielmann als fröhlicher Weidmann gekleidet, mit der Reiherfeder auf dem Hute und ließ aber-

mals so liebliche, lockende Melodieen erschallen, daß alle die Kinder, groß und klein, aus den Häusern hervoreilten und, ohne zu wissen, weshalb, dem Wundermann folgten. Immer größer wurde die Menge, und als sie alle versammelt waren, da wandte sich der Spielmann zum Stadtthore, und hinaus ging der Zug dem nahegelegenen Koppelberge zu. Auf des Fremdlings Wink öffnete sich derselbe, und jubelnd folgte die Kinderschar ihrem Führer immer tiefer hinein in den Berg. Plötzlich schloß sich dieser, und keins der Kinder kam je wieder zu Tage. Nur zwei der Kleinen waren in der Stadt zurückgeblieben, von denen das eine am selbigen Tage stumm, das andere blind wurde. Diese berichteten nun durch Worte und Gebärden die wundersame Begebenheit.

Vergebens durchforschten die entsetzten Eltern den Berg, die ganze Umgegend, alles umsonst, die Kinder waren und blieben verschwunden. Das Andenken an diesen wunderbaren Kinderraub zu Hameln aber bewahrt noch heute eine alte Mauer am Osterthor, die folgenden Vers trägt:

Im Jahre MCCLXXXIV na Christi gebort
To Hameln worden utgefort
Hundert und XXXIII Kinder dasülvest geborn
Dorch einen Piper under den Köppen verlorn.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—70.

